BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Neue
# Denkwürdigkeiten
## aus der
# Menschen- Völker-
## und
# Sittengeschichte
## alter und neuer Zeit.

---

Zur
angenehmen und belehrenden Unterhaltung
für alle Stände.

Von

Samuel Baur,
Königl. Würtemb. Dekan und Pfarrer in Alpeck und Göttingen.

---

Dritter Band.

---

Ulm, 1827.
Im Verlage der Stettinischen Buchhandlnug.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Innhalt.

## Erste Abtheilung.

### Biographie.


Seite.

Burkard Christoph, Graf von Münnich. Russisch-kaiserlicher General-Feldmarschall. 3.

1. Abkunft und Erziehung. Der spanische Erbfolgekrieg. Münnichs Theilnahme an demselben. 3.
2. Münnich in Polen und Rußland, Seine Arbeiten am Ladoga-Kanal. 8.
3. Russische Thronveränderungen. Münnichs wachsendes Ansehen. 15.
4. Anfeindungen. Entfernung vom Hofe. Der polnische Krieg. Eroberung von Danzig. 21.
5. Krieg gegen die Türken. Erster und zweiter Feldzug. Eroberung der Festung Oczakow. 25.
6. Dritter Feldzug. Oczakow kommt wieder in die Gewalt der Türken. 34.
7. Vierter Feldzug. Münnichs Siege über die Türken. Einnahme der Festung Choczim. Unerwarteter Friede. 37.
8. Tod der Kaiserin Anna. Birons Regentschaft. Münnich stürzt ihn. 43.
9. Münnich unter der Regentin Anna. Seine Unzufriedenheit. Die Prinzessin Elisabeth schwingt sich auf den Thron. 52.
10. Münnich wird verhaftet und nach Sibirien verbannt. Seine Beschäftigungen daselbst. 65.

Seite.

11. Erlösung aus der Verbannung. Münnich unter Peter dem Dritten. Entthronung des Letztern. 73.
12. Letzte Beschäftigungen Münnichs unter Katharina der Zweiten. Sein Tod und Charakter. 81.

## Zweite Abtheilung.

### Biographische Fragmente.

I. Der heilige Adelbert. 94.
II. Andreas Vesalius. 97.
III. Der Dichter Zinkgräf. 103.
IV. Ludwig der Neunte, Landgraf von Hessen-Darmstadt. 109.
V. John Kyrll, der Mann von Roß. 115.
VI. Johann Chiossich, hundert und zehen Jahre Soldat. 118.
VII. Lessings Schuljahre. 120.

## Dritte Abtheilung.

### Scenen aus der Völkergeschichte.

Englische Geschichten, bis auf Alfred den Großen. 125.

1. Aeltester Zustand Britanniens. Cäsars Einfälle in das Reich. —
2. Blühender Zustand Britanniens unter römischer Oberherrschaft. Verheerende Einfälle der Caledonier. 130.
3. Die Sachsen in Britannien. Eroberungen u. Barbareien derselben. Einführung des Christenthums. 136.
4. Egbert, der erste König von England. Culturzustand während seiner Regierung. 146.
5. Sitten und Lebensart der Normänner. Ihre Ankunft in England. 153.
6. In Alfred dem Großen erhält England einen Retter. 162.
7. Siege der Normänner. Alfred geht in die Einsamkeit. Er erscheint von neuem, und schlägt die Feinde. 167.
8. Die neue Gestalt, welche Alfred durch seine weise Anstalten dem Königreiche gab. 176.

Seite.

9. Wissenschaftliche Verdienste des Königs. Eheliches Leben. Tod. 183.

# Vierte Abtheilung.

## Kriegerische Ereignisse.

I. Kriegerische Einfälle der Ungarn in Deutschland. In den Jahren 899 bis 955. 194.
1. Vaterland und Lebensweise der Ungarn. Sie verheeren Baiern und Sachsen. —
2. Deutschland unter dem Könige Konrad. Die Ungarn benutzen die Verwirrung im Reich. 201.
3. Heinrich der Vogler, Deutschlands Retter. 205.
4. Neuer Einfall der Ungarn. Neunjähriger Waffenstillstand. Deutschlands neue Gestaltung. 209.
5. Die Schlacht bei Merseburg. 216.
6. Einfälle der Ungarn unter Otto dem Großen. Die Schlacht auf dem Lechfelde macht den Einfällen der Ungarn ein Ende. 225.
II. Die Belagerung von Ancona. Im Jahr 1174. 236.
III. Furchtbarer Seekampf. Im Jahr 1513. 240.
IV. Uebergabe von Mantua. Im Jahr 1796. 243.

# Fünfte Abtheilung.

## Reiseabentheuer.

I. Gezwungener Aufenthalt einiger Engländer an der grönländischen Küste. Im Jahr 1630. 247.
II. Die Portugiesen auf einer wüsten Insel im chinesischen Meere. Im Jahr 1688. 258.
III. Abentheuer und Rettung eines Franzosen in Louisiana. 263.
IV. Empörung auf einem Sklavenschiffe. Im Jahr 1797. 265.
V. Rettung eines Schiffes durch List. 268.

# Sechste Abtheilung.

## Außerordentliche Naturereignisse.

I. Pest in Schlesien. Im Jahr 1633. 270.

Seite.

II. Erdbeben auf Jamaika. Im Jahr 1692. 272.
III. Zerstörender Ausbruch eines Vulkans auf den Philippinen. Im Jahr 1814. 274.
IV. Großer Brand in Kasan. Im September 1815. 279.
V. Schwimmende Gärten. 285.

# Siebente Abtheilung.

## Historische Kuriositäten.

1. Eine Mahlzeit aus dem vierzehnten Jahrhundert. 287.
2. Reicher Kindersegen. 289.
3. Die Aerzte und ihre Belohnung. 290.
4. Die gottlosen Thiere. 291.
5. Der große Briefschreiber. 292.
6. Aus einer Chronik. 293.
7. Geistliche Lieder im sechzehnten Jahrhundert. 294.
8. Kleider machen Leute. —
9. Der jähzornige Theologe. 295.
10. Von den Kirchnarren oder Verhindernarren des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Aus Sebastian Brandts Narrenschiff. 296.
11. Abstammung des Wortes Frau. 297.
12. Das Blindekuhspiel. 298.
13. Ketzerhaß. —
14. Wer nur den lieben Gott läßt walten. 299.
15. Für Proselytenmacher. 300.
16. Der verwandelte Schuster. 301.
17. Verbot der alten Klassiker. 303.
18. Fasten-Taxe. 304.
19. Theater-Geschmack. —
20. Eine merkwürdige Lotterie. 305.
21. Der theure Koffeeschmaus. 306,
22. Die tapfern Bürger. 307.
23. Die Sprache der Zärtlichkeit. —
24. Die Wallfahrt nach Boulogne. 308.
25. Aussöhnung zwischen Gläubiger und Schuldner. 309.
26. Kraft der Reliquien. 310.
27. Die gezüchtigten Jesuiten. —
28. Der Nachtwächter. 316.

| | Seite. |
|---|---|
| 29. Tyroler Poesie. | 317. |
| 30. Die Kunst, im Finstern zu tappen. | 318. |
| 31. Die berühmten Leute. | 319. |
| 32. Ein merkwürdiger Buchstabe. | — |
| 33. Ostindische Ordensdekorationen, | 320. |
| 34. Religiöse Schwärmereien. | — |
| 35. Wind = Steuer. | 321. |
| 36. Spanische Hofetikette. | — |
| 37. Die belohnte Nachkommenschaft. | 322. |
| 38. Ein Dichter im Schlaf. | 323. |
| 39. Verschiedene Charaktere. | 324. |
| 40. Für Liebhaber der Blumen. | 325. |
| 41. Der Schwarze und der Weisse. | 327. |
| 42. Der originellste Druckfehler. | 328. |
| 43. Die Hoffnung lange zu leben. | — |
| 44. Die Größe einer Billion. | 329. |
| 45. Tagesordnung eines baierischen Benedictiners. | 330. |
| 46. Der Kanzelredner. | 331. |
| 47. Sectionsbericht über einen auf der Insel Dagden ermordeten Schiffer. | — |
| 48. Englische gelehrte Sonderlinge. | 332. |
| 49. Die Allwissenden. | 333. |
| 50. Namenwechsel, | 334. |
| 51. Fragment einer Predigt. | 335. |
| 52. Selbstpeinigung. | 336. |
| 53. Zufriedenheit in höchster Armuth. | 337. |
| 54. Venetianische Justiz. | — |
| 55. Goldene Praxis der Advokaten. | 340. |
| 56. Eine merkwürdige Berechnung. | 341. |
| 57. Die barbarischen Richter. | 342. |
| 58. Lesefrüchte. | — |


## Achte Abtheilung.

### Anekdoten.


| | |
|---|---|
| 1. Essen oder Trinken. | 350. |
| 2. Weiblicher Patriotismus. | 351. |
| 3. Weibliche Treue. | 352. |
| 4. Der Graf von Salas und seine Tochter. | 353. |

| | Seite. |
|---|---|
| 5. Hinterliſt und Großmuth. | 355. |
| 6. Der politiſche Bund. | — |
| 7. Treffende Antworten. | 356. |
| 8. Quaalvoller Tod. | 357. |
| 9. Liebesprobe. | 358. |
| 10. Das Räthſel. | 358. |
| 11. Das Wunder. | 359. |
| 12. Lohn des Betrugs. | — |
| 13. Univerſalmonarchie. | 360. |
| 14. Charakteriſtiſches Denkmal. | — |
| 15. Glaubenszwiſt. | 361. |
| 16. Der kluge Paſtor. | 362. |
| 17. Die großen Leute. | 363. |
| 18. Die Redner. | 364. |
| 19. Prophezeihungen. | 365. |
| 20. Frag und Antwort. | — |
| 21. Die Naſe. | 366. |
| 22. Der Verehrer ſeiner Kunſt. | — |
| 23. Der Dieb in der Bärenhaut. | — |
| 24. Die Zuverſicht des Herrſchers. | 367. |
| 25. Der geplünderte Matroſe. | 368. |
| 26. Die geheimen Räthe. | 370. |
| 27. Wunderbare Lebensrettung. | 371. |
| 28. Der edle Staatsdiener. | 372. |
| 29. Der Traum. | 373. |
| 30. Seltene Freimüthigkeit. | 375. |
| 31. Jeſuitiſch = demagogiſche Umtriebe. | 377. |
| 32. Klugheit hilft. | 378. |
| 33. Das Theater. | 380. |
| 34. Die Schiffsjungen. | — |
| 35. Die treue Negerin. | 381. |
| 36. Klug oder ein Narr. | — |
| 37. Der Schächer. | 382. |

# Denkwürdigkeiten

aus der

# Menschen- Völker-

und

# Sittengeschichte.

---

## Neunter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

# Erste Abtheilung.

# Biographie.

## Burkard Christoph, Graf von Münnich.
## Russisch-kaiserlicher General-Feldmarschall.

### I.

### Abkunft und Erziehung. Der spanische Erbfolgekrieg. Münnichs Theilnahme an demselben.

Wunderbar, und durch unsichtbare Fäden geleitet, gestalten sich die Schicksale der Menschen. Ruhig, auf stiller gleichförmiger Bahn wandelt der Eine in dem selbstgewählten Berufe fast ohne alle Störung von den frühen Jahren seines Lebens bis zum Grabe, und alle gewaltsamen Bewegungen und Veränderungen bleiben ihm fremd im Innern seines Treibens und Thuns. Unsicher und wankelmüthig betritt ein Anderer die Heerstraße der Verhältnisse, und, entblößt von Allem, was seinem innern Leben eine feste Richtung zu geben vermöchte, wird er niemals sich selbst klar, und geht unter in der immerwährenden,

 unsteten

unsteten Bewegung, die der Mangel von Selbstständigkeit in seinem planlosen Denken und Wirken fortdauernd hervorbringt. Ein Dritter wird von unerwarteten Schicksalen, wie ein Schiff von mächtigen Wogen des unruhigen Meeres umhergetrieben; aber der innere Gehalt seines Geistes, durch welchen er die Verhältnisse klar überschaut und zu würdigen versteht, läßt ihn nie steuerlos, so daß er überall, auch wenn die Sterne in dunkeln Nächten ihm entschwinden, die Richtung wieder auffindet, die ihn zum sichern Hafen geleitet. Zu diesen letztern gehörte der Graf Münnich, ein Mann von grossen Geistesgaben und ungemeiner Charakterstärke. Durch Verdienste bahnte er sich selbst den Weg, der ihn unter seinen Zeitgenossen auszeichnete. Er genoß die Gunst fünf russischer Selbstbeherrscher, die ihn in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zogen und seine Einsichten zum Wohl des Staates benutzten. Zu der einen Zeit stralte er auf dem Gipfel der Ehre, zur andern Zeit schmachtete er Jahre lang im Dunkel des Kerkers, immer aber ertrug er mit Muth die Streiche des Schicksals, und behauptete männliche Würde, Entschlossenheit und Selbstständigkeit.

Burkard Christoph von Münnich wurde am neunten May des Jahres 1683 auf dem väterlichen Stammgute Neuen-Huntorf in der Grafschaft Oldenburg, ungefähr anderthalb Meilen von der Stadt Oldenburg entlegen, geboren; aus einem Geschlechte, welches der König Friedrich der Dritte von Dänemark 1658 geadelt hatte. Sein Vater war in dänischen Diensten Rittmeister gewesen, hatte aber 1680, auf sein Ansuchen, als charakterisirter Obristlieutenant seinen Abschied erhalten, und sich auf seine Güter im Oldenburgischen zurückgezogen. Es lag

aber

aber nicht in seinem Plane, sich einer unthätigen Muße hinzugeben; vielmehr suchte er seine erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen zum Besten seines Vaterlandes anzuwenden. Da er nicht nur in der Ingenieur: sondern auch in der Wasserbaukunst und im Deichwesen viele Einsichten besaß, so übernahm er die Oberaufsicht über das gesammte Deichwesen in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, und sicherte durch seine verständigen Vorkehrungen das Land gegen die Einbrüche der Nordsee und des Weserstroms. Dieses beschwerliche Amt legte er 1699 nieder, ward darauf fürstlich-Ostfriesischer Drost im Amte Esens, mit dem Titel eines Geheimenraths, und starb 1721.

Die Beschäftigungen des Vaters bestimmten die Neigungen und selbst die Studien seiner Söhne, besonders unsers Burkard Christophs, der bald der Liebling seines Vaters wurde. Es machte diesem Freude, daß der talentvolle Knabe gerade an den Beschäftigungen das meiste Vergnügen fand, wozu ihn selbst Amt und Neigung aufforderten. Er hatte eine ausführliche Beschreibung der oldenburgischen Deiche, Schleusen, Anwächse und Abbrüche verfaßt; der Sohn ließ sich die Mühe nicht verdrießen, diese Schrift eigenhändig abzuschreiben. Freudig begleitete er den Vater auf den beschwerlichen Deichreisen, zeichnete ihm nach, und versäumte daneben nicht, sich ernsthaft mit der Mathematik zu beschäftigen, auch lernte er Latein und Französisch. Sein Fleiß und seine vorzüglichen Gaben förderten ihn in allem, was er unternahm und lernte.

Frankreich stand damals auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ansehens; es war die große Schule der Künste des Krieges und des Friedens, wohin die Jugend Europens wallfahrtete und Bildung

suchte.

suchte. Auch der junge Münnich unternahm 1699, in Gesellschaft seiner Brüder, eine Reise dahin, und benutzte seinen Aufenthalt daselbst besonders zur Vermehrung seiner Einsicht in die Kriegsbaukunst, wozu ihn bisher sein Vater angeleitet hatte. Seine ausgezeichneten Fähigkeiten entgingen nicht dem Auge der Kenner am französischen Hofe, und man trug ihm eine Ingenieurstelle unter den französischen Truppen im Elsas an. Münnich, für dessen feuriges Temperament der Militärdienst ungemein viel Reitzendes hatte, nahm den Antrag mit Freuden an, und reiste deswegen von Paris nach Strasburg. Allein da er erfuhr, daß die Division, bei der er dienen sollte, gegen den Kaiser und das deutsche Reich bestimmt wäre, so besann er sich schnell eines andern. Der Gedanke, gegen sein Vaterland fechten zu müssen, empörte sein patriotisches Herz. Er kehrte nach Teutschland zurück, und trat, kaum siebenzehn Jahre alt, in Hessen-Darmstädtische Dienste, in welchen er bald zum Hauptmann emporstieg.

Wild flammte das Feuer des Krieges am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in zwei vieljährigen Kriegen auf, in dem spanischen Erbfolgekriege und in dem sogenannten nordischen Kriege. Der erste ward zwar zunächst über den Besitz der spanischen Monarchie geführt; allein das Interesse des Hauses Oesterreich zog einen beträchtlichen Theil des Kriegsschauplatzes auf deutschen Boden, und verflocht mehrere deutsche Fürsten in denselben, weil das deutsche Reich in diesem Kriege den Kaiser gegen Frankreich unterstützte. Für Münnich war dieser Krieg, dem er bis zum Schlusse beiwohnte, die Schule, in der er vielfache Gelegenheit fand, sein militärisches Talent auszubilden und seinen tapfern Muth zu erproben. Schon im Jahr 1702 befand

re

er sich mit den darmstädtischen Truppen bei der Reichsarmee, welche Landau belagerte, und nahm Theil an der Ehre der Eroberung. Einige Zeit darauf kam er an den darmstädtischen Hof zurück, und hier vermählte er sich 1705 mit der Hofdame von Witzleben, die ihm dreizehn Kinder gebar, und ihn beinahe auf allen seinen Feldzügen begleitete. Nicht lange nach seiner Verheirathung trat er als Major in Hessenkasselische Dienste, und zog mit dem damaligen Erbprinzen Friedrich, nachmaligem Könige von Schweden, wider die Franzosen nach Italien zu Felde. Er nahm einen ehrenden Antheil an den Triumphen, in deren Folge der berühmte kaiserliche Heerführer, Prinz Eugen, die Franzosen aus Italien vertrieb, und als Eugen seine Siege bis in die Provence verfolgte, war auch Münnich dabei.

Ehrenvoll, und mit großen Erfahrungen bereichert, kehrte er in sein Vaterland zurück, und marschirte im April 1708 mit dem hessischen Hülfskorps nach den Niederlanden, wo die Kriegsflamme von neuem aufloderte. In der Schlacht bei Oudenarde, den Belagerungen von Ryssel und Dornik, der Schlacht bei Malplaquet, den Belagerungen von Mons, Douay, Bethune, Aire, Bouchain und Quesnoy fand er vielfache Gelegenheit sich auszuzeichnen, und der Lohn seiner blutigen Arbeiten war die Beförderung zum Obristlieutenant. Die letzte Kriegsoperation, welcher er in den Niederlanden beiwohnte, war das unglückliche Treffen bei Denain, das den vier und zwanzigsten Julius 1712 vorfiel. Bisher hatte ihn kein Unfall betroffen, aber in diesem Treffen wurde er gefährlich verwundet. Ein Stich durch den Unterleib hatte ihn niedergeworfen, und man hob ihn als einen Todten vom Schlachtfelde auf. Wie man einiges Leben bei ihm spürte,

ward er verbunden, und, sobald es sein Zustand erlaubte, als Kriegsgefangener nach Paris geführt. Hier genoß er die beste Verpflegung; von allen Seiten kam man ihm mit Höflichkeit entgegen. Kenntnisse besitzend, und nach mehreren strebend, suchte und fand er Zutritt bei mehreren angesehenen und gelehrten Männern. So besuchte er z. B. öfters den Erzbischof Fenelon, und noch im Alter erinnerte er sich mit Vergnügen des Umgangs mit diesem christlichen Weisen. Als er genesen war, kaufte er sich aus der Gefangenschaft los, und eilte wieder zu seinem Korps. Allein der Utrechter Friede, welcher am fünfzehnten April 1713 zu Stande kam, endigte die vieljährige Fehde wegen der spanischen Erbfolge, und die Truppen kehrten in ihre Heimat zurück.

## 2.

### Münnich in Polen und Rußland. Seine Arbeiten am Ladoga-Kanal.

Münnich sah nunmehr, als Befehlshaber eines Regiments, ruhigen Tagen und einer glücklichen Zukunft entgegen. Allein das, was Tausende wünschen und zu erstreben trachten, lag nicht zunächst in seinen Wünschen. Die müßige Ruhe ward ihm bald unerträglich; sein reger Geist fühlte sich zu einem größeren Wirkungskreise geboren, und er schaute um sich, wohin er sich wenden sollte.

Der Utrechter Friede hatte zwar die große spanische Fehde geendigt, die Herrschaft über Königreiche entschieden, und dem südlichen Europa eine veränderte Gestalt gegeben; aber unentschieden blieb noch im Norden ein Kampf, der gleichfalls Kronen galt. Der Kaiser Peter der Große von Rußland

und

und der König Karl der Zwölfte von Schweden waren die beiden Hochgestalten, welche seit dem beginnenden Jahrhunderte die Augen der Welt auf sich zogen. Auf den Schauplatz, wo sie einander befehdeten, waren Münnichs Augen gerichtet. Der Kurfürst von Sachsen und König von Polen August der Zweite hatte großen Antheil an den Kämpfen der beiden Heroen, und in dessen Dienste trat Münnich 1716 als Oberster. Bald fand er Gelegenheit, seine Einsichten geltend zu machen, und daher ernannte ihn August 1717 sowohl bei den polnischen regelmäßigen und auf deutschen Fuß eingerichteten, als bei den sächsischen Truppen zum Generalmajor, und überdieß bei jenen zum Generalinspector. Bei den polnischen Truppen sowohl, als bei der Krongarde, machte er viele neue Einrichtungen, und beide dankten ihm ihre zeitgemäße Umbildung. Immer mehr befestigte er sich in der Gunst des Königes, reitzte aber eben dadurch auch den Neid, der ihm sein Glück mißgönnte. Besonders zog er sich die Abneigung des Feldmarschalls, Grafen von Flemming zu, der das Vertrauen des Königs ausschließlich zu besitzen strebte. Mehrere kleine Händel, in die er verwickelt wurde, verleideten ihm den Aufenthalt in Polen, und ein unglücklicher Duell, in welchem er seinen Gegner tödtlich verwundete, gab Anlaß, daß er seinen Abschied nahm.

Einige Zeit war Münnich unschlüssig, ob er nunmehr Karln dem Zwölften, oder Petern dem Großen seine Dienste widmen sollte. Als aber Karl am eilften December 1718 vor Friedrichshall in Norwegen erschossen wurde, blieb sein Blick auf das kolossalische Rußland gerichtet, und er reiste über Königsberg und Riga nach St. Petersburg.

Ausgerüstet mit einer nie zu lähmenden Schnellkraft

kraft und seltener Einsicht, hatte Peter der Große es unternommen, seinem unermeßlichen Reiche eine neue Gestalt zu geben, und es der europäischen Kultur näher zu bringen. Mit unerschütterlichem Sinn für Wahrheit; ehrgeitzig, ohne Eitelkeit und Eroberungssucht; mit Achtung für die Wissenschaften im Verhältniß zu ihrer Nützlichkeit, gehörte er zu den außerordentlichsten Menschen jedes Zeitalters. Manche harte und gewaltsame Maaßregel, die er sich erlaubte, mußte unter den Umständen, worin er und sein Land sich befanden, zweckmäßig erscheinen. Da er auf seine erst zu entwildernde Nation zu wenig rechnen konnte, und da sklavische Völker überhaupt nur durch einen Stoß von außen geweckt und in Thätigkeit versetzt werden können, so mußte er Ausländer aller Art in sein Reich ziehen, und durch sie auf die Nation wirken. Deswegen schien ihm auch Münnich einer jener Männer zu seyn, deren er bedurfte. Dieser hatte nemlich ein neues System der Fortifikationskunst entworfen, und dem Monarchen zugesandt. Er faßte eine sehr günstige Meinung von den Einsichten des Mannes, ließ ihn deswegen einladen, nach St. Petersburg zu kommen, und versprach ihm die Stelle eines General-Ingenieurs und General-Lieutenants von der Infanterie.

Als Münnich im Februar 1721 in der Residenz des Kaisers ankam, war der erste Empfang nicht so, wie er erwarten konnte. Er hatte jetzt ein Alter von sieben und dreissig Jahren erreicht; aber seine ungeschwächte Kraft, die Blüthe der Gesundheit und der Frohsinn, welche seine Bildung verschönerten, gaben ihm ein ungleich jüngeres Ansehen. „Wie alt sind Sie?" Das war die erste Frage aller russischen Minister und Generale. „Wie alt sind Sie?"

Sie?" fragte mit ihnen der Kaiser. Auch zu geschliffen, zu galant war Münnich für den rauhen Peter, der sich schwer daran gewöhnte, französische Politur mit ächtem Kriegsgeist vereinbar zu finden. Und diesen jungen Fremdling sollte er sogleich über die Menge älterer Generalmajore erheben, die in seinen bisherigen Kriegen ihm zur Seite gefochten hatten. Er fing an zu wanken, und Münnich erhielt die versprochene Bestallung nicht. Indessen mußte er den Kaiser oft auf seine Lustschlösser, oder auf die Admiralität, besonders nach dem Kronstädtischen Kanal und Hafen begleiten. Peter schien ihn selbst prüfen, und sich von seiner Geschicklichkeit überzeugen zu wollen. Er zeigte ihm einen Entwurf zur Befestigung Kronstadts. Da dieser von Münnichs Fortifikations-Grundsätzen abwich, so entwarf er auf des Kaisers Befehl einen andern Befestigungsplan, und dieser Entwurf war dann die zweite Arbeit, womit Münnich sich dem Kaiser empfahl. Aber das General-Lieutenantspatent erfolgte noch immer nicht. Nach Riga, hieß es, solle er dem Kaiser folgen, und dort den Entschluß vernehmen. Münnich gehorchte, wohnte dort den Truppenmusterungen bei, und seine Urtheile über Kriegsoperationen und militärische Einrichtungen bestärkten Petern in der günstigen Meinung, die er von Münnichs Talenten gefaßt hatte. Sein Vertrauen wurde vermehrt, als ihm derselbe einen Riß vorlegte, worin die Schwäche der Festungswerke und der Citadelle von Riga deutlich erwiesen waren. Während des Aufenthaltes daselbst schlug der Blitz in den Thurm der St. Peterskirche, und legte ihn in die Asche. Münnich hatte von dieser Kirche und ihrem Thurme eine Zeichnung gemacht, die des Kaisers ganzen Beifall erhielt. Und da nun über Münnichs ungemeine Fä-

higkeiten und Kenntnisse gar kein Zweifel mehr zurückbleiben konnte, sb erhielt er die verheissene Bestallung als General-Lieutenant. Sie war aber ein ganzes Jahr voraus datirt, denn so lange sollte Münnich noch, um die alten Generalmajore weniger zu beleidigen, Generalmajors-Dienste thun.

Dem Kaiser lag nichts mehr am Herzen, als das von ihm gegründete St. Petersburg, das majestätisch am Ausflusse des Newastroms emporstieg, zur Beherrscherin des Nordens, und zur größten Handelsstadt seines Reichs zu erheben. Zur Erreichung dieses Zweckes war es aber nothwendig, die Zufuhr der Kaufmannsgüter und Lebensmittel aus dem Innersten des Reiches zu erleichtern, da die Gegenden von St. Petersburg zur Unterhaltung einer so großen Stadt nicht Nahrungsmittel genug hervorbrachten. Die meisten Waaren, die fernher vom kaspischen Meere aus Persien, Astrakan und Kasan hergeführt wurden, Korn, Salz, Schiffsbauholz ꝛc. kamen auf dem großen Wolchow-Flusse, welcher sich etwa hundert Werste höher, als die Newa, mit dem Ladogasee vereint. Um also aus der Wolchow in die Newa zu gelangen, mußten die Schiffenden eine lange Fahrt über den See machen; eine Fahrt, welche durch eine vorragende Erdzunge, die umschifft werden mußte, verlängert wurde. Aber gefahrvoll war zugleich diese Fahrt. Der See ist voll Triebsandes, welcher durch die heftigen Sturmwinde hin und her getrieben wird, und die Küsten seicht macht. Die weite Oberfläche des Sees ist allen Winden ausgesetzt, und die Wellen schlagen mit kurzer Brechung. Für die, aus den sichern Flüssen und kleinen Seen kommenden platten russischen Fahrzeuge war also, zumal bei der Unkunde der russischen Schiffer, diese Fahrt äußerst gefährlich.

Schon

Schon mehrere tausend Fahrzeuge waren von des Ladoga Wellen verschlungen worden. Die Gefahr schreckte die Handelsleute von der Zufuhr ab; und so fehlte es der Stadt mitunter an Brodkorn.

Lange sann man auf ein Mittel, dem großen Uebel abzuhelfen, und nur ein einziges ward zureichend gefunden: die Ziehung eines Kanals, welcher die Wolchow mit der Newa vereine, mithin den Schiffenden die Fahrt über den trügerischen See erspare: Aber welch ein Unternehmen, einen Kanal von vierzehn deutschen Meilen Länge zu graben. Doch Peter war nicht gewohnt, sich durch Schwierigkeiten von großen Unternehmungen abschrecken zu lassen. Schon im Jahre 1719 befahl er dem Fürsten Menzikof und dem General Pissarew die Ausführung des nngeheuren Werks zu beginnen. Beide hatten aber nicht die geringste Kenntniß von dergleichen Arbeiten. Einige zwanzig tausend Arbeiter, meistens Kalmuken und Kosaken, wühlten zwei Jahre in der Erde, ohne daß man sagen konnte, sie wären im geringsten weiter gekommen. Wahrscheinlich wäre der Kanal nie zur Ausführung gebracht worden, wenn nicht Münnich in russische Dienste getreten wäre. An ihm fand Peter den Mann, den er lange vergebens gesucht hatte, und nachdem er sich an Ort und Stelle durch die genauesten Untersuchungen überzeugt hatte, daß Münnich im Stande wäre, das große Werk zu leiten, so befahl er, daß fortan nach dessen Plane der Kanalbau fortgesetzt werden sollte.

Die Riesenarbeit gewann unter Münnichs Leitung einen fröhlichen Fortgang, und im Jahr 1724 war bereits eine Strecke von vier Werften völlig zu Stande gebracht. Mit Wohlgefallen besah Peter die neue Arbeit. Dann ließ er sich selbst und Münnich

nich jedem eine Schaufel geben, und nun begannen sie vereint die Arbeit, den Damm zu durchstechen, welcher den Erguß des Wassers in den neuen Kanal noch hemmte. Auf vielfache Weise, mündlich und schriftlich äußerte er gegen Münnich seine besondere Zufriedenheit über den guten Fortgang des Kanalbaues. Als er drei Monate vor seinem Tode von Staraja Russa über den Kanal nach St. Petersburg zurückkam, und die Kaiserin sich nach seiner schon wankenden Gesundheit erkundigte, war seine Antwort: „Die Arbeit meines Münnichs hat mich geheilt. Ich denke es noch zu erleben, daß ich mich mit ihm zu Petersburg einschiffe, und zu Moskau in Golofkins Garten wieder ans Land trete.“ Den Tag darauf begab er sich mit Münnich in den Senat, und sagte zu der Versammlung: „Ich habe den Mann gefunden, der den Ladogaischen Kanal bald zu Stande bringen wird. Noch nie hatte ich in meinen Diensten einen Ausländer, der große Werke so gut zu entwerfen und auszuführen wußte, als er, und ihr sollt alles thun, was er verlangt.“ Als der Kaiser aus dem Senat wieder wegging, sagte der Generalprokurator Jaghuschinsky zu Münnich: „Herr General, wir hangen jetzt von Ihren Befehlen ab.“

Fünf und zwanzig tausend Mann mußten von nun an unaufhörlich nach Münnichs Anweisung arbeiten, und mit inniger Zufriedenheit sah Peter den guten Fortgang des Kanals, „welcher, wie er wiederholt zu sagen pflegte, Petersburg und Kronstadt die Lebensmittel, der Flotte die Baumaterialien zuführen, und Rußlands Handel mit dem übrigen Europa blühend machen würde.“ Aber die Vollendung des Werkes sollte der große Mann nicht erleben. Er sank schon am acht und zwanzigsten Januar

nuar 1725 in die Arme des Todes, betrauert von allen, die seinen Geist und seine Thaten zu würdigen verstanden.

## 3.

### Russische Thronveränderungen. Münnichs wachsendes Ansehen.

Kein Reich ist im achtzehnten Jahrhundert so fruchtbar an Regierungs-Revolutionen gewesen, als das russische. Ein Zeitraum von fünfzehn Jahren stellte, nach Peters des Großen Tode, die Seltenheit von vier Regierungen auf. Und die vier Personen, welche die Krone bekamen, erhielten sie alle entweder unerwartet, oder wider die gewöhnliche Ordnung des Successionsrechtes.

Als Peter gestorben war, folgte ihm seine Gemahlin Katharina auf dem Throne. Sie suchte die Herzen der Unterthanen durch Güte und Sanftmuth zu gewinnen. In dieser Absicht ließ sie die zahlreichen Galgen, Räder und Schafote abbrechen, die auf den Landstraßen, und besonders in der Hauptstadt errichtet waren. Die Leichname der Hingerichteten, die noch zur Schau ausgestellt waren, ließ sie begraben, und die Verbannten rief sie zurück. Allein bald wurden ihr die Regierungsgeschäfte zuwider, und sie überließ sich den Ausschweifungen. Bei schönem Wetter brachte sie ganze Nächte in freier Luft zu, und zerstörte ihre Gesundheit durch den Tokayerwein. Als sie im May 1727 gestorben war, bestieg ein zehenjähriger Prinz den Thron: Peter der Zweite, ein Enkel Peters des Großen. Da er zu jung war, um selbst regieren zu können, so wurde er der Spielball einiger Großen, und schon

im

im Anfange des Jahres 1730 starb er an einem hitzigen Fieber. Nach seinem Tode berief der Senat, mit Uebergehung der Elisabeth, einer Tochter Peters des Großen, dessen Cousine, die Prinzessin Anna, zur Regierung. Sie hatte sich am eilften November 1710, in ihrem siebenzehnten Jahre mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Curland vermählt, der aber durch den übertriebenen Genuß bei den Hochzeitlustbarkeiten erkrankte, und schon am ein und zwanzigsten Januar 1711 das Hochzeitbette mit dem Grabe vertauschte. Seitdem lebte Anna als Wittwe zu Mietau, und dachte auch daselbst ihr Leben zu endigen. Verschiedene Entwürfe, sie wieder zu vermählen, kamen nicht zu Stande; noch weniger hatte sie einige gewisse Aussicht zu der Krone ihres Vaterlandes. Zwietracht, getheiltes Interesse und eigennützige Absichten verschafften sie ihr unerwartet. Der Senat legte ihr aber Bedingungen vor, wodurch die unumschränkte Regentengewalt gemäßigt werden sollte. Er wollte im Grunde nur eine Repräsentantin der Kaiserwürde haben, und die Macht und souverainen Rechte derselben selbst besitzen. Anna sollte nicht ohne Genehmigung des hohen Rathes Krieg führen, oder Frieden schließen, keine Auflagen machen, kein Amt besetzen, keinen Adelichen bestrafen, kein Vermögen konfisciren, keine Krongüter veräußern, und sich weder einen Gemahl noch einen Nachfolger erwählen. In Mietau versprach Anna der Gesandtschaft, welche ihr die Krone anbot, die Erfüllung dieser Bedingungen; sie dachte mit dem Senat anders als Kaiserin sprechen zu können, wie sie es als Herzogin konnte. Und dieß gelang ihr auch, mit Hülfe einiger Großen, auf deren Beistand sie sich verlassen durfte. Kaum war sie in Moskau angekommen, so zerriß sie in

der

der Versammlung der Großen des Reichs die ihr vorgelegte Acte, „weil sie nicht den Willen der ganzen Nation enthalte.“ So bekam sie, ohne unruhige Auftritte, und ohne den Gebrauch gewaltsamer Mittel, die völlige Souverainität, und führte sie zehen Jahre lang in ruhiger Ungestörtheit.

Die Russen waren anfangs mit Annens Regierung nicht unzufrieden; Sanftmuth und Herablassung gewannen ihr Aller Herzen. Man bemerkte an ihr nicht die zurückstoßende Erhabenheit, die den Monarchen so natürlich scheint, und wozu sie in Rußland von Jugend auf gebildet wurden. Eine sorgfältige Erziehung und lange Abwesenheit vom russischen Hofe hatten viel dazu beigetragen, ihren Charakter zu mildern, und ihr einen Abscheu gegen den orientalischen Uebermuth einzuflößen, wovon sie noch die Muster vor Augen hatte. Den meisten Einfluß auf ihre Regierung hatte ihr Liebling Biron, ein Mann, der in der russischen Geschichte eine wichtige Rolle spielte, und mit dem auch Münnich in vielseitige Berührung kam.

Ernst Johann Biron, dessen Großvater Stallknecht bei dem Herzoge Jakob von Curland war, hatte zum Vater einen Forstbeamten, der sich das Gut Kaltenperm kaufte, aber es nicht ganz bezahlte. Er sandte seinen Sohn, schlecht vorbereitet, nach Königsberg, wo er studiren sollte, aber wenig lernte. An Talenten fehlte es ihm indessen nicht, eben so wenig an Schönheit der Gestalt und an einer beredten Zunge. Sein Vater kam öfters in Geschäften an den kleinen Hof zu Mietau, und als sein Sohn von Königsberg zurückgekommen war, nahm er auch ihn zuweilen mit dahin. Anna sah ihn, fand an ihm eine angenehme Figur und einschmeichelnde Manieren, und wurde von seinem lebhaften

Geiste und seiner natürlichen Beredsamkeit so eingenommen, daß sie ihn zu ihrem Pagen annahm. Dieß war der erste Schritt zu der nachmaligen großen Erhebung des jungen Mannes. Er ließ sich als Page Herr von Biron nennen, heirathete ein adeliches Fräulein, und ward darauf Kammerjunker. In dieser Eigenschaft schickte ihn Anna 1725 nach St. Petersburg, um der Kaiserin Katharina zu ihrer Thronbesteigung Glück zu wünschen. Diese Ambassade verschaffte ihm von Seiten der Kaiserin den Kammerherrn-Schlüssel, und als Anna 1730 Kaiserin von Rußland wurde, gelangte er sogleich zu den höchsten Ehrenstellen. Schon bei ihrer Krönung wurde er zum Ritter und Oberkammerherrn ernannt, bald darauf erhob ihn der deutsche Kaiser in den Reichsgrafenstand; die Ordenszeichen verschiedener Höfe, die mit dem russischen in Verbindung standen, folgten bald nach, und 1737 ward er durch Annens Vermittlung zum Herzog von Curland erwählt, in welcher Eigenschaft er sich mehrentheils zu St. Petersburg aufhielt, wo er als ein Prinz vom Geblüte behandelt wurde. Schon in Mietau hatte er und seine Gattin mit der Herzogin immer in einem Hause gewohnt *), und in Rußland geschah es ebenfalls. Er und seine Familie bezogen mit der Monarchin am Tage der Thronbesteigung das kaiserliche Palais, und bewohnten es mit ihr, so lange die Kaiserin lebte.

Auf

---

*) Man hat behauptet, daß Birons Kinder nicht von seiner Frau, sondern von der Herzogin wären; daß seine Frau sich einen größern Umfang gegeben habe, wenn die Herzogin schwanger gewesen wäre, daß Jene sich ins Bette gelegt habe, wenn die Herzogin entbunden sey, und daß diese ihr auf diese Art die Kinder zuschickte. Es scheint aber, diese Erzählung sey apokryphisch.

Auf diese Art konnte der Günstling, ohne Aufsehen zu erregen, erst die Regierungsgeschäfte mit seiner Gebieterin theilen, und sie alsdann unbemerkt allein übernehmen. Dieß stimmte auch ganz mit dem Wunsche der Kaiserin überein, die sehr bald die alleinige Herrschergewalt ihrem Lieblinge überließ. Er erwarb sich eine außerordentliche Gewandtheit in Geschäften, und besaß eine besondere Geschicklichkeit, alles auf seinen Vortheil hinzuleiten. Unermüdet in der Arbeit, wenn es die Noth erforderte, wußte er einen Plan nicht nur klug anzulegen, sondern auch geschickt auszuführen. Aber seine guten Eigenschaften wurden durch die auffallendsten Fehler und Laster verdunkelt. Stolz, geitzig und jähzornig, bis zur Grausamkeit hart, ränkevoll und doch zugleich kühn und gewaltsam, war er an der Seite der Monarchin, und im Besitze ihres Vertrauens, höchst gefährlich. Durch seinen Einfluß auf sie sollen, während sie auf dem Throne saß, gegen eilf tausend Menschen hingerichtet, und über zwanzig tausend nach Sibirien verbannt worden seyn.

Es war ein Glück, und zugleich Folge anerkannten und ausgezeichneten Verdienstes, daß Münnich bei dem öftern raschen Regierungswechsel sich nicht nur auf seinem Posten behauptete, sondern vielmehr immer höher stieg. Unter der Kaiserin Katharina und Peter dem Zweiten beschäftigte er sich am meisten mit Fortsetzung des Kanalbaues, und dieser ging so glücklich von statten, daß schon im Juni 1728 die Schifffahrt auf dem Kanale eröffnet werden konnte. Ganz fertig stand das große Werk aber erst im Jahr 1732 da. Im September dieses Jahres trat die Kaiserin mit ihrem ganzen Hofe eine Reise an, um den Kanal zu sehen. Diese Reise geschah zu Wasser in achtzig Schiffen, sowohl Galeeren als andern

Fahrzeugen und kleinen Barken, Boyers genannt. Die Kaiserin durchschiffte den Kanal von einem Ende zum andern, und bezeugte dem Erbauer die größte Zufriedenheit. Die ganze Fahrt glich einem Triumphzuge, aber Jeder wußte, daß eigentlich Münnich der Triumphator war. Er hätte es verdient, daß ihm eine Ehrensäule errichtet worden wäre, aber als ein kluger Hofmann eignete er die Ehre dieser großen Unternehmung der Monarchin zu. Er ließ an der Mündung des Kanals bei Schlüsselburg eine sehr hohe Pyramide errichten, auf deren vier Seiten Inschriften in lateinischer und russischer Sprache sich befanden, die das Lob der Kaiserin, ohne sonst irgend etwas Auszeichnendes enthalten. Es ist da weder die Rede von Münnich, noch selbst von Peter dem Großen. Auf der Südseite sind die beide Buchstaben A. I. (Anna Imperatrix), und auf der Nordseite das Bildniß der Kaiserin in Stein ausgehauen *).

Schon unter Katharinens Regierung hatte Münnich den Alexander-Newski-Orden erhalten, und war zum General der Infanterie ernannt worden. Peter der Zweite erhob ihn in den russischen Grafenstand, und übertrug ihm das Gouvernement von St. Petersburg, Ingermannland, Karelen und Finland.

---

*) Der Kanal fängt zu Schlüsselburg an, wo er sich mit der Newa vereinigt. Er läuft längs dem See Ladoga bis zur Stadt dieses Namens fort, wo er mit dem Fluß Wolochwa zusammen fließt. Seine Länge erstreckt sich auf ein hundert und vier Werste, oder beinahe auf dreizehn deutsche Meilen. Er ist siebenzig Fuß breit und sechzehn Fuß tief. Die Seiten sind mit Pfählen versehen, eine kleine Strecke ausgenommen, die eine steinerne Vorsetze hat. In der ganzen Länge des Kanals sind vier und zwanzig Schleussen, das Wasser aufzuschwellen oder abzulassen.

Finland. Noch größere Auszeichnung verlieh ihm die Kaiserin Anna. Sie nahm ihn in das geheime Kabinet auf, welches sie auf seinen Rath bildete, ernannte ihn zum Präsidenten des Kriegskollegiums, und ertheilte ihm die Würde eines General-Feldmarschalls ihrer Armeen. Alle den Militairstaat betreffenden Angelegenheiten blieben gänzlich seiner Leitung überlassen. Er entwarf neue Etats für die Garden, die Garnison- und Feldregimenter, die ukrainische Militz, die Artillerie- und das Ingenieurkorps, und hob die bisherige National-Verschiedenheit der Besoldungen auf. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch Errichtung einer Landkadetten-Akademie, worin russische und liefländische Edelleute, nicht weniger Söhne ausländischer Offiziere, welche russische Dienste genommen hatten, in Sprachen, dem Festungsbau, Reiten, Fechten und überhaupt in allen einem Soldaten nöthigen Künsten unterrichtet wurden. Oefters war die Newa der Schauplatz ihrer Uebungen; da machten sie kleine Forts und Polygone von Eisschollen, griefen sie an und vertheidigten sie.

## 4.

### Anfeindungen. Entfernung vom Hofe. Der polnische Krieg. Eroberung von Danzig.

Die Verdienste, die sich Münnich erwarb, und das Ansehen, in dem er stand, waren zu groß, als daß er nicht den Neid und die Kabale hätte rege machen sollen. Biron hatte anfangs ohne Münnichs Rath und Mitwirkung kein Geschäft von Wichtigkeit unternommen, und beide lebten in freundschaftlicher Verbindung mit einander. Aber boshafte Zuflüsterungen

flüsterungen machten den Günstling der Kaiserin allmählich für sein eigenes Ansehen besorgt, und ließen ihn in dem Feldmarschall einen gefährlichen Nebenbuhler erblicken. „Er sey allerdings ein gefährlicher Mann, hieß es; in alle Geschäfte dringe er sich ein, allenthalben wisse er sich nothwendig zu machen, sichtbar buhle er um die ausschließende Gunst der Kaiserin, und der ehrgeitzige Mann werde nicht eher ruhen, bis er Andere verdrängt, und sich an die Spitze der Geschäfte erhoben habe.“ Solche Aeußerungen nährten Birons Mißtrauen, und man konnte einen nahen Bruch voraussehen. Man bemerkte, durch die äußere Schaale der Freundschaft, ein gegenseitiges Mißtrauen und eine gänzliche Abneigung.

Münnich hatte bisher seine Wohnung in der Nähe der Kaiserin gehabt. Plötzlich erhielt er Befehl, seine Zimmer der Kaiserin Schwester-Tochter, der Prinzessin Anna von Mecklenburg, einzuräumen, und jenseits der Newa eine andere Wohnung zu beziehen. Umsonst bat er um einigen Aufschub, damit er sein Hausgeräthe bequemer fortschaffen könne. Es wurde auf unverzügliche Befolgung des Befehls gedrungen, und Münnich mußte gehorchen. Bald darauf fand Biron Gelegenheit, den gefürchteten Nebenbuhler noch weiter aus den Augen der Kaiserin, auf eine scheinbar ehrenvolle Art, zu entfernen: er sandte ihn zur Armee nach Polen.

Rußland hatte sich unter Peter dem Großen als ein thätiger Bundesgenosse Polens bewiesen; aber sein Beistand hatte blos politische Absichten. Rußland wollte Schweden demüthigen, und es benutzte seitdem diese, so wie jede andere Gelegenheit, sich in Polens Angelegenheiten zu mischen. Als daher August der Zweite 1733 starb, unterstützte es die

Wahl

Wahl seines Sohnes, des Kurfürsten August von Sachsen, gegen den schon einmal verdrängten Stanislaus Lescinsky. Der größte Theil der Nation erklärte sich für den letztern, und die russischen und sächsischen Minister, welche die Wahl anders zu lenken trachteten, erhielten die Weisung, Warschau zu verlassen. Als dieß nach einigen Tagen nicht geschehen war, plünderten die Polen den Pallast des russischen Ministers, und beschossen den sächsischen mit Kanonen. Sie wurden jedoch von der sächsischen Mannschaft, die sich in dem Pallaste befand, so tapfer zurückgetrieben, daß sie auf vierzig Todte zählten. Inzwischen gab dieser Vorfall Anlaß, daß russische Truppen in Warschau einrückten, um die Einwohner im Zaum zu halten. Bald vermehrten sich die Russen in Polen bis auf fünfzig tausend Mann, und Stanislaus Lescinsky sah sich genöthiget, nach Danzig zu fliehen, der einzigen festen Stadt des Reichs, welche bedeutenden Widerstand zu leisten vermochte. Dahin wurde Münnich, auf Birons Veranlassung, als Oberbefehlshaber der russischen Truppen in Polen gesandt. Der General Lascy, der bisher das Kommando geführt hatte, hielt die Stadt schon über vier Wochen eingeschlossen. Münnich fing am zwanzigsten März 1734 die förmliche Belagerung an, und zwar mit der größten Schärfe, wobei weder Volk, noch Munition geschont wurde. Die Belagerten wehrten sich aber so tapfer, daß sich die Eroberung über drei Monate verzog, und vielleicht noch nicht so bald erfolgt seyn würde, wenn nicht eine sächsische Armee von zwanzig tausend Mann die russische verstärkt hätte.

Als das bedrängte Danzig endlich zu kapituliren verlangte, wollte Münnich sich nur unter der Bedingung einlassen, daß der König Stanislaus

Lescinsky

Lescinsky ausgeliefert würde. Aber dieser befand sich nicht mehr in der Stadt; er hatte sich Tags zuvor durch die Flucht gerettet, die er, als Bauer verkleidet, in Gesellschaft eines Generals und des Platzmajors antrat. Mit vieler Mühe, und mit großer Gefahr, schlich er sich durch die Posten der Belagerer. Endlich gelang es ihm, in der Nacht zwischen dem ersten und zweiten Julius, über die Weichsel zu kommen, und am folgenden Tage Marienwerder zu erreichen. Sein Retter war ein Bauer.

Münnich wurde über die Nachricht, daß der König entwischt sey, so aufgebracht, daß er, von Unwillen dahin gerissen, auf's neue Bomben in die Stadt werfen ließ. Da man ihn aber überzeugte, daß die Danziger an der Flucht des Monarchen keinen Antheil hätten, so wurde er wieder ruhiger, und bald darauf kam die Kapitulation zu Stande. Die gefangenen vielen Anhänger des entflohenen Königs erhielten die Freiheit, sich zu wenden, wohin sie wollten. Nur der Primas des Reichs, Graf Poniatowsky, und der französische Gesandte, als die thätigsten Anhänger des entflohenen Königs, wurden nach Thoren geschickt. Danzig sollte eine Geldbuse von zwei Millionen Thaler bezahlen, doch ließ sich die Kaiserin bewegen, die Hälfte nachzulassen. Den Russen hatte diese Belagerung auf achttausend Mann, und allein zweihunderte Offiziere, gekostet. Dafür genoß ihre Kaiserin aber auch die Freude, daß August der Dritte sich als König von Polen behauptete. Dieser kam bald darauf selbst nach Danzig, und Münnich erhielt von ihm einen kostbaren Stock und Degen zum Geschenk. Am Hofe zu Petersburg hatten dagegen die Feinde des Generals es nicht versäumt, ihm das viele vergossene

Men-

Menschenblut zur Last zu legen. Aber seine Rückkehr zerstreute bald die Nebel der Verunglimpfung, und Anna empfing ihn mit Aeußerungen der Zufriedenheit. Sie trug ihm im folgenden Jahre abermals das Generalkommando in Polen auf, um dieses Reich völlig unter den Gehorsam des Königs August zu bringen. Bei dieser Gelegenheit erhielt er von dem polnischen Monarchen, der eben zu Warschau gegenwärtig war, den Ritterorden des weissen Adlers.

## 5.

### Krieg gegen die Türken. Erster und zweiter Feldzug. Eroberung der Festung Oczakow.

Münnich stand noch in Polen, als der Himmel sich von einer andern Seite trübte, und dunkle Gewitterwolken am Horizonte sichtbar wurden. Ein blutiger Kampf mit den Türken drohte auszubrechen, und Biron beförderte diesen Ausbruch, weil er die bequemste Gelegenheit darbot, den verhaßten Münnich vom Hofe entfernt zu halten, der in der Gunst der Kaiserin zu fest saß, als daß er ihn völlig hätte verderben können. Sie erkannte die Wichtigkeit eines Mannes von Münnichs Einsicht und Thätigkeit, und bewahrte ihm ihre gute Meinung trotz der Verunglimpfungen, die sich seine Feinde gegen ihn erlaubten.

Die Veranlassung zu dem Kriege gegen die Türken gaben die Tataren, geringe Ueberbleibsel eines der Welt vormals furchtbaren Stammes. Von Frankreich aufgereitzt, fielen sie öfters, Verheerung und Verderben verbreitend, in das südliche Rußland ein. Die Kaiserin machte Vorstellungen bei der türkischen Regierung über dergleichen Handlungen

der

der Tataren, und verlangte Genugthuung. Sie erhielt aber nur Entschuldigungen und Versprechungen, während sie das Jammergeschrei der, entweder ihres Eigenthums beraubten, oder in schimpfliche Gefangenschaft geschleppten Unterthanen hörte. Da keine Genugthuung zu erhalten war, so sah sich Rußland gezwungen, die Waffen zu ergreifen. Es wurde beschlossen, mit einer starken Armee gegen die Türken ins Feld zu rücken, und Münnich, der sich noch in Warschau befand, bekam Befehl, sich unverzüglich nach der Ukraine zu begeben, und das Oberkommando über das Kriegsheer zu übernehmen, das vor Azow gehen, und diese Festung erobern sollte.

Freudig und voll großer Entwürfe eilte Münnich seiner Bestimmung zu und betrieb die Anstalten zur Eröffnung des Feldzuges mit der größten Thätigkeit. Schon im März 1736 rückte er mit der Hauptarmee über den Don in die Gegend von Azow. Während der General Lascy diese Festung belagerte, zog er im Junius mit fünfzig tausend Mann, die immer im Viereck marschirten und das Gepäcke in der Mitte hatten, nach den tatarischen Verschanzungslinien bei Perekop, auf der Landenge, welche die Halbinsel Krim mit dem festen Lande verbindet. Diese Linien, die sich, vom asowischen bis zum schwarzen Meere, sieben Werste (fast ein und eine halbe Meile) weit erstreckten, wurden durch sechs mit Kanonen besetzte Thürme, und durch einen zwölf Toisen breiten, und siebenzehn Toisen tiefen Graben vertheidiget. Fünftausend Mann hatten mehrere Jahre lang an denselben gearbeitet, und die Tataren hielten sie für unüberwindlich; sie wurden aber dennoch von den Russen überstiegen, und Perekop mußte der Gewalt derselben weichen. Sie bemächtigten sich auch noch verschiedener anderer Hauptstädte, und

warfen

warfen alles vor sich nieder. Die herumschwärmenden, zwar tapfern, aber mit allen Künsten des Krieges unbekannten Tataren, vermochten es nicht, das Viereck, worin die Russen jederzeit zogen, zu durchbrechen, und wenige Kanonenschüsse trieben jedesmal ihre Heere in die Flucht. Die Verwüstung, welche die Schritte der Sieger bezeichneten, ließ Jammer und Thränen hinter sich. Sie trieben die Heerden weg, führten die Menschen als Sklaven fort, plünderten und verbrannten Städte und Dörfer, die bei ihrer Ankunft verlassen wurden. Münnichs Blick war auf Kassa, die Blüthe der Städte auf der krimmischen Halbinsel, gerichtet; aber das, den Tataren wohlwollende Schicksal erlaubte nicht, daß auch diese Stadt in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Der Hunger — ihr getreuer, von Krankheiten und Tod begleiteter Bundesgenosse — zwang die Russen, den Rückzug anzutreten. Die einzige bleibende Frucht dieses Feldzuges war die Eroberung von Azow, das aber durch die russischen Bomben in einen Steinhaufen verwandelt worden war. Nach langen und sehr beschwerlichen Märschen, und immer von den Tataren verfolgt, erreichte Münnich im September, mit seinem sehr geschwächten und ganz ausgehungerten Heere, den Fluß Samara, setzte über denselben, und ließ die Armee in die am Dnjeper gegen die ukrainische Grenze gelegenen Oerter in die Winterquartiere gehen.

Schon dieser erste Feldzug hatte den Russen dreissig tausend Mann gekostet; Hunger und Elend hatte sie getödtet, denn nur zwei tausend Mann waren vor dem Feinde gefallen oder in Gefangenschaft gerathen. Münnich übergab das Kommando über die Winterquartiere dem General Keith, und begab sich im December nach St. Petersburg. Die Kaiserin

ferin achtete auch jetzt nicht auf die Verunglimpfungen seiner Feinde, welche behaupteten, er habe weiter nichts gethan, als ein unkultivirtes Land durchstreift, es verheert, und ohne etwas davon zu behaupten, mit einem Verlust von vielen Tausenden verlassen. Er erhielt vielmehr, zum Beweis der kaiserlichen Huld, ein Geschenk von beträchtlichen Ländereien in der Ukraine, und zugleich den Auftrag, alles zum folgenden Feldzuge vorzubereiten, von dem man sich um so mehr große Dinge versprach, da jetzt auch Oesterreich den Türken den Krieg angekündigt hatte.

Schon am vierten Februar 1737 verließ Münnich St. Petersburg wieder und eilte zu der Armee, welche zu dem neuen Feldzuge große Verstärkungen erhielt. Sie wurde ohne die irregulären Truppen, auf hundert tausend Mann geschätzt, wobei der General Lascy noch ein besonderes Korps von mehr als fünfzig tausend Mann kommandirte, mit welchen er einen neuen Versuch machen sollte, sich der krimmischen Tatarei zu bemächtigen. Münnichs Zweck in diesem Feldzuge war vornemlich die Eroberung der Festung Oczakow. Er gieng zu Anfange des May mit seiner Armee bei Perewologna über den Onjeper, und setzte am zwanzigsten Junius über den Bogfluß, wo zwei tausend Kameele zur Fortbringung der Zelte, und acht und zwanzig tausend Wagen mit Mundvorrath in Bereitschaft standen. Denn wie schwer es sey, sich auf der Feinde Kosten Unterhalt zu verschaffen, davon hatte man im vorigen Feldzuge eine theure Erfahrung gemacht.

Die Türken waren anfangs zweifelhaft, wohin der Schlag der Feinde eigentlich treffen, und nach welcher Seite die Kriegsflamme sich eigentlich ergießen werde. Münnich hatte sich alle Mühe gege-

ben, seine wahren Absichten zu verbergen, und die Feinde in Ungewißheit zu lassen, ob sein Absehen auf Bender oder auf Oczakow gerichtet sey. Allein der Pascha von Bender ließ sich nicht lange täuschen. Die Plane der Feinde durchschauend, sandte er zehen tausend der besten Krieger ab, um die Besatzung von Oczakow zu verstärken. Die Menge der Bagagewagen hinderte die Bewegungen der Russen; Münnich ließ sie daher unter einer sichern Bedeckung zurück, und zog schnell gegen die Festung heran.

Oczakow war damals nicht in dem Zustande, eine lange Belagerung aushalten zu können, denn es befanden sich in der Festung kaum hundert Kanonen. Zwar hatte sie eine starke Besatzung, allein diese bestand größtentheils aus Kavallerie, und zu ihrem Unglück waren die Befehlshaber nicht einig. Alles, was der Festung noch einigen Vortheil gewährte, war die türkische Flotte, welche sie deckte, indem die russische Flotille den Dnjeper nicht hinunter kommen konnte. Münnich hatte daher auch, als er sich der Festung näherte, und zwischen dem Leman und dem schwarzen Meer ein Lager schlug, weder Belagerungsgeschütz noch Mittel, die Stadt einzuschließen. Dennoch näherte er sich derselben mit fester Entschlossenheit, und mit dem Vorsatze, das Aeußerste zu wagen. Der rechte Flügel der Armee setzte sich auf halbe Kanonenschußweite in zwei, von den Türken verlassenen, und mit wasserleeren Gräben und Brustwehren umgebenen Gärten fest; der linke hingegen konnte nicht so nahe heran rücken, da der steinigte Boden und die mondhellen Nächte das Miniren verhinderten. Die Türken machten einen starken Ausfall auf die Wachtposten des rechten Flügels, aber da der General Romanzow die Kämpfenden verstärkte, so wandten sich jene zur Flucht.

Am

Am folgenden Tage, es war der zwölfte Julius, ließ Münnich seine Truppen vorrücken. Furchtlos empfiengen sie die Muselmänner; lange wüthete der Kampf mit gleicher Stärke; lange wehrten sich die Türken männlich; endlich wurden sie aus den von ihnen besetzten Plätzen herausgedrängt. Aber selbst auf dem Rückzuge waren sie ihren Gegnern furchtbar; jeder Schritt war mit ihren Leichnamen bedeckt.

Als es den Russen gelungen war, den Feind aus den Pallisaden herauszuschlagen, standen sie auf Flintenschußweite von der Contrescarpe. Münnich wählte einen der dem Feinde abgewonnenen Gärten, und stellte dort das Belagerungs: Geschütz auf. Bald bezeichnete die Flamme des Geschützes Wirkung, aber die Thätigkeit der Türken erlaubte anfangs der Flamme nicht, sich auszubreiten. Endlich flammte der Brand, ehe noch die Sonne das Todesfeld beleuchtete, mit ungewöhnlicher Stärke auf. Münnich, der diesen Zufall zu benutzen wünschte, befahl dem General Romanzow, mit dem rechten, und dem General Keith, mit dem linken Flügel sich der Stadt zu nähern; er selbst führte die übrigen Regimenter zum Sturm. Langsam, geordnet nahten sich die Russen; nichts konnte ihren Muth erschüttern, ruhig giengen sie zum Tode, mit Verachtung blickten sie auf die ihnen Vernichtung drohenden Wälle. Schon näherten sie sich dem äußersten Glacis, schon maßen sie mit dem Auge die Höhe der Mauern, überflogen sie im Geiste und drangen vor; aber ein breiter Graben hielt sie auf. Es waren keine Bretter zum Uebergange, keine Sturmleitern, es war kein Schutz vor dem Tode. Die von Schanzkörben gedeckten Türken höhnten die Sieger, die sie in einer Entfernung von zwanzig Schritten vor sich sahen, und schleuderten Verderben in ihre

Reihen.

Reihen. Gepreßt vor Ingrim war das Herz der Russen; zwei Stunden standen sie dem mörderischen Feuer ausgesetzt, und konnten, die Haufen ihrer gefallenen Brüder sehend, deren Tod nicht rächen. Sie standen fest, und dachten an keinen Rückzug.

Münnich, den unnützen Verlust der Truppen gewahrend, erschien mit verzweifelnder Tapferkeit vor den Reihen, ergriff die Fahne des ismailowschen Bataillons und führte es zum Sturm. Der Angriff war fürchterlich, aber vergebens. Vergebens strebten die ismailowschen Krieger, über den Graben zu kommen; Lebende suchten auf den Todten festen Fuß zu fassen, aber die Todten zogen die Lebenden nach sich und fanden ein gemeinschaftliches Grab. Die in der Festung immer zunehmende Flamme verzehrte unterdessen ganze Straßen. Romanzow, der das Auffliegen des Pulvermagazins voraussah, zog den rechten Flügel seiner Truppen vom Wall zurück; dieß bewog auch die übrigen Truppen zum Rückzuge, der sich bald in Flucht verwandelte. Die Türken verbreiteten durch einen schwachen Ausfall Schrecken und Verwüstung, und hätte ihr Anführer so viel Muth und Klugheit besessen, während des unordentlichen Rückzugs der Belagerer diese mit dem größten Theile seiner Truppen anzugreifen, so war das Verderben der Russen unvermeidlich, die Niederlage fürchterlich: Lager, Bagage, Belagerungsgeschütz, alles war dann eine Beute der Türken. Der Seraskier hingegen, nur für sein Loos besorgt, überließ es dem Schicksal, seine Truppen zu leiten und suchte von der Seeseite aus der Gefahr zu entkommen; aber Kosaken und Husaren, welche zufällig die Stadt umgangen waren, sahen einen bequemen Eingang, drangen in die Festung, jagten die Rettung Suchenden in dieselbe zurück, und richteten ein fürch-

terliches

terliches Blutbad an. Gerade um diese Zeit flog mit erderschütterndem Knalle das größte Pulvermagazin der Stadt in die Luft. Die ganze Stadt, so schien es, stürzte zusammen, und Tod und Schrecken wandelten sichtbar über den Trümmern. Ueber Erwarten groß war die Folge. Schnell verschwanden die, nach türkischer Weise auf den Wällen und dem Glacis gepflanzten Fahnen, und an ihrer Stelle sah man die weisse Fahne wehen. Zugleich brachte ein türkischer Adjutant den Antrag zu einem Waffenstillstand auf wenige Stunden. Dieß wurde aber abgeschlagen, und der Serasker übergab die Festung ohne Bedingung.

Furchtbar hatte der Tod unter den Türken gewüthet. Sobald die Uebergabe erfolgte, wurden Leute befehligt, das Feuer zu löschen, welches noch immer in der Festung verheerend um sich griff; aber seine Gewalt war so groß, daß man ihm nicht schnell genug Einhalt thun konnte. Es sprangen noch zwei Pulvermagazine in die Luft und tödteten viele von den Russen, welche zum Plündern in die Stadt eingedrungen waren. Etwa zwei tausend Türken entkamen auf den Galeeren, aber beinahe eben so viele ertranken, die sich in die See geworfen hatten, um die Schiffe durch Schwimmen zu erreichen, welche aber, als sie die Einnahme der Stadt gewahr wurden, das Weite suchten, um die Nachricht von dem Unglücke der Türken nach Konstantinopel zu bringen. Wenige Tage nach dem Einzuge der Russen in der eroberten Festung hatte man bereits siebenzehntausend Türken eingescharrt, und unter dem Schutte lagen noch viele Körper begraben, die man erst lange hernach fand. Die Besatzung allein hatte aus zwanzig tausend Mann bestanden, und kaum viertehalbtausend waren übrig,

die

die sich zu Gefangenen ergaben. Der Verlust der Russen war aber auch nicht geringe, und Münnich büßte überhaupt in diesem Feldzuge sechzehn tausend Mann ein. Er selbst setzte sich der äußersten Gefahr aus; es wurde ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen, und er erhielt mehrere Schüsse durch den Hut und Rock.

Die Sieger zogen in einen Steinhaufen ein, und kein Obdach war da für die Besatzung. Dennoch mußte, um die Früchte dieses Feldzuges nicht ganz zu verlieren, dieser Steinhaufen künftig geschützt werden. Denn es war vorauszusehen, daß die Türken das Aeußerste thun würden, um Oczakow wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Münnich traf daher schleunig die nöthigen Vorkehrungen, die alten Festungswerke wieder herzustellen, sie mit neuen zu verstärken, Gebäude zu Winterwohnungen aufzuführen und die Stadt mit allen Bedürfnissen zu versehen. Damit dieß alles ungestört geschehen konnte, blieb er mit dem Hauptheer nicht ferne vom Bog, und suchte den Feind durch Züge und Rückzüge über seine Absichten irre zu führen. Das anfängliche Vorhaben, nach Oczakows Einnahme, Bender anzugreifen, mußte aufgegeben werden; der Plan zu weitern Eroberungen wich der Nothwendigkeit, das Eroberte zu erhalten. Da überdieß die Türken und Tatarn die ganze Gegend verheert, und alle Lebensmittel verdorben hatten, so setzte Münnich am vierten October über den Dnjeper, und ließ die Truppen theils in die Ukraine, theils in der Gegend von Azow und St. Anna in die Winterquartiere gehen. Er selbst kehrte nach St. Petersburg zurück.

Vergebens war ein Angriff, den die Türken noch im October auf Oczakow machten. Die russische Besatzung, von einer Flotte unterstützt, verjagte

die Belagerer. Ein Feldzug, den Lascy mit vierzig tausend Mann, aller Gefahr und aller Vorstellungen seiner Generale ungeachtet, nach der Krimm unternommen hatte, war ohne weitere Folgen, als daß die Stadt Karasbasar, nebst tausend Flecken und Dörfern, abgebrannt wurde.

## 6.

### Dritter Feldzug. Oczakow kommt wieder in die Gewalt der Türken.

Münnich wurde, als Eroberer von Oczakow, am kaiserlichen Hofe zu St. Petersburg ehrenvoll aufgenommen. Vergebens hatten sich seine Feinde in seiner Abwesenheit bemüht, ihm in der Meinung der Kaiserin zu schaden, und allerlei böse Gerüchte gegen ihn zu verbreiten. Selbst einige Generale, die unter ihm dienten, hatten eine Parthie gegen ihn gemacht, und heimlich viel Nachtheiliges über ihn nach Hofe geschrieben. Beinahe wäre er dadurch in eine gerichtliche Untersuchung gefallen; allein der Schutz der Kaiserin deckte ihn, und statt den Verunglimpfungen seiner Feinde Gehör zu geben, vertraute sie ihm abermals den Oberbefehl für den nächsten Feldzug an.

Schon frühe brach Münnich, an der Spitze von fünf und fünfzig tausend Mann, unter denen sich auch ein Bataillon des ismailowschen Leibgarde-Regiments befand, aus den Winterquartieren auf, um ohne Hindernisse die Flüsse zu passiren, den Feind aufzusuchen, und ihn zu einer Hauptschlacht zu nöthigen. Allein das Vorhaben war umsonst, indem die Türken dieses Jahr noch eher, als die Russen, im Felde erschienen. Sie machten den Letztern

tern den Uebergang über die Flüsse an allen Orten sehr schwer, und es kam überall zu blutigen Kämpfen. Die Türken hielten nirgends Stand, sondern suchten nur die Russen durch beständige Anfälle, Wegtreibung des Viehes, und Verheerung der Gegend, wohin sie ihren Marsch nahmen, zu hindern. Als Münnich am sechsten August mit dem Heer am Dnjester ankam, suchte er vergebens einen bequemen Platz zum Uebergange; überall fand er unübersteigliche Hindernisse. Gleich furchtbaren Riesen erhoben sich die Ufer des Dnjesters über der Oberfläche des Wassers, und versperrten seinen Truppen den Weg. Münnich suchte durch seine Bewegungen den Feind zu täuschen; aber er sah immer dieselben Hindernisse, dieselben zahlreichen, wachsamen Feinde. Hartnäckig beharrte er auf seinem Vorsatze, Bender zu belagern; denn von seinem Lagerorte stromabwärts fanden sich wenige bequeme Uebergänge. Zudem entging die kleinste seiner Bewegungen den scharfen Blicken der Tataren nicht; erst mußte er diese letztern schlagen, sie in den Fluß sprengen, und dann eine Furth suchen. Da Münnich endlich sich überzeugte, daß er seine Kräfte vergeblich erschöpfe, ohne den Feind zu ermüden, und da es ihm auch an Fourage zu fehlen anfing, so sah er sich genöthiget, zu Anfang des Septembers wieder über den Bog zurück zu gehen, und sich nach Kiew zu wenden, wo er mit der Armee den zehenten October anlangte, nachdem er von den nachsetzenden Tataren immer beunruhiget wurde.

So war der dritte Feldzug geendigt, und nichts gewonnen; der Verlust der Armee belief sich auf zwanzig tausend Mann. Auch die einige dreissig tausend Mann starke Armee, welche unter Lascy abermals in die Krimm einrückte, that weiter nichts,

 als

als daß sie Perekop eroberte und zerstörte. Die Absicht, sich der Stadt Kaffa zu bemächtigen, wurde nicht erreicht, weil das diese Stadt umgebende Land sehr verheert war, und die Flotte, welche die Belagerung befördern sollte, durch einen Sturm zerstreut wurde. Ja selbst die durch so große Opfer erkaufte Festung Oczakow ging in diesem Jahre wieder verloren.

Der Sultan Mahmud, durch den Verlust dieses wichtigen Platzes in den höchsten Unwillen versetzt, schickte den Seraskier Ali Pascha mit viermalhundert tausend Mann ab, um Oczakow wieder unter seine Herrschaft zu bringen. Bald erschien dieser Feldherr unter den Mauern dieser Stadt, umringte sie und beschoß ihre Wälle. Dieß alles erschütterte aber den Muth der Russen nicht. Sie schwuren, sich unter den Ruinen der Mauern zu begraben, und auf den Steinhaufen zu fallen. Vergebens stürmten die feurigen Türken unaufhörlich die Verschanzungen; verzweiflungsvoll griffen sie an: jeder Sturm war ihnen verderblich, jeder Kampf eine Niederlage. Die Hälfte des türkischen Heeres füllte die Gräben. Entsetzen durchströmte die Adern der Uebrigen; sie ergriffen die Flucht. Weder Bitten noch Befehle des Feldherrn, nicht einmal die Furcht vor der Strafe konnte sie bewegen, zur Belagerung zurückzukehren.

Die Russen triumphirten, und rühmten sich der Thaten ihres Muthes. Aber viele ihrer Gefährten fanden sich nicht mehr in ihren Reihen, von viertausend achthundert Vertheidigern waren nicht einmal zwei tausend übrig. Allein nicht die Schwerdter der Unglaubigen, sondern Mühseligkeiten und Mangel an Lebensmitteln hatten ihre Zahl vermindert. Seit der Erscheinung des Feindes, bis zum

Augen-

Augenblicke seines Abzuges befanden sich alle Truppen auf den Wällen und in dem bedeckten Gange. Die Sonne mochte ihre Laufbahn durcheilen, der Mond die Himmelsfläche entlang ziehen: immer standen dieselben Krieger auf der Wache, die Ruhe nicht kennend, ja nicht einmal erquickt durch augenblickliche Rast. Es waren seit der Eroberung immer frische Truppen nach diesen ungesunden Orten gesandt worden; aber so wie sie anlangten, starben sie weg. Um das Unglück zu vollenden, kam die Pest hinzu. Bei der schrecklichen Verwüstung, die sie anrichtete, fehlte es dem Kommandanten eine zeitlang sogar an Leuten, um die täglichen Wachen versehen zu können. Dieser Unfall beschleunigte den Entschluß des Hofes, die Stadt zu schleifen, und sie sodann zu verlassen. Die Russen flohen diese Einöde, das Grab von zwanzig tausend ihrer Brüder, und der Kommandant führte kaum den dritten Theil seiner Leute nach der Ukraine zurück. Die Pest folgte den Spuren der Russen auch dahin, und daß sie sich dort nicht ausbreitete, verdankte man Münnichs vortrefflichen Vorkehruugen.

## 7.

### Vierter Feldzug. Münnichs Siege über die Türken. Einnahme der Festung Choczim. Unerwarteter Friede.

So wenig durch die bisherigen Feldzüge dieses Krieges gewonnen worden war, so wurde doch beschlossen, im Jahr 1739 von neuem den blutigen Kampf fortzusetzen. Die Kaiserin Anna in ihrem Eifer nicht ermüdend, und nicht wankend in den Wünschen ihrer Seele, ließ die ernstlichsten Rüstungen machen, um die Unglaubigen zu demüthigen.

Es

Es wurden abermals zwei Armeen ins Feld gestellt, wovon die erste Münnich, die zweite Lascy kommandirte. Noch einmal sollte der Letztere sein Heil in der Krimm versuchen, aber er richtete auch dießmal wenig aus. Münnich versammelte bei Kiew eine Armee von fünf und sechzig tausend Mann. Da manche Regimenter, um diesen Versammlungsplatz zu erreichen, über hundert Meilen marschiren mußten, so waren die Truppen nicht eher, als im Junius, vereinigt. Dießmal nahm Münnich, um an den Dnjester zu kommen, den Marsch nicht durch die menschenfressenden tatarischen Wüsten, sondern durch Polen. Daß es neutraler Boden war, achtete man wenig. Schon im vorigen Jahre hatte man die polnischen Grenzen überschritten, und sich darauf berufen, daß man nur den Türken dahin gefolgt sey. Jetzt durchzog man eine größere Strecke des Reiches. Der Weg war kürzer, bot dem Heere ungleich größere Bequemlichkeit, und führte an minder felsige Ufer des Dnjesters. Münnich gieng mit zwanzig tausend Mann über den Strom, ehe die getäuschten Feinde davon etwas erfuhren. Aber der vom Regen angeschwellte Strom riß die Brücken ab und hemmte die Verbindung zwischen den herübergegangenen und den zum Uebergang eilenden Truppen. Ungeachtet sich Münnich in dieser Lage durch Befestigungen zu schützen suchte, so konnten die ihm an Zahl dreifach überlegenen Türken ihn dennoch mit Erfolg angreifen und durch ihre Mehrzahl erdrücken; sie machten aber nur schwache Versuche und kehrten mit Verlust zurück. Bald passirten auf neu geschlagenen Brücken die Bagage und die russischen Regimenter den Fluß.

Münnich stand nun mit seinem Heere in der Moldau. Der Gegner, welchen er zu bekämpfen hatte,

hatte, war der Seraskier Wely Pascha, der mit neunzig tausend Mann den Russen entgegen gesandt war. Die Letztern sahen sich überall von Türken und Tataren umgeben, die ihnen Tag und Nacht keine Ruhe ließen, alles verheerten, und sogar das Gras abbrannten, daher es bald an Fourage zu fehlen anfing. Man hatte nichts als Defileen, Büsche und Berge zu passiren, und mußte die Waffen beständig in der Hand haben. Münnichs Lage wurde mit jedem Tage schwieriger, und er mußte eine Schlacht wagen, so groß auch die Gefahr seyn mochte. Er näherte sich deswegen der türkischen Armee, die bei dem Dorfe Stawutschau ein Lager geschlagen hatte, um die Festung Choczim zu decken. Wohin die Russen ihre Blicke richteten, sahen sie nichts, als Verwüstung und von Feinden wimmelnde Berge.

Die Türken hatten eine vortheilhafte Position. Das Centrum, von Wely Pascha selbst befehligt, stand auf befestigten Anhöhen. Der rechte Flügel lehnte sich an Berge; der linke gleichfalls auf Anhöhen postirt, wurde von den durch den Bach Schulanz gebildeten Morästen geschützt. Die mit Kanonen bedeckten Schanzen des Centrums und des rechten Flügels erhöhten noch die Vermessenheit der Türken. Der Sultan von Belgrad sperrte mit zahlreichen Haufen Tataren den von den Russen durchzogenen Paß, und drohte ihnen im Rücken mit Vernichtung. Nur ein vollständiger Sieg konnte das russische Heer vom Verderben retten.

Münnich überschaute mit scharfem Blick alle Vortheile und Mängel der von den Türken besetzten Position, und beschloß im Geiste ihre Niederlage. Er nahm sich vor, ihren am wenigsten geschützten und nach ihrer Meinung unangreifbaren linken Flügel

gel anzugreifen. Der General Löwendahl, an der Spitze der Bataillons des ismailowschen Leibgarde-Regiments, zweier anderer Bataillons Infanterie und zweier Kavallerie-Regimenter, mit vier und dreissig Stück Feldgeschütz, näherte sich auf Kanonenschußweite dem rechten Flügel der Türken, die bei dieser Bewegung die angefangenen Befestigungen des linken Flügels verließen, und sich bemühten, die Schanzen des rechten, des mit einem Angriffe bedrohten Gegenstandes, zu verstärken. Die Wünsche des russischen Feldherrn waren erfüllt. Nachdem er seine Streitkräfte in Vierecke, in deren Mitte alle Transportfuhren befindlich, gestellt hatte, rückte er gegen den Feind an. Schon waren die unzugänglichen Sümpfe des linken Flügels mit haufenweise herangeführten Schanzkörben gefüllt, und mit dicken Eichenbrettern belegt; schon lagen sieben und zwanzig Brücken über den Schurlanz; schon hatten sich die Russen unter Begünstigung eines heftigen Feuers den Weg bis an den Fuß des Berges gebahnt, ehe noch der türkische Befehlshaber sich sammeln, und zu einer ordentlichen Gegenwehr anschicken konnte. Es war zwei Uhr geworden, als endlich die türkische Reiterei sich den Andringenden widersetzte. Die Russen hatten, um das Lager zu erreichen, noch immer eine Höhe von einer Viertelmeile zu ersteigen. Aber nicht diese Höhe und der stete Angriff der tatarischen und türkischen Reiter schreckte die Aufklimmenden ab. Wo Pferde es nicht vermochten, die Stücke hinaufzubringen, da ergriffen die Soldaten die Laffetten, ermunterten sich durch gegenseitigen Zuruf, und zogen unter lautem Gejauchze die Kanonen mit Leichtigkeit die Höhe hinan. Die Türken drangen mit Wuth aus ihrer Stellung, stürzten sich ins Handgemenge, wurden aber entweder getödtet, oder zur Flucht gezwungen.

Wely Pascha, erstaunt über alles, was er sah und hörte, sammelte die auserlesensten Krieger und schickte sie zur Verstärkung der Kämpfenden. Die durch Tapferkeit und Menge furchtbaren Janitscharen machten einen schrecklichen Angriff, der das Schicksal der Schlachten entscheidet. Allein die Reihen der Russen wankten nicht; kaltblütig rückten sie vorwärts, langsam die Höhen heran, die Gegner bekämpfend. Hartnäckig stritten die Unglaubigen noch eine zeitlang, allein da sie nichts über die Beharrlichkeit der Russen vermochten, so ergriffen sie die Flucht. Vergebens wollte Wely Pascha den Kampf erneuern, vergebens wollte er sich auf dem rechten Flügel festsetzen; seine Truppen, durch die erste Niederlage in Schrecken gesetzt, suchten nur in der Schnelligkeit der Füße ihr Heil. Sie flohen mit solcher Eile, daß selbst den nachsetzenden leichten Truppen nur Wenige der Fliehenden in die Hände fielen. Aber die Beute der Russen war groß. Das ganze Lager der Türken, mit allen Kriegsbedürfnissen, Mundvorrath und Gepäck fiel den Siegern in die Hände.

Um nicht die Früchte seines Sieges zu verlieren, rückte Münnich sogleich Tags darauf (den achtzehnten August) gegen die Festung Choczim vor. Er ging über Siegeszeichen dahin, denn auf allen Wegen zeigten sich dem Blicke Kriegsgeräthe, tödtliche Waffen und Bedürfnisse des Lebens, zurückgelassen als Beute von den Besiegten. Die Sonne beleuchtete die Russen in den Umgegenden von Choczim. Das Bataillon vom ismailowschen Regimente, in den frühern Kämpfen mit Ruhm bedeckt, näherte sich muthig mit fliegender Fahne dem Glacis; alle Truppen folgten ihm. Der türkische Befehlshaber, aller Mittel zur Vertheidigung beraubt, stell-

te

te die Fahne der Unterwerfung aus, und das Kriegsgeschrei verhallte in diesen Gegenden. Münnich zog im Triumph in die Stadt, und sah mit Entzücken seine Wünsche erfüllt. Er befand sich jetzt im Besitz einer der wichtigsten türkischen Festungen, und weit umher war kein Feind, der seine weitern Fortschritte aufzuhalten vermochte. Nachdem er Choczim mit einer guten Besatzung versehen hatte, trat er am zwanzigsten August den Marsch nach dem Pruth an, welchen Fluß er auch nach acht Tagen mit der Armee glücklich passirte. Er ging nun gerade auf Jassy, die Hauptstadt der Wallachei los, aus welcher der Hospodar und Fürst bereits die Flucht genommen hatte. Die Deputirten der Stände des Fürstenthums kamen ihm entgegen, und unterwarfen sich der Gnade der russischen Kaiserin. Am dritten September langte Münnich mit dreihundert Grenadieren zu Pferd und eben so viel Husaren und Kosaken in der Stadt an, die schon zwei Tage vorher eingenommen worden war. Vor den Thoren streckte die Mannschaft des Hospodars das Gewehr, und legte die Fahnen zur Erde; der Metropolite aber empfing den siegenden Feldherrn in bischöflicher Kleidung mit einer Rede, worin er die russischen Waffen rühmte, und im Namen aller Stände und Unterthanen um Schutz und Gnade bat. Der Einzug in die Stadt geschah mit klingendem Spiel, unter Abfeuerung der Kanonen und unter großem Zulaufe des Volks. Münnich trat in dem Pallaste des Hospodars ab, wo er den folgenden Tag von den Landständen, durch Unterzeichnung einer schriftlichen Unterwerfungsakte, gleichsam die Huldigung empfing.

Am neunten September brach Münnich, nachdem er Jassy stark besetzt hatte, mit der Armee

wieder nach dem Pruth auf, und richtete seinen Marsch gegen die Festung Bender. Allein plötzlich wurde sein Siegeslauf durch die unerwartete Nachricht gehemmt, daß der Friede allem fernern Blutvergießen ein Ende mache. Der Kaiser Karl der Sechste, Rußlands Bundesgenosse, weniger glücklich in dem Kriege mit den Türken, schloß am achtzehnten September mit denselben einen höchst nachtheiligen Frieden, sogar mit Aufopferung der Festung Belgrad, als einer wichtigen Vormauer. Dadurch wurde die Kaiserin Anna, weil auch Schweden bedenkliche Bewegungen machte, genöthiget, ebenfalls einen Frieden zu schließen, in welchem sie zwar das geschleifte Asow behauptete, aber Oczakow und die übrigen Eroberungen an die Pforte zurückgab.

Niemand war mit diesem Frieden weniger zufrieden, als Münnich. Er ließ seinen Unwillen über den Bundesbruch des deutschen Kaiserhofes in einem Schreiben an den kaiserlichen Miuister Lobkowitz aus; allein er konnte das Geschehene nicht ungeschehen machen, und mußte, allen fernern Eroberungsplanen entsagend, mit seinem Heere die Moldau verlassen.

## 8.

### Tod der Kaiserin Anna. Birons Regentschaft. Münnich stürzt ihn.

Im Februar 1740 kam Münnich nach St. Petersburg zurück. Seine Ankunft war die Loosung der öffentlichen Bekanntmachung des Friedens und dessen Feier. Die Kaiserin bestrebte sich, ihm ausgezeichnete Beweise ihres Wohlwollens zu geben. Er wurde nicht nur zum Obristlieutenant der Preobra-

braschinskyschen Leibgarde ernannt, sondern auch mit einem, reich mit Diamanten besetzten goldenen Degen von zehen tausend Rubeln an Werth, ferner mit einem Präsente von zwölf tausend Dukaten beschenkt, auch wurde sein Gehalt um fünf tausend Rubel jährlich erhöht. Aber die Würde eines Hospodars der Wallachei, mit der er sich geschmeichelt haben soll, konnte er freilich nicht erhalten, und daß er nicht zum Herzog der Ukraine erhoben wurde, soll vornemlich Biron verhindert haben.

Dieser Günstling der Kaiserin hatte fortdauernd den größten Einfluß auf Rußlands innere Regierungs-Angelegenheiten. Er bediente sich aber dieses Einflusses und seiner großen Gewalt mit so wenig Mäßigung, daß er der Gegenstand des Hasses bei allen Großen des Reiches war. Daher wurde auch mehr als ein Plan zu seinem Untergang entworfen. Dieß geschah vornehmlich in den beiden letzten Regierungsjahren der Kaiserin. Zuerst unternahmen es die Dolgorucky, den stolzen Emporkömmling zu stürzen; allein er erfuhr ihre Anschläge, und sie wurden die Opfer seiner Rachsucht. Das Haupt derselben, der Fürst Iwan Nowgorod, wurde lebendig gerädert; drei Fürsten Dolgorucky theilten das Schicksal einer ewigen Gefangenschaft. Dieser schrecklichen Bestrafung ungeachtet war der Wunsch, Biron von der Regierung zu entfernen, so lebhaft, daß ein halbes Jahr hernach schon wieder eine Verschwörung dem Ausbruch nahe war. Der vornehmste Anstifter derselben war der Oberjägermeister und Kabinetsminister Wolnisky. Die Verschwörung desselben verrieth sich durch eine Schrift, die man der Kaiserin zu einer Zeit, wo zwischen ihr und dem Günstling einiger Kaltsinn herrschte, zu übergeben gewagt hatte. Die Kaiserin war aber so schwach,

diese

diese Schrift Biron zu zeigen, und nun mußten die Urheber der Verschwörung auf eine schröckliche Art für ihre Unbesonnenheit büßen. Doch der Zeitraum, in welchem der stolze Emporkömmling eine so glänzende Rolle spielte, nahte sich seinem Ende.

Die Kaiserin Anna wurde im September 1740 von einer Krankheit befallen, die für ihr Leben besorgt machte. Da wegen der Thronfolge nichts bestimmt war, so lenkte sich natürlich die Aufmerksamkeit der Großen des Reichs am meisten auf diesen wichtigen Gegenstand, der für ihre Persönlichkeit eine so hohe Bedeutung hatte. Wem konnte dieß aber näher liegen, als dem Emporkömmlung Biron, dem am meisten vor der Zukunft bange seyn mußte? Die nächsten Ansprüche auf die Krone hatte die Prinzessin Elisabeth, eine Tochter Peters des Großen; allein diese hatte die einflußreichsten Stimmen gegen sich, und wurde nicht berücksichtiget. Birons Wünsche waren am meisten auf ein Kind gerichtet, in dessen Namen er am besten seine Herrschsucht zu befriedigen hoffen konnte. Die Mutter dieses Kindes war die Prinzessin Katharina, eine Schwestertochter der Kaiserin Anna, deren Mutter mit dem Herzoge von Meklenburg vermählt war. Diese Prinzessin war seit ihrem vierten Jahre in Rußland erzogen, von der Kaiserin mit Mutterliebe behandelt, und an Kindesstatt angenommen worden. Bei dem Uebertritte zur griechischen Kirche hatte sie, nach dem Wunsche der Kaiserin, den Namen Anna angenommen. Sie war im Julius 1739 mit dem braunschweigischen Herzoge Anton Ulrich vermählt, und im August 1740 Mutter eines Prinzen geworden, der den Namen Iwan erhielt, und den die Kaiserin sogleich zum Großfürsten erklärte. Die Zärtlichkeit der Kaiserin für diesen kleinen Prinzen

benutzt

benutzte Biron, um darauf das Gebäude seiner Herrschsucht und seines schrankenlosen Stolzes zu gründen. Er bewog nemlich die sterbende Kaiserin, den kaum drei Monate alten Prinzen Iwan zum Kaiser, ihn selbst aber, mit gänzlicher Beseitigung der Eltern des Prinzen, bis zu dessen Volljährigkeit zum Reichsverweser zu ernennen.

Die Kaiserin erschrack über diesen Vorschlag, dessen bedenkliche Folgen ihr deutlicher einleuchteten, als dem von Stolz und Eitelkeit verblendeten Biron. Warnend sagte sie zu ihm: „Biron, Biron, du stürzest dich ins Verderben!" Aber sie war zu schwach, um ihrem Lieblinge die letzte Bitte zu versagen. Mit zitternder Hand unterzeichnete sie das Testament, durch welches Iwan zum Kaiser, und Biron zum Regenten erklärt wurde. Als sie vom Unterzeichnen aufstand, seufzte sie: „Ich habe bei dieser Unterschrift gezittert, wie ich nicht zitterte, als ich die Kriegserklärung wider die Pforte unterschrieb." Ihre Krankheit nahm seitdem mit jedem Tage zu, und man sah ihrer nahen Auflösung entgegen. Die vornehmsten Staatsbedienten sammelten sich um ihr Lager, und unter ihnen auch Münnich. Sie wandte ihr brechendes Auge auf ihn, und ihr letztes Wort war: „Adieu, Feldmarschall." Sie starb am acht und zwanzigsten October 1740 in ihrem sieben und vierzigsten Lebensjahre.

Sogleich nach dem Tode der Kaiserin wurde das Testament geöffnet, über das Niemand mehr erstaunte, als die Eltern des Prinzen Iwan. Sie konnten sich nicht enthalten, dem Herzoge von Curland in satyrischem Tone zu danken, daß er die große Mühe übernahm, im Namen ihres Sohnes die Regentschaft zu führen. Das Testament sicherte demselben eine solche unumschränkte Vollmacht zu,

wie sie der regierende Vormund eines Prinzen noch nie größer besessen hat. Nach demselben sollte der Herzog von Curland die Regierung führen, bis der Prinz Iwan das siebenzehnte Jahr erreicht hätte. Im Falle er sterben und einer seiner nachher erzeugten Brüder ihm nachfolgen würde, sollte er ebenfalls Vormund bleiben, und im Fall keiner von ihnen am Leben bliebe, sollte er mit Zuziehung des Senats einen beliebigen russischen Kaiser wählen, und bestätigen. Das war der Machtkoloß eines Fremden, bei dem vorauszusehen war, daß er keinen Beifall finden würde. Es war auch wirklich nichts weiter, als das letzte Auflodern eines bald verlöschenden Lichts.

Schon am Morgen frühe, nachdem die Kaiserin Anna verschieden war, wurde der junge Prinz Iwan als Kaiser, der Herzog von Curland aber als Regent ausgerufen. Er legte sich den Titel Ihro Hoheit bei, gab und unterschrieb im Namen des Kaisers einige Schenkungen an die kaiserliche Familie, Verordnungen, die Gnadenbezeugungen enthielten, und Urkunden, wie sie gewöhnlich beim Antritt einer Regierung bekannt gemacht werden. Dabei ließ er fast täglich Menschen arretiren, die ihm verdächtig waren, und vollendete dadurch den allgemeinen Haß. Der Hochmuth, womit er allen Großen des Hofes begegnete, war ein Vorbote seines nahen Falles. Die Prinzessin Anna, des jungen Kaisers Mutter, konnte ihr Mißvergnügen über ihn so wenig bergen, daß Jedermann überzeugt wurde, sie suche alle mögliche Gelegenheit, diesen stolzen Liebling des blinden Glückes zu stürzen. Je mehr sich indeß die Gefahr wider ihn vergrößerte, um so eifriger suchte er sich in seinem hohen Posten festzusetzen. Er trachtete zu dem Ende nicht nur den

jungen Kaiser aus den Händen seiner Eltern zu bringen, unter dem Vorwand, daß dessen Leben und Gesundheit in Gefahr sey, sondern er faßte zugleich den Anschlag, auch die Eltern des Prinzen anderwärts hinzuschaffen, weil er ihre Gegenwart fürchtete.

Unter denen, die mit dem Regenten unzufrieden waren, befand sich auch Münnich. Seine Erbitterung gegen denselben wuchs in dem Grade, als er seine Würde und sein Ansehen verkleinert sah. Es fiel daher der Prinzessin Anna nicht schwer, ihn für ihre Plane zu gewinnen. In ihrem Pallaste wurde insgeheim darüber berathschlagt, wie man dem Regenten seine usurpirte Gewalt entreissen könnte. Dieser bekam davon warnende Winke, beruhigte sich aber damit, daß es ihm leicht seyn werde, durch den Gebrauch der Macht die Entwürfe seiner Gegner zu vereiteln. Allein das Wetter brach aus, da er kaum drei Wochen die Herrlichkeit der Alleinherrschaft genossen hatte.

Münnich brachte am neunzehnten November, in Angelegenheiten seines Amts und in vertraulichen Gesprächen, den ganzen Abend bei dem Regenten zu, und speiste mit mehrern andern Gästen bei ihm zu Nacht. Man war lustig und vergnügt, und entdeckte kein Mißtrauen. Münnich erzählte von seinen Feldzügen gegen die Türken. Auf einmal unterbrach ihn Biron mit der Frage: „Herr Feldmarschall, haben Sie nie bei Nacht einen gewagten und grossen Streich ausgeführt?" Münnich erschrack über diese unvermuthete Frage, und da er sich für verrathen hielt, stand er auf dem Punkt, sich dem Regenten zu Füßen zu werfen und ihm alles zu gestehen. Doch schnell faßte er sich wieder, und sagte: „Ich erinnere mich dessen zwar nicht, aber ich glaube die Gelegenheit benutzen zu müssen, wenn sie sich dar-

darbietet.“ Er fuhr darauf fort, von seinen Unternehmungen gegen die Türken zu erzählen, hemmte die Gedanken des Argwohns, verließ den Regenten mit gewohnter Heiterkeit, aber mit dem festen Vorsatze, ihm in einigen Stunden zu zeigen, wie man sich benehmen müsse, wenn man ein gewagtes Vorhaben in der Nachtzeit ausführen wolle. Er begab sich sogleich zu der Prinzessin Anna, erzählte ihr das Gespräch bei Tische und seinen Argwohn, und drang darauf, daß man noch in dieser Nacht Anstalt machen müße, den Regenten gefangen zu nehmen, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, verrathen und bestraft zu werden.

Die Rede des Feldmarschalls fand ein geneigtes Gehör, und Anna versprach, sich seiner Leitung gänzlich zu überlassen. Es war aber nicht leicht, zu der Person des Regenten zu gelangen. Denn alle Gardeoffiziere, die bei ihm Wache hielten, hatten den Befehl, sobald er sich zur Ruhe begeben habe, keinem Menschen, wer er auch sey, Zutritt zu verschaffen. Auch alle rings um seinen Pallast her gestellten Schildwachen waren unterrichtet, daß sie jeden Nahenden anhalten, und im Fall eines Widerstandes tödten sollten. Aber gerade in dieser Nacht hatte das Preobraschinskyische Garderegiment sowohl bei dem Kaiser, als bei dem Regenten die Wache, und Münnich, der Befehlshaber dieses Regiments, konnte also hoffen, daß jene Hindernisse ihm nicht im Wege stehen würden. Man mußte besorgen, Biron möchte ihm zuvorkommen, wenn er warten wollte, bis diese Garde wieder die Wache hatte.

Es war Morgens zwei Uhr, als Münnich, begleitet von seinem General-Adjutanten von Mannstein, nach dem Winterpallaste fuhr, welcher seit

Kurzem dem jungen Iwan und dessen Eltern zur Wohnung angewiesen worden war. Durch eine, in dieser Absicht offen gelassene Seitenthüre gelangten sie unvermerkt bis ins Zimmer der Prinzessin. Dahin berief Münnich die wachehabenden Offiziere, auf deren Anhänglichkeit er sich verlassen konnte. Anna schilderte ihm mit wenig Worten die Bedrückungen, welche sie, ihr Gemahl, und selbst der Kaiser während der Regentschaft erlitten hätten. Nichts, sagte sie, bleibe ihr übrig, als den Urheber derselben gefangen nehmen zu lassen. Graf Münnich wolle sich dieses ehrenvollen Geschäftes unterziehen, und hoffentlich würden sie Alle ihm willigen Gehorsam leisten.

Keiner widersetzte sich, und daher wurde auch sogleich zur Ausführung geschritten. Achtzig Mann folgten dem Feldmarschall nach dem Sommerpallaste, der Wohnung Birons, vor welchem sie in der Entfernung von einigen hundert Schritten stehen blieben, indem Münnich die fernere Ausführung dem muthigen Mannstein mit zwanzig Begleitern übergab. Dieser nahm seinen Weg durch den Garten, und ließ sein Gefolge zur Vermeidung alles Lärmens von weitem nachfolgen. Alle Schildwachen ließen ihn passiren, weil er einem jeden bekannt war, und sie in dem Gedanken standen, er werde in wichtigen Angelegenheiten zu dem Regenten geschickt. Er kam glücklich in des Regenten Schlafgemach, und traf ihn sowohl als seine Gemahlin schlafend an. Als sie erwachten, fingen sie heftig an zu schreien. Biron sprang aus dem Bette und wollte sich durchaus nicht gefangen geben, wurde aber durch die herbeigekommene Mannschaft überwältiget, und fast nackend vor die Wachstube getragen. Hier warf man einen Soldatenmantel um ihn, und führte ihn darauf

auf in einem Wagen nach dem kaiserlichen Winterpallaste. Seine Gemahlin wehrte sich mit einem Heldenmuthe, der einem männlichen Krieger Ehre gemacht haben würde. Sie ergriff einen Degen, schlug mit demselben verzweifelnd herum, ließ sich Hemd und Nachtzeug zerreissen, verwundete einen Gardisten, und lief darauf ihrem Gemahle bis auf die Straße nach. Ein Soldat nahm sie auf die Arme und fragte Mannstein: was er mit ihr machen sollte? „Bring sie zurück, in ihr Zimmer!“ war die Antwort. Das schien dem Soldaten zu mühsam; er warf sie mitten in den Schnee nieder. In diesem traurigen Zustande fand sie der Hauptmann der Wache, ließ ihre Kleider bringen, und führte sie in ihr Zimmer zurück.

In eben der Nacht wurde auch der Bruder des Regenten, Graf Gustav von Biron, und der Kabinetsminister Bestuchew durch ein besonderes Kommando aufgehoben. Bald darauf traf dieses Loos auch den zweiten Bruder des Regenten, den Grafen Karl von Biron, der Gouverneur von Moskau war, und den General Bismark. Kein Arm regte sich, den Verhafteten zu helfen, denn Allen war Biron verhaßt. Er wurde, nebst den übrigen Verhafteten, nach der Festung Schlüsselburg abgeführt, und eine besondere Kommission, an deren Spitze Münnich stand, erhielt den Befehl, ihre Verbrechen zu untersuchen. Zugleich wurde verordnet, Birons Mobiliarvermögen und alle seine Besitzungen zu konfisciren. Der Werth der Kostbarkeiten, die man in seinem Pallaste fand, belief sich auf vierzehn Millionen Rubel. Unter andern war daselbst eine ganz goldene Toilette, an welcher auch noch Edelsteine von Werth angebracht waren. Sonderbar schien es, daß bei dem allen Biron

 drei-

dreimalhundert tausend Rubel Schulden haben konnte.

Im May 1741 hatte die Kommission ihre Untersuchungen geendigt, und das Urtheil, welches über die Verhafteten gefällt ward, wurde drei Sonntage nach einander in allen Kirchen bekannt gemacht. Biron war zum Tode verdammt worden, aber die Regentin schenkte ihm das Leben, doch sollte er zu ewiger Gefangenschaft nach Sibirien gebracht werden. In Pelim sollte sein künftiger Aufenthalt seyn. Diese kleine Stadt, die damals ohngefähr sechzig schlechte Häuser in sich faßte, liegt sechshundert Werste hinter Tobolsk, der Hauptstadt von Sibirien. Ein geschickter Architekt war schon lange vor Birons Ankunft dahin gesandt worden, um ein kleines hölzernes, mit hohen Pallisaden umgebenes Gebäude aufzuführen, dessen Riß Münnich selbst entworfen hatte. Die Aufsicht über den Gefangenen wurde einem Offiziere anvertraut, der alle Jahre abgelöst werden sollte. Uebrigens wurde dem unglücklichen Regenten und seiner Familie, die ihn an den Verbannungsort begleiten mußte, ein anständiger Unterhalt ausgemacht. Es wurde ihm auch ein deutscher evangelischer Prediger zugegeben, desgleichen ein Wundarzt, der einige Zeit vorher das Unglück gehabt hatte, einen russischen Offizier zu erstechen, und der sein Leben, das er verlieren sollte, nur unter der Bedingung erhalten konnte, den Regenten in seine Gefangenschaft zu begleiten.

## 9.

### Münnich unter der Regentin Anna. Seine Unzufriedenheit. Die Prinzessin Elisabeth schwingt sich auf den Thron.

Der Donner der Kanonen hatte, sogleich nach Birons Verhaftung, die Einwohner der Residenz auf das große Ergebniß aufmerksam gemacht. Auf

Mün-

Münnichs Veranstaltung versammelten sich die Garden, mit den andern Regimentern, vor dem Winterpallast. Anna erschien und erklärte sich zur Großfürstin von Rußland und Verweserin des Reichs während der Minderjährigkeit ihres Sohnes. Freudig erneuerte man den Eid der Treue, und segnete die Gehülfen der Regentin. Tausende von Familien, deren Väter oder Brüder unter der Regierung der Kaiserin Anna, auf Birons Veranstaltung, nach Sibirien geschickt worden waren, und die ihn als den Störer ihrer häuslichen Zufriedenheit verwünschten, sahen sich gerächt; alles athmete freier, seit der Würger gefesselt war. Iwan benachrichtigte das Volk in einem Manifeste, daß er den Herzog von Curland wegen der übeln Behandlung seiner Eltern aller Würden entsetzt, und dagegen seiner Mutter die Regentschaft übertragen habe.

Münnich, der allein durch seine Entschlossenheit die Prinzessin erhoben hatte, konnte jetzt auf die höchsten Belohnungen, und die ersten Stellen des Reichs gerechten Anspruch machen. Anna war auch nicht undankbar gegen ihn. Kaum hatte sie die Regierung übernommen, so erhob sie ihn zu ihrem ersten Minister und zum Chef aller Collegien. In Gegenwart des ganzen Hofes erklärte sie bei dieser Gelegenheit: „Münnich ist es, der mich und das Reich beschützet; er ist es, der mich von den Birons und ihren bösen Anschlägen befreit hat.“ Sie ließ zugleich eine Verordnung ergehen, daß er unmittelbar nach ihrem Gemahl, dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, allen Ministern und Generalen, so wie seine Gemahlin allen Damen des Hofes vorgehen sollte. Sie beschenkte ihn auch mit hundert tausend Rubeln und einem kostbaren silbernen Servis, und verehrte ihm noch

überdieß

überdieß siebenzig tausend Rubel zur Ausbauung seines Hauses. Als er einst an einer heftigen Kolik krank lag, besuchte sie ihn mit ihrem Gemahl mehrmals in eigener Person, und bezeigte viele Theilnahme an seiner Krankheit. Sie schenkte ihm auch aus dem Heimfalle des Herzogs von Curland, die Herrschaft Wartenberg in Nieder-Schlesien. Der König August der Dritte von Polen und Kurfürst von Sachsen erhob ihn am vierten Februar 1741, als damaliger Reichsvikarius, mit allen seinen ehelichen Descendenten, in des heil. römischen Reichs-Grafenstand.

Alle diese Würden, Geschenke und Auszeichnungen waren indessen nicht von der Art, daß Münnich dadurch vollkommen befriedigt worden wäre. Er, der Besieger der Türken, der Ordner des russischen Kriegswesens, fand sich beleidigt, daß ihm gerade die Stelle versagt wurde, die seinen Talenten am angemessensten war. Er hatte gehofft, Generalissimus der russischen Kriegsmacht zu werden, allein Anna übertrug diese Würde nicht ihm, sondern ihrem Gemahl, dem es freilich dazu ganz an Fähigkeit gebrach. Schon oft hatte Münnich durch ein allzuhohes Selbstgefühl und durch seinen Stolz Anstoß gegeben, und sich Feinde zugezogen. Dieser Stolz verleitete ihn auch jetzt zu einer Handlung, die niemand billigen konnte. Er gab sich das Ansehen, als ob er selbst der Urheber der getroffenen Veranstaltung sey. Als er nemlich der Armee den Befehl der Reichsverweserin, ihrem Gemahl als ihrem Obergeneral zu gehorchen, bekannt machte, hatte er die Dreistigkeit hinzuzusetzen, daß diese Würde zwar eigentlich ihm gebühre, daß er aber auf dieselbe, aus Achtung für den Herzog von Braunschweig, Verzicht gethan habe.

Eine

Eine so stolze und verwegene Sprache mußte nicht blos den Herzog, sondern auch die Regentin beleidigen. Durch verschiedene Weigerungen zeigte sie ihm ihre Unzufriedenheit, und mit der ihrigen stieg die seinige von Tag zu Tag. Jedermann tadelte diese Art zu fodern, aber die Foderung selbst fand man billig; dem ersten Feldherrn gebührte die Stelle des ersten. Eine weisere Regintin würde ihn und ihren Gemahl zugleich befriediget, würde diesen jetzt schon, wie sie es nachher that, zum Mitregenten, jenen zum Generalissimus ernannt haben. Dadurch, daß Keiner an seiner rechten Stelle stand, wurde das Verhältniß des Einen zum Andern täglich unangenehmer. Anton Ulrich hieß Generalissimus, und Münnich blieb die Seele des Kriegswesens. Jenen kränkte es, daß ihn Münnich gewissermaßen als seinen Untergebenen behandelte, und ihn kaum an den wichtigsten Geschäften Theil nehmen ließ. Anna hätte dem stolzen Manne gerne den Abschied gegeben, aber die Furcht vor der Armee, und vornemlich vor der Garde, bei welcher Münnich in großem Ansehen stand, hielt sie von der Ausführung zurück, bis eine besondere Veranlassung einen Bruch herbeiführte.

Der blutige Krieg gegen Kaiser Karls des Sechsten Tochter, Maria Theresia, war eben im westlichen Europa ausgebrochen. Der gefährlichste unter ihren Gegnern war König Friedrich der Zweite von Preußen, der eben den Thron bestiegen hatte. Diesem staatsklugen jungen Regenten lag alles daran, Rußland nicht wider sich zu haben. Er würde die Eroberung Schlesiens haben aufgeben müssen, wenn sich ein russisches Kriegsheer an den Grenzen seiner Erbstaaten gezeigt hätte. Um dieß zu verhindern, suchte er vornemlich den Premierminister Münnich

nich zu gewinnen. Er beschenkte dessen Sohn mit dem Amte Bürgen in der Mittelmark, welches der Herzog von Curland besessen hatte, und sandte den Major von Winterfeld, der mit der Stieftochter Münnichs verheirathet war, nach St. Petersburg, um durch ihn über die Erneuerung und Erweiterung des vorlängst zwischen Preußen und Rußland bestehenden Vertheidigungs-Bündnisses zu unterhandeln. Geschmeichelt durch das Vertrauen des vielversprechenden jungen Monarchen, erkenntlich gegen seine Geschenke, und abgeneigt dem Hause Oesterreich, dessen unglückliche Feldzüge gegen die Türken den Erfolg seiner eigenen Thaten geschwächt hatten, bot Münnich alle diejenigen Gründe auf, welche das Gesuch des preußischen Bevollmächtigten unterstützen konnten. Es kam wirklich durch seine Bemühungen ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen Friedrich nicht allein vor den Feindseligkeiten Rußlands gesichert wurde, sondern auch im Fall eines Angriffs auf seine Staaten, das Versprechen einer Hülfsarmee von zwölf tausend Mann erhielt.

Kaum war dieses Bündniß geschlossen, so kam ein österreichischer Botschafter nach St. Petersburg, und nun wurden die politischen Verhältnisse ganz anders gestaltet. Die Regentin ließ sich durch den Gesandten bewegen, einem zum Angriffe der preußischen Staaten zwischen den Höfen zu Wien und Dresden geschlossenen Bündnisse beizutreten. Zugleich befahl sie, daß sogleich einige Regimenter gegen den König von Preußen marschiren sollten.

Alles dieses geschah ohne Münnichs Vorwissen, der eben damals krank war. Er erstaunte, als ihm nach seiner Genesung der ohne sein Zuthun geschlossene Traktat mitgetheilt, und er angewiesen wurde, sich darnach zu richten. Aufgebracht darüber

begab

begab er sich zu der Regentin, und erklärte ihr geradehin: Er habe die Ehre Premierminister zu seyn, daher dünke ihm, daß man seinen Rathschlägen folgen sollte; widrigenfalls bäte er, ihm zu erlauben, daß er seine Bedienungen niederlegen dürfe. Der Regentin, welcher diese Aeusserung sehr mißfiel, und die ohnehin seiner anmaßenden Reden und seiner Herrschsucht überdrüssig war, kam dieß Anerbieten sehr erwünscht; und um sich seiner ganz zu entledigen, antwortete sie sogleich im Namen des Kaisers: Daß sein Begehren erfüllt, und er seiner Dienste in Gnaden entlassen werden sollte. Münnich war überrascht, aber es blieb bei der Erklärung der Regentin. Er begab sich nicht lange nachher auf sein Gut Gostilitz, und faßte den Entschluß, Rußland gänzlich zu verlassen. Indessen behielt die Regentin doch den äußern Schein der Hochschätzung für Münnich bei. Er erhielt ein Jahrgeld von fünfzehn tausend Rubeln, nebst einer Ehrenwache von der Preobraschinskyschen Garde, die er bisher kommandirt hatte. Die Regentin hatte auch die Aufmerksamkeit, ihn an seinem Geburtstage zu beschenken, und mit ihrem Gemahl und ganzen Hofstaate einem prächtigen Balle beizuwohnen, den er in seinem Pallaste gab.

Die Entlassung eines Mannes, der sich um das russische Kriegswesen so hochverdient gemacht hatte, erregte besonders bei dem Militair viel Unzufriedenheit. Aber auch die Großen des Reichs fanden sich ihren Erwartungen von Annens Regentschaft getäuscht, und bemerkten mit Bedauern, daß sie zwar gern regieren wollte, aber nicht die geringsten Talente dazu hatte. Sie war unwissend, wollüstig und im höchsten Grade indolent; Fehler, für welche sie, als Regentin, durch Jugend und große Schönheit nicht

ent-

entschädigen konnte. Mangel an Popularität, Gleichgültigkeit gegen viele russische Gebräuche, häufige Uneinigkeiten mit ihrem Gemahl, die Abhängigkeit von ihrem Hoffräulein von Mengden, und die beständigen Zwistigkeiten zwischen ihren Ministern, entzogen ihr völlig die Liebe und das Wohlwollen des Volks. Beides besaß in hohem Grade die Prinzessin Elisabeth, die einzige Tochter Peters des Großen. Sie hatte, von ihrem Aeußern begünstigt, durch Herablassung, Gesprächigkeit, Achtung für jeden Gebrauch der griechischen Kirche und Wohlthätigkeit gegen Dürftige sich in der Zuneigung befestiget, die man schon in Hinsicht ihrer Abkunft für sie empfand. Für sie, wiederholt vom Throne zurückgedrängt, und oft mit Härte behandelt, war jetzt die allgemeine Theilnehmung erregt, und es bedurfte nur eines kräftigen Stoßes, um Alles zu ihrem Vortheil in Bewegung zu setzen. Allein jeder Große scheute das gefahrvolle Unternehmen; Jeder wollte lieber eine Unterrolle übernehmen, als den ersten Akt des bedenklichen Schauspiels eröffnen. Indessen fand sich bald ein Subject, das sein Glück wagte; und dieser Mann, der die Prinzessin Elisabeth auf den Kaiserthron erhob, war — ein Barbier.

Lestocq war der Name dieses Barbiers, der ein so kühnes Unternehmen auszuführen unternahm. Sohn eines hannövrischen Feldscheers, wurde er bei einem Barbier in die Lehre gegeben, lief aber davon und bestand manches Abentheuer. Peter der Große, der ihn zufällig auf seiner Reise durch Deutschland kennen lernte, fand Gefallen an seinem heitern Wesen, und nahm ihn als Bedienten seiner Gemahlin mit nach Rußland. Er ließ sich aber so viele böse Ränke zu Schulden kommen, daß ihn Peter 1710 nach Astrakan verbannte. Nach dem

Tode

Tode desselben erhielt er seine Freiheit, kam wieder nach St. Petersburg, und nährte sich als Chirurg und Barbier. Sein ziemlich freies Betragen, sein Verstand, seine gute Laune, verschafften ihm bald in verschiedenen großen Häusern Zutritt. Die Prinzessin Elisabeth wählte ihn zu ihrem Leibchirurg, und es gelang ihm, der Liebling einer Prinzessin zu werden, die in dem Umgange mit schönen und muntern Mannspersonen ein besonderes Vergnügen fand.

Schon nach dem Tode Peters des Zweiten hatte der unternehmende Lestocq der Prinzessin den Vorschlag gemacht, durch eine entschlossene Unternehmung sich auf den Thron zu erheben; allein sie war zu furchtsam, um den gewagten Schritt zu thun. Mit Unwillen hatte er damals gesehen, daß seine Vorstellungen fruchtlos waren. Dennoch erneuerte er jetzt seine Vorschläge, und sah mit Vergnügen, daß sie auf Elisabeth Eindruck machten. Sie genehmigte alles, was er thun wollte, und versprach, sich seiner Leitung zu überlassen. Er traf sogleich die zweckmäßigsten Vorkehrungen, die aber freilich sehr gewagt waren. Mit Hülfe eines Korporals und eines Gardesoldaten, und vom französischen Gesandten, der eine Revolution wünschte, die seinem Vaterlande Vortheile versprach, reichlich mit Geld unterstützt, gewann er einzelne Gardesoldaten. So vorsichtig aber Lestocq zu Werke ging, so schöpfte dennoch Anna Verdacht, und äußerte denselben am fünften December 1741 gegen Elisabeth, die ihn aber durch Thränen und Betheurungen zu entfernen wußte. Allein jetzt durfte man mit der Ausführung nicht länger zögern, wenn das ganze Unternehmen nicht entdeckt werden sollte. Lestocq drang daher auf die Beschleunigung des Vorhabens, und beredete die Prinzessin, wiewohl nicht ohne Mühe, anstatt

statt den sechsten Januar des folgenden Jahres abzuwarten, den Entwurf gleich in der nächsten Nacht auszuführen.

Von Natur furchtsam und unentschlossen, versprach Elisabeth mit bebendem Herzen ihrem Rathgeber zu folgen. Nachdem sie vor einem Marienbilde brünstige Gebete und Gelübde abgelegt, und sich mit dem Katharinenorden geschmückt hatte, setzte sie sich um Mitternacht in einen Schlitten, hinter welchen ihr damaliger Kammerjunker, nachmaliger Großkanzler, Graf Woronzow und Lestocq standen, und fuhr nach der Kaserne der Preobraschinskyschen Garde, die der Tochter Peters des Großen besonders gewogen war. An der Seeseite standen Pferde in Bereitschaft, um, wenn das Unternehmen mißlingen sollte, sich durch die Flucht zu retten. Noch auf dem Wege wankte Elisabeths Muth, und nur Lestocqs lebhafte Schilderung der Gefahr, in die sie ihre Unschlüssigkeit stürzen würde, richtete sie wieder auf. Einige hundert Schritte weit von der Kaserne verließ sie mit ihren Begleitern den Schlitten, und ging zu Fuß nach der Hauptwache der bereits gewonnenen Grenadiere. Diese zerschnitten sogleich alle Trommelfelle, damit nicht Jemand Lärm schlagen konnte. In einer rührenden Anrede, mit dem Kreutzbilde in der Hand gehalten, schilderte die Prinzessin das Unrecht, das ihr widerfahre, bewies ihre nächsten Ansprüche auf den Thron, und bat um Unterstützung. Die gemeinen Soldaten hörten mit Theilnahme diese Worte, und zeigten sich bereitwillig, der Prinzessin beizustehen. Gold hatte mehrere derselben schon vorher gewonnen, und Branntwein, den man mitgebracht hatte, bestärkte den Eifer. Einige Widerspenstige wurden entwaffnet; die übrigen folgten der Prinzessin nach dem

Winter-

Winterpallaste, der Wohnung der Regentin. Nachtwächter und alles, was begegnete, wurde, damit keine Nachricht verbreitet werden konnte, ins Gefolge gezogen. So gelangte man glücklich zu dem Pallaste, wo die Soldaten, welche die Wache hatten, größtentheils auf ihren Pritschen schlummerten, die Offiziere aber bei der Karte wachten. Sie wurden so überrascht, daß keiner es wagte, sich den Ankommenden zu widersetzen, besonders da Lestocq ihnen versicherte, daß die Prinzessin Elisabeth bereits den Thron bestiegen hätte, daß alles richtig wäre, und die versammelten Garden den Eid der Treue geschworen hätten. Elisabeth trat darauf selbst herein, hielt eine schmeichelhafte Anrede, und damit verschwand alle Neigung, sich zu widersetzen.

Der Weg zum Schlosse war nun völlig gebahnt. Elisabeth begab sich, von Woronzow und einigen ihrer entschlossensten Anhänger begleitet, in das Schlafzimmer der Regentin Anna und ihres Gemahls, die, ohne zu ahnden was auf sie wartete, eine unbesorgliche Ruhe genossen. Anna erwachte zuerst und gehorchte ohne Einwendung dem Befehle aufzustehen. Mit gleicher Standhaftigkeit ertrug ihr Gemahl diese erschütternde Stunde. Halb angekleidet, in einen Pelz gehüllt, brachte man Beide auf einen Schlitten, und führte sie dann nach der Wohnung der Elisabeth, wo kurz nachher auch ihre Kinder ankamen. Der kleine Kaiser Iwan war nicht mit Gewalt aufgeweckt worden; die Garden hatten sein Erwachen abgewartet, und sich dann, aus Ehrfurcht vor seiner bisherigen Größe, um den Vorzug gestritten, ihn von derselben gestürzt zu haben.

Als der Morgen anbrach, verkündigte das militärische Getümmel den Einwohnern der Residenz

die

die großen Begebenheiten der verflossenen Nacht. Die ganze Garnison wurde aufgeboten, um sich vor dem Winterpallaste zu versammeln. Dahin wurden auch die Minister und die Mitglieder des Senats berufen, denen sich Elisabeth als ihre neue Souveraine zeigte. Viele waren sehr betroffen, alle aber stimmten darin überein, daß sie der neuen Kaiserin zu ihrer Thronbesteigung Glück wünschten. In die Provinzen des Reichs und an die fremden Höfe wurden Couriere abgefertiget, und man säumte nicht, einen neuen Huldigungseid abzufassen. Das Volk schwor, die Garden schworen, und die neue Monarchin nahm unter dem Donner der Kanonen und öffentlichen Vivatrufen des Nachmittags von dem Winterpallaste, dem bisherigen Residenzschlosse der Regentin, feierlichen Besitz. Der kleine Iwan, den Elisabeth auf den Armen hielt, freute sich über das Hurrahrufen der Soldaten, ahmte es nach, und klatschte mit seinen kleinen Händen. „Armes Kind, sagte sie, du weißt nicht, daß du dich über dein eigenes Unglück freuest.“ Die Einwohner, die ein Jahr zuvor die Erhebung der Prinzessin Anna durch Freudenfeste gefeiert hatten, jubelten nun bei ihrem Sturze. So veränderlich ist das Volk, so wankelmüthig ist seine Denkart und seine Anhänglichkeit.

Die bisherige Regentin ertrug das harte Loos, das ihr so unvermuthet bereitet ward, mit einer rühmlichen Fassung. Statt in Klagen Erleichterung ihres traurigen Schicksals zu suchen, betrachtete sie es von derjenigen Seite, von welcher es ein philosophischer Geist angesehen haben würde. „Meinetwegen, sagte sie, ist kein Blut geflossen, und ich danke dem Himmel für die Verblendung, worin er mich ließ, da mein Widerstand unausbleiblich einen Bürgerkrieg verursacht hätte.“ Selbst die Vorwürfe

se ihres Gemahls erschütterten sie nicht; ihr heißester Wunsch war erfüllt, als ihr Elisabeth die Gesellschaft des Fräuleins von Mengden, mit der sie bisher auf dem vertrauteste Fuße gelebt hatte, gestattete. Die neue Kaiserin schickte sie, drei Tage nach ihrer Thronbesteigung, mit Gemahl und Kindern nach Riga, um von da in ihr eigenes Vaterland gebracht zu werden. Bald wurde es aber anders beschlossen, denn Annens eigene Verwandte verweigerten der bisherigen Regentin, ihrem Gemahl und Kindern nicht allein die Aufnahme, sondern sie warnten auch Elisabeth vor der Gefahr, welcher sie ihre Krone aussetzen würde, wenn es auf diese Art den Feinden Rußlands frei stünde, jeden äußeren Krieg, durch Iwans Namen, zu einem innerlichen zu machen. Die Gefangenen vertauschten bald darauf den Aufenthalt zu Riga mit der Dünamünder Schanze, dann mit Oranienbaum, und zuletzt mit dem Städtchen Kolmogori, in der Nachbarschaft von Archangel. Hier starb Anna 1746 im Wochenbette, und eben daselbst endigte, neun und zwanzig Jahre später, ihr Gemahl das Leben.

Der entthronte Prinz Iwan war in einem Kloster zu Oranienburg zurück geblieben, und mußte hier, getrennt von seinen Eltern, jedes Unterrichts entbehren, wodurch er nicht blos unwissend, sondern auch geistesschwach wurde. Man glaubte von einem achtjährigen Kinde nichts zu besorgen zu haben. Allein sein Schicksal und die hohe Bestimmung, die er verloren hatte, verfehlte nicht, ein Reitz für Personen zu werden, die ihr Glück durch ihn zu machen gedachten. Ein Mönch des Klosters wollte sein Beförderer werden, entführte den Prinzen und setzte die Flucht mit ihm glücklich fort; allein sie wurde entdeckt und bald gehemmt. Die Freundschaft des

Mönchs

Mönchs hatte für den unschuldigen Prinzen unglückliche Folgen. Der Arrest und Aufenthalt im Kloster war für ihn erträglich, und mit mehreren Bequemlichkeiten verbunden gewesen. Man brachte nunmehr den ehemaligen Kaiser auf die Festung Schlüsselburg, wo er ein unterirdisches Gefängniß zu seiner Wohnung erhielt. Niemand durfte hier mit ihm sprechen, ja er sah sogar das Tageslicht nicht. Aus Neugier ließ ihn Elisabeth in einem verdeckten Wagen nach St. Petersburg bringen, und aus eben dem Grunde besuchte ihn ihr Nachfolger auf dem Throne, Peter der Dritte, zu Schlüsselburg. Auf die Frage Peters: wer er wäre? antwortete der Prinz: „Ich bin Kaiser Iwan, meine Eltern und die Soldaten haben mir das gesagt; die Kaiserin Elisabeth hat uns sehr schlecht gehalten, und die Offiziere sind hart mit uns umgegangen. Ein Einziger behandelte uns liebreich; ich kenne ihn nicht mehr, denn es ist lange her, aber sein Name ist mir unvergeßlich, er hieß Korff.“ Es war der Feldzeugmeister Korff, einer von des Kaisers Begleitern. Thränen traten dem edeln Manne in die Augen, da er aus dem Munde dieses Unglücklichen ein so belohnendes und unverdächtiges Zeugniß seiner Menschenliebe vernahm. Peter selbst wurde gerührt, und beschloß daher die Lage des unglücklichen Prinzen zu verbessern; aber bald verlor er selbst Krone und Leben, und seine Gemahlin Katharina ergriff die Zügel der Regierung. Einige Unzufriedene wollten sich jetzt des Prinzen Iwan bedienen, um eine Staatsveränderung hervorzubringen. Mit gewaffneter Hand griffen sie sein Gefängniß an; und obgleich ihr erster Versuch zurückgeschlagen wurde, so fürchteten doch die wachhabenden Offiziere bei einem zweiten Angriffe überwältiget zu werden, und machten

ten dadurch allem weitern Streit ein Ende, daß sie den Prinzen — ermordeten.

## 10.

### Münnich wird verhaftet und nach Sibirien verbannt. Seine Beschäftigungen daselbst.

Jede gewaltsame Veränderung der Regierung hat gewöhnlich die Folge, daß die Anhänger des gestürzten Regenten in sein unglückliches Schicksal verwickelt werden. So war es, da Elisabeth sich auf den Thron schwang. In derselben Nacht, in welcher die Regentin Anna die Herrschaft verlor, wurden auch ihre Anhänger verhaftet. Münnich konnte eigentlich nicht mehr zu denselben gerechnet werden; er hatte seinen Abschied genommen, und stand im Begriff, das Reich zu verlassen. Schon hatte man zu seiner Aufnahme in Königsberg, auf Befehl des Königs von Preußen, Anstalten getroffen, als ihn die Revolution an der Newa überraschte.

Ruhig schlummernd lag Münnich, während Anna überfallen wurde, im Bette, als ein kleines Kommando Soldaten in seine Wohnung und in sein Schlafgemach eindrang. Unter Bajonettstößen und Schimpfwörtern riß man ihn aus demselben heraus. Münnich, der das Schrecken der Türken gewesen, der mit einem Worte, vordem Tausende von Kriegern in Ordnung und Schrecken gesetzt hatte, verläugnete auch bei diesem nächtlichen Ueberfalle seinen entschlossenen Geist nicht. „Streckt das Gewehr, Schurken, oder ihr alle sollt das Opfer eurer Verwegenheit werden," fuhr er mit wüthender Stimme die Soldaten an. Allein von Branntwein erhitzt, kühn und stolz bei ihrem Unternehmen, ach-

teten diese so wenig auf die Stimme ihres ehemaligen Chefs, daß sie ihn mit roher Brutalität zwangen, sich ihnen zu unterwerfen. Er ward, gleich mehrern andern Großen des Reichs, die der bisherigen Regierung gedient hatten, oder deren Gesinnungen man für verdächtig hielt, in die Citadelle gebracht, und sorgfältig bewacht.

Es wurde eine Commission niedergesetzt, um die Verhafteten zu vernehmen. Elisabeth hatte den Grafen Münnich, wie man glaubte, hauptsächlich deswegen zum Opfer ihrer Rachsucht ausersehen, weil er die Kaiserin Anna bewogen haben sollte, den kleinen Iwan zu ihrem Nachfolger zu ernennen, und weil er, unter Annens Regentschaft, einen Liebhaber der Elisabeth hatte verhaften lassen. Als er vor seine Richter geführt wurde, fragte ihn der Fürst Trebezkoi, der im Gericht präsidirte, zuerst: Ob er sich vertheidigen könne, daß er bei der Belagerung von Danzig so viele Menschen aufgeopfert habe? „Fahren Sie nur fort, antwortete Münnich, und lesen Sie die andern Hauptpunkte der Anklage vor, ich will auf alle zusammen antworten.“ Nach geschehener Vorlesung hielt er eine Vertheidigungsrede, worin er die heftigste und eindringendste Beredsamkeit zeigte, und endigte also: „Mein Herr, von allem dem will ich auch Gott am jüngsten Gerichte Rechenschaft geben. Gewiß wird meine Rechtfertigung dort bessern Eingang finden, als hier. Denn ich habe mir nichts vorzuwerfen, außer daß ich Sie nicht habe aufhängen lassen, als Sie angeklagt und hinlänglich überwiesen wurden, die Gelder der Kriegskasse im Türkenkriege unterschlagen zu haben.“ Man sagt, daß die Kaiserin Elisabeth, welche, hinter einem Schirme verborgen, bei der Instruction des Processes gegenwärtig war, als sie diesen Vortrag

gehört

gehört hatte, sogleich Befehl gab, das Verhör abzubrechen und den Feldmarschall ins Gefängniß zurück zu führen.

Umsonst suchte man den Handlungen des grausamsten Despotismus einen Schein von Gerechtigkeit zu geben. Man vernahm bestochene und verdächtige Zeugen, und sprach, wie es Elisabeth wünschte. Die Verurtheilung der Verhafteten ist ihre schmeichelhafteste Lobschrift; denn so sehr man sich auch Mühe gab, ihnen Verbrechen anzudichten, so konnte man doch kein anderes finden, als daß sie Ausländer waren, und daß sie ihrer Gebieterinn treu und nützlich gedient hatten. Münnich würdigte die gegen ihn niedergesetzte Commission zuletzt keiner Antwort mehr. „Setzen Sie nur selbst, sagte er zu denen, welche die Untersuchung führten, meine Aussagen auf, ich will nachher das Protokoll unterschreiben"; und der General Prokurator war dumm oder boshaft genug, diesen Spott für Ernst zu nehmen.

Am siebenten Februar 1742 wurde das Urtheil über die vornehmsten unter den Gefangenen öffentlich bekannt gemacht. Nach demselben sollte der Kabinetsminister Graf Ostermann, *) der Feldmarschall



*) Er war der Sohn eines Pfarrers aus der westphälischen Grafschaft Mark, erstach zu Jena, wo er Theologie studiren sollte, im Duell einen Studenten, und rettete sich nach Holland. Hier lernte ihn ums Jahr 1704 der russische Admiral Cruys kennen, machte ihn zu seinem Secretair, und nahm ihn mit nach Rußland. Als ein Mann von Genie, dem es auch nicht an Kenntnissen fehlte, konnte er Petern dem Großen, der die Ausländer schätzte, nicht lange verborgen bleiben. Er nahm ihn in seine Dienste, und schon 1721 war Ostermann zweiter russischer Bevollmächtigter bei dem Friedensschlusse zu Nystadt. In der Folge stieg er durch seine Geschicklich-

Münnich geviertheilt, die Grafen Golowkin und Löwenwolde, der Baron von Mengden und der Etatsrath Temiriazew enthauptet werden. Mit eben der Unerschrockenheit, womit Münnich in die Schlachtordnungen der Türken und Tataren eingedrungen war, vernahm er sein Todesurtheil. An dem Tage, der zur Hinrichtung bestimmt war, ließ man sechs tausend Mann Truppen nach St. Petersburg kommen, aus Furcht vor den Folgen der Theilnahme des Volks an dem Schicksale der Verurtheilten. Man hatte auf dem Senatsplatze ein Blutgerüste errichtet, und um dasselbe durch ein Infanterie-Regiment einen Kreis geschlossen. Um 10 Uhr führte man die Unglücklichen aus dem Senatspallaste, wohin man sie zuvor aus der Citadelle gebracht hatte, in den Kreis. Münnich ging durch die Reihen mit festem Schritt, mit einer standhaften und bescheidenen Fassung, und mit einer heitern Stirn, die von einer Art Gleichgültigkeit gegen seinen nahen Tod zeugte. Er beobachtete die Leute von beiden Seiten genau, und wenn er einen Offizier kannte, so grüßte er ihn höflich und nahm auf die anständigste Art Abschied von ihm. Als er endlich das Schaffot bestieg, redete er den Offizier, der die Truppen kommandirte, also an: „Mein Herr, Sie haben das Kommando, kommandiren Sie mit

---

lichkeit bis zur Würde eines Senators, Reichsvicekanzlers, Kabinetsministers und Grafen, besorgte die ausländischen Staatsangelegenheiten, und erhielt sich bei allen Regierungsveränderungen, bis ihn Elisabeth verhaften ließ. Er starb 1745 in Sibirien. Seine beiden Söhne stiegen in der Folge zu hohen Ehrenstellen. Der jüngste von ihnen, der unter Pauls Regierung als Großkanzler seinen Abschied nahm, würde auch ohne den größern Vater, dem Namen Ostermann einen ehrenvollen Platz in den Jahrbüchern der russischen Geschichte erworben haben.

mit der Festigkeit, die Sie an mir so oft mitten in der Schlacht gesehen haben; beobachten Sie strenge Ihre Schuldigkeit, und geben Sie recht bald Befehl, mich von diesem Leben zu befreien, dem ich mit Freuden entsage. Wollten Sie wohl, setzte er hinzu indem er Ihn umarmte, für Ihre Mühe und zum Andenken an den Feldmarschall Münnich, dieses kleine Unterpfand meiner Freundschaft annehmen? Zugleich gab er ihm seinen Ring von großem Werth, seine Dose, seine Uhr und alle Kleinode, die er bey sich hatte.

Der Graf Ostermann zeigte bei weitem nicht so viel Muth und Fassung. Vier Soldaten mußten ihn auf das Schaffot tragen, wo ihm, nach Vorlesung seiner Verbrechen, bekannt gemacht wurde, daß sein Urtheil, lebendig gerädert zu werden, aus Gnaden in die Enthauptung verwandelt worden sey. Man übergab ihn hierauf dem Scharfrichter, der auch bereits das Beil zur Vollführung des Streichs aufgehoben hatte, als ihm abermals Gnade zuerkannt, und seine Todesstrafe in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien verwandelt wurde. Jetzt kam die Reihe an Münnich, dem ebenfalls sein Todesurtheil vorgelesen, aber auch zugleich die Verwandlung desselbent in lebenslängliche Gefangenschaft in Sibirien eröffnet wurde. Auf eben diese Weise erhielten auch die vier übrigen Verhafteten ihre Begnadigung. Ihre Güter fielen der Staatskasse anheim, ihren Gemahlinnen aber wurde die Freiheit bewilliget, in St. Petersburg zu bleiben. Allein ihre Treue und Liebe nahm diese Verwilligung nicht an; sie alle folgten ihren Gatten ins Elend. Münnichs einziger, des Vaters würdiger Sohn, den auch eine Anklage traf, ward zwar frei gesprochen, aber doch vom Hofe entfernt. Der große Feldherr, der bisher siebenzig tausend Ru-

bel

bel jährlicher Einkünfte gehabt hatte, bekam nun für sich und seine Familie täglich nicht mehr, als drei Rubel. Da die Kaiserin den Gefangenen erlaubte, sich eine Gnade auszubitten, so schränkte Münnich diese Erlaubniß auf die Bitte ein, seinen Hauspre-diger Martens mitnehmen zu dürfen, der ihm auch bereitwillig folgte.

Wenige Tage hernach, da die sechs Staatsge-fangenen ihr Urtheil bekommen hatten, wurden sie nach den Oertern ihrer Bestimmung abgeführt. Die Feinde Münnichs hatten die raffinirte Grausamkeit, ihn an den nemlichen Ort und in das nemliche Haus zu verweisen, welches bisher Biron bewohnt, und wozu er selbst für diesen die Zeichnung entworfen hatte. Der armselige Ort Pelim, fast an der Grenze von Sina belegen, sollte den großen Feldherrn und seine Familie beherbergen, und hier sollte er mit ih-nen sein Grab finden. Der ehemalige Herzog von Curland erhielt dagegen die Stadt Jaroslaw zu sei-nem Aufenthalte, und in derselben verschiedene Frey-heiten, die ihm seine Verbannuug erleichterten. Als Münnich auf der Reise nach Pelim war, und Bi-ron von da zurückkehrte, begegneten die beiden merk-würdigen Männer einander auf der Landstraße. Beide sahen einander starr an, und fuhren vorüber, ohne nur durch einen Blick ihre Empfindungen zu verra-then.

Während seiner Verbannung, die ein und zwan-zig Jahre dauerte, verlor Münnich nichts von seiner natürlichen Thätigkeit. Ein gemeiner Ehrgeitziger würde die träge und bittere Erinnerung des Vergan-genen jeder andern Unterhaltung vorgezogen haben; der thätige Münnich verlangte nur Geschäfte, um sich zu zerstreuen und sein Unglück vergessen zu können. Der Aufenthalt in einer Wüste konnte einen solchen

Geist

Geist nicht unthätig machen, und der Wunsch nach Geschäften war bei ihm mit ihrem Besitz verbunden. Alle seine Beschäftigungen zeugten von der Stärke seines Charakters, ein Beweis von einer großen Seele, die durch Unglück sich nicht beugen läßt, und nur großer und nützlicher Ideen fähig ist. Jeder Staatsgefangene in Sibirien wird von einer Kompagnie Soldaten bewacht. Münnich exercirte die seinigen und richtete sie ab in Märschen, Contramärschen, Stürmen u. dgl. Man bemerkte hernach, daß Münnichs Soldaten sich am besten auszeichneten und am schleunigsten marschirten. Jungen Leuten gab er Unterricht in der Geometrie und Ingenieurkunst; er schrieb mancherlei zur Vervollkommnung der letztern, und verfertigte militärische Zeichnungen, die er zum Geschenk für den König von Preußen bestimmte. Aus der weiten Ferne machte er Vorschläge zur Verbesserung der russischen Provinzen, und schickte sie an den Senat. Das Fleckchen Land, welches seine Wohnung umgab, verwandelte er in einen Garten, den er selbst anbauete, wozu er die Sämereien aus St. Petersburg erhielt. Der Gärtner, mit dem er in Verbindung stand, sandte sie ihm nach Jaroslaw, wo sie seine Leute auf dem Jahrmarkt in Empfang nahmen. Die Sämereien waren für Münnich um so willkommener, da der Gärtner sie in Zeitungsblätter einzupacken pflegte, durch welche er allein in Verbindung mir der übrigen Welt blieb.

Nichts bewies mehr die eigenthümliche Größe dieses Mannes; als daß man in dem Verbannten nie den Premier Minister und den Feldmarschall vergessen konnte. Er wurde in Sibirien gerade so geachtet und gefürchtet, als ob er General : Gouverneur dieses Landes gewesen wäre; denn Jedermann wußte, daß ihm kein Schritt der Statthalter entging,

und

und daß er gegen jede Abweichung von dem rechtmäßigen Wege unerbittlich war. Durch die Drohung, bei Hofe die Anzeige davon zu machen, hielt er die Beamten von mancher Ungebühr ab. Seine Strenge hätte aber wohl einmal dazu beitragen können, seine Lage zu verschlimmern. Einst foderte er von dem Offizier, der seine Kasse unter Händen hatte, Geld zu einer Ausgabe, die ihm nöthig schien. Der Offizier verweigerte es ihm unter dem Vorwande, daß kein Geld mehr vorräthig sey. Münnich, auch in der Verbannung noch heftig, hielt sich nicht, und warf ihm mit harten Worten seinen offenbaren Unterschleif vor. Der aufgebrachte Offizier erwiederte: Münnich sey selbst ein Verbrecher, denn was er immer schreibe, sey gewiß wider den Staat und die Kaiserinn gerichtet. Er wolle das furchtbare Slowodilo (den Verraths-Ruf) wider ihn aussprechen und ihn unglücklich machen. Münnich schwieg betroffen, weil allen Gefangenen das Schreiben verboten war. Er hatte verschiedene Aufsätze verfertiget, welche die Geschichte von Rußland und die Vertreibung der Türken aus Europa zum Gegenstand hatten. Die Drohung des Offiziers veranlaßte ihn, alle seine Papiere ins Feuer zu werfen. Zum Glück traf ihn dieser Unfall, welcher seine Thätigkeit auch für die Folge gefesselt hielt, erst in den letzten Jahren seiner Gefangenschaft.

Münnich war immer ein Verehrer der Religion, und auch in der glänzendsten Periode seines Lebens hatte er an den öffentlichen Uebungen der Andacht fleissigen Antheil genommen. Eine besondere Aufmerksamkeit und Theilnahme hatte er der evangelischen Petrigemeinde in St. Petersburg gewidmet, deren Patron er war. Er hatte von dem Kaiser Peter dem Zweiten auf sein Ansuchen einen Platz

erhal-

erhalten, wo sie eine Kirche errichten konnte; er hatte den Grundstein zu derselben gelegt, sie eingeweihet, und auswärtige Collecten für sie gesammelt. Diese religiöse Stimmung erhielt eine neue Nahrung, als das Glück ihm den Rücken wandte. Er war der Meinung, daß fleißige Religionsübungen dazu beitragen würden, ihn selbst und die Seinigen in ihrer Abgeschiedenheit zu trösten, sie zum Ausharren zu ermuntern, und ihnen Vertrauen auf Gott einzuflößen. Deswegen hielt er täglich zwei Betstunden, denen sein Hausprediger Martens vorstand, und welcher auch seine zwei deutschen Bedienten beiwohnten. Einen empfindlichen Schmerz verursachte ihm der Tod seines Freundes Martens, der, ohne verbannt zu seyn, an einem Verbannungsorte freiwillig seine Tage endete. Martens starb, nachdem er sieben Jahre lang in Pelim zugebracht hatte. Münnich trauerte lange um diesen Redlichen, der ihm aus wahrer Anhänglichkeit an diesen Verbannungsort gefolgt war. Die Betstunde hatte indessen ihren Fortgang. Münnich trat selbst an des Verstorbenen Stelle, hielt gottesdienstliche Vorträge, und erbauete sich und seine kleine Gemeinde durch Gebete und Gesang. Er selbst dichtete geistliche Lieder, und schrieb seine Gedanken über die wichtigsten Lehren der Religion nieder.

## II.

### Erlösung aus der Verbannung. Münnich unter Peter dem Dritten. Entthronung des Letztern.

Es waren bereits zwanzig Jahre verflossen, seitdem Münnich für Vergehungen büßte, die er nicht begangen hatte. Elisabeth hatte ihn nicht vergessen, aber sie zeigte keine Geneigtheit, ihn aus der

Ver-

Verbannung zurück zu rufen. Einst erinnerte sie sich seiner an einem Gallatage, zu dem alle Großen des Hofes eingeladen waren. „Ich möchte doch wohl wissen, sagte sie, was jetzt Münnich macht?“ Darauf gab sie einem Unteroffizier sechs tausend Rubel für den Grafen, und ließ sogleich einen Brief schreiben, den er ihm nebst dem Gelde einhändigen sollte. In dem Briefe wurde dem Grafen gemeldet, die Kaiserin habe sich seiner an ihrem Geburtstage erinnert, den er ohne Zweifel auch gefeiert haben werde. Die sechs tausend Rubel, welche sie ihm sende, seyen ein Beweis ihres Andenkens, und er könnte sie nach Gefallen gebrauchen. Dem Ueberbringer befahl sie, die Bewegungen des Grafen aufmerksam zu beobachten, und ihr getreuen Bericht abzustatten.

Der Unteroffizier übergab, bei seiner Rückkunft, der Kaiserin eine Antwort, voll von den Empfindungen der Ehrfurcht und Ergebenheit des Grafen. Er erzählte, Münnich habe den Brief mit sehr viel anscheinender Unterwerfung gelesen, und ihn bei sich niedersetzen lassen, bis er die Antwort geschriebtn, die er ihm, nebst zwei tausend Rubeln für seine Mühe, eingehändiget hätte. Zwei tausend Rubel habe er unter seine Leute vertheilt und ihnen dabei angezeigt, daß sie dieses Geschenk der Großmuth Ihrer Majestät zu danken hätten; sie sollten einen guten Gebrauch davon machen, und den Geburtstag der Kaiserin freudig begehen. Zuletzt habe er gesagt: er wolle die übrigen zwei tausend Rubel als ein kostbares Geschenk der Gnade seiner Beherrscherinn bewahren.“ „Das hab' ich wohl gedacht, sprach darauf Elisabeth, in Gegenwart aller Hofleute, daß er mein Geschenk so vertheilen würde. In der That, meine Herren, setzte sie mit erhöheter Stimme hinzu, Münnich ist eben so groß im Unglück, als auf dem Gipfel der Ehre.“

Diese

Dieser ehrenden Aeußerung ungeachtet, mußte Münnich in Pelim bleiben, bis Elisabeth am fünften Januar 1792 starb. Nunmehr bestieg ihr Schwestersohn, unter dem Namen Peter der Dritte, den Thron. Dieser machte es zu einem seiner ersten Geschäfte, die Staatsgefangenen zu befreien, die seine Tante verbannt hatte. Am eilften Februar langte ein vom Senate abgefertigter Courier in Pelim an, um den daselbst in der Verbannung Lebenden die kaiserl. Begnadigung und die Erlaubniß zur Rückkehr anzukündigen. Münnich, der gerade seine Morgenbetstunde hielt, hatte die Ankunft des Couriers nicht bemerkt. Seine Gemahlin, die ihn wahrnahm, hatte die Fassung, ihren Gemahl im Gebete nicht zu stören; sie winkte dem Bedienten, der, die fröhliche Bothschaft auf der Zunge, in's Zimmer drang. Nach Endigung der Betstunde ward Münnich von der Ankunft des Couriers unterrichtet, und in dem Augenblicke ließ auch der wachthabende Lieutenant, der bisher unangemeldet ins Zimmer getreten war, anfragen: ob er eintreten dürfe? Er brachte, auf erhaltene Erlaubniß, das kaiserliche Begnadigungsschreiben. Gerührt warf sich Münnich mit seiner Gattin auf die Kniee, und dankte Gott für seine Erlösung.

Die Abreise erfolgte am neunzehnten Februar, in einer Jahreszeit, da die Wege durch den gefallenen Regen äußerst verdorben waren. Dennoch durchreißte der neun und siebenzigjährige Greis, fünf und zwanzig Tage und Nächte, die unwirthlichsten Gegenden, ohne zu rasten. Am sechzehnten März in der Nacht erreichte er Moskau, wo ihn die verwittwete Feldmarschallin Apraxin in ihrem Pallaste empfing, den sie ihn zu ehren, herrlich hatte erleuchten lassen. Seine fernere Reise nach St. Petersburg glich einem

Triumph-

Triumphzuge, denn allenthalben drängten sich Generale, Stabsoffiziere und Civilbediente, die ehedem unter seinen Befehlen gedient hatten, an seinen Schlitten, und begrüßten den wiederkehrenden Greis mit Freudenthränen. Die größte Freude stand ihm noch bevor. Drei und dreißig seiner Kinder und Enkel, von denen er die wenigsten kannte, wenige noch zu finden hoffte, kamen ihm etwa drei Meilen von St. Petersburg entgegen. Herr seines Schmerzens, hatte er bei allen Widerwärtigkeiten nie eine Thräne vergossen, aber die Freude überwältigte ihn.

Bald nach Münnichs Ankunft in St. Petersburg sandte der Kaiser einen Generaladjutanten zu ihm, und ließ ihn seiner Gnade versichern. Als erster Beweis der kaiserl. Gnade wurde ihm ein schöner Degen überreicht, mit der Erklärung, daß ihn der Monarch zum Generalfeldmarschall ernannt habe, und zwar mit demselben Range, den er von 1732 an gehabt hatte. Tief gerührt erschien der ergraute Krieger vor seinem Wohlthäter, der ihm bei der ersten Audienz eigenhändig den Andreasorden wieder umhing, welcher ihm bei seinem Falle abgenommen worden war. Als ihn Peter fragte: ob sein Gesundheitszustand bei seinem hohen Alter es verstatte, ihm noch Dienste zu leisten? erwiederte er: „Ew. Maj. haben mich wieder ans Licht gezogen, und mit Freuden widme ich meine letzten Lebenstage dem glorreichen Dienste von Rußlands hohem Beherrscher. Denn nicht die lange Entfernung vom Throne der Majestät, und nicht die sibirische Kälte, hat das Feuer gedämpft, das zu Rußlands und seiner Beherrscher Ruhme stets in meinem Innern gebrannt hat. Bald nach dieser ersten Unterredung ernannte ihn Peter zum Mitglied einer Kommission, welche, wie die Worte der Ukase lauteten, „viele, zum Nu-

Nutzen und Ruhme des Reichs und zur Wohlfahrt der Unterthanen abzielende Entschließungen besser und geschwinder in Erfüllung bringen sollte.“ Diese Kommission vertrat die Stelle des ehemaligen Kabinets, und der Kaiser selbst hatte den Vorsitz. Auf die ehrenvolle Auszeichnung, welche Münnich als Mitglied dieser Kommission genoß, folgten bald andere, selbst vom Auslande. Der König von Polen überschickte ihm von neuem den Orden des weißen Adlers, und von mehrern großen Höfen erhielt er Glückwünschungsschreiben. Als ihn der Prinz Georg von Holstein zum erstenmal sah, wurde er durch sein ehrwürdiges Ansehen so gerührt, daß er ihm in den gnädigsten Ausdrücken seine ihm aufgetragene Stelle als Generalissimus aller russischen Truppen abtretten wollte; allein Münnich lehnte dieses Anerbieten ab.

An dem Hofe des Kaisers, wo so viele Menschen sich wieder fanden, von denen einer das Unglück des andern gemacht hatte, traf Münnich auch mit Biron zusammen, der ebenfalls aus seiner langen Verbannung erlöset worden war. Als Biron und Münnich sich das erstemal bei Hofe sahen, rief ihnen Peter entgegen: „Ach, da sind ja zwei alte gute Freunde, die müssen zusammen trinken.“ Er ließ sogleich Wein geben, goß ein, und gab selbst Jedem ein Glas. In dem Augenblicke trat ein Adjutant ins Zimmer, und sagte dem Kaiser etwas ins Ohr. Peter gieng hinaus, und blieb lange weg. Sobald er sich entfernt hatte, sahen sich Biron und Münnich mit dem ernsten Blick der unterdrückten Rache an, und mit Einer Bewegung setzten sie die Gläser auf den Tisch und wendeten sich den Rücken zu. Der Kaiser kam ins Zimmer zurück, hatte aber zum Glück die Aussöhnung vergessen, denn schwerlich

würden Biron und Münnich bei der Farce dieser Scene in ihrer Miene den Ausdruck ihres Charakters haben verbergen können.

Erst kurze Zeit hatte Münnich, mit verjüngter Kraft, sich den Geschäften zu widmen angefangen, als abermals eine bedenkliche Katastrophe eintrat. Kaum hatte nemlich Peter ein halbes Jahr das Scepter in Händen gehabt, als sich ein Gewitter gegen ihn erhob, das ihm mit dem Scepter zugleich das Leben raubte. Er selbst war zunächst Ursache an dem Unglück, das ihn betraf. So wohlthätig manche Einrichtungen waren, die er im Anfange seiner Staatsverwaltung traf, so verrieth er doch bald einen Geist der raschen und leidenschaftlichen Unbesonnenheit, der fast keine Menschenklasse des russischen Reichs ungekränkt ließ. In der protestantischen Religion erzogen, war er der griechischen nicht geneigt, und wurde bald der Geistlichkeit verhaßt, da er ihre Ländereien einzog, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß selbst Peter der Große von diesem Entwurfe abgestanden war. Den Adel kränkte er durch den Vorzug, welchen er den Ausländern gab, und durch das besondere Vertrauen, welches er ihnen schenkte. Seinen Oheim, den Prinzen Georg von Holstein, setzte er dem ganzen russischen Kriegsstaate als Generalissimus vor, und die holsteinische Garde von tausend Mann galt ihm weit mehr, als die russischen Garderegimenter. Ganz besonders aber verdroß die Russen seine grenzenlose Vorliebe für alles Preußische, und seine fast abgöttische Verehrung Friedrichs des Zweiten. Er hatte mit demselben einen unvortheilhaften Frieden geschlossen, welcher der ganzen Nation mißfiel, und wollte sein ganzes Militair auf preußischen Fuß einrichten.

Der Kaiser, der den besten Willen hatte, für das Glück seiner Unterthanen zu sorgen, nahm durchaus keine Rücksicht auf die Wünsche, Neigungen und Gewohnheiten derselben. Selbst die Winke des von ihm enthusiastisch verehrten Friedrichs des Zweiten, nicht allzurasch zu reformiren, achtete er nicht. Eben so wenig Gehör fand Münnich, als er es dem Kaiser widerrieth, daß er im Militairwesen ohne Rücksicht auf den Geist der Nation und das Klima alles nach preußischem Schnitte formte, und dem russischen Soldaten seine Bedeckung kürzte. Peter bezeugte sogar einige Kälte gegen den alten General, wenn er seine Meinung ohne Rückhalt zu eröffnen für Pflicht hielt. „Ich will keine Vorstellung darüber hören!“ konnte er unwillig zu denen sagen, die es wagten, ihn auf andere Gesinnungen bringen zu wollen. Auf diese Art reifte, von ihm völlig unbemerkt, eine Verschwörung, an deren Spitze sich seine eigene Gemahlin Katharina stellte, mit der er in sehr unfreundlichen Verhältnissen lebte, und von der er sich scheiden zu lassen vorhatte. Durch heimliche Anhänger seiner Gemahlin, die ihn umgaben, zur größten Sorglosigkeit verleitet, verschmähte er sogar die Eröffnungen, die ihm von dem nahen Ausbruch der Verschwörung gemacht wurden, und rannte um so gewisser in sein Verderben.

Der Kaiser hatte sich am achten Julius 1762 begleitet von Münnich und andern seiner Günstlinge, auf das Schloß zu Oranienbaum, fast sechs Meilen von St. Petersburg begeben, um daselbst das Petersfest zu feiern. Seine Gemahlin hielt sich indessen in dem zwei Meilen davon entfernten Lustschlosse, Peterhof auf. Dahin wollte Peter am neunten Julius mit seiner Gesellschaft fahren, um mit der Kaiserin zu Mittag zu speisen. Sie hatten aber Pe-

terhof noch nicht erreicht, als ihnen die Nachricht entgegen scholl: die Kaiserin befinde sich in St. Petersburg, und alle Truppen hätten die Waffen für sie ergriffen. Bald ward das Gerücht zur Gewißheit. Man vernahm; die Kaiserin stehe an der Spitze der Garderegimenter; sie habe sich, um sich den Eid der Treue leisten zu lassen, in die Kirche von Kasan begeben, alles Volk scheine ihr anzuhängen, und man müsse vermuthen, daß Niemand sich für den Kaiser zu erklären gesonnen sey.

Anfangs wollte Peter dieser Nachricht keinen Glauben beimessen. Als er aber im Pallaste zu Peterhof anlangte, und seine Gemahlin nicht fand, gerieth er in die äußerste Betäubung. Er that verwirrte Fragen, traf mancherlei sich durchkreuzende Maaßregeln, und konnte zu keinem festen Entschlusse kommen. Sein Wankelmuth wurde durch das Benehmen derer, die um ihn waren, noch vermehrt. Die Damen, die sich heulend und zitternd an ihn hingen, ertheilten ihm ihre unreifen Rathschläge mit so viel Geschrei, daß man ihre eigentliche Meinung kaum vernehmen konnte. Manche, die in der Stille zur Partei der Kaiserin gehörten, halfen, unter dem Schein der innigen Theilnahme, den Lärm vergrößern. In dieser Verwirrung behauptete Münnich allein seine Geistesgegenwart und zeigte den Weg, auf dem allein Rettung zu hoffen sey. „Wir müssen erwarten, sprach er, daß die Kaiserin bald feindlich gegen uns anrückt. Hier können wir uns nicht, in Oranienbaum nur schlecht vertheidigen. In Kronstadt hingegen ist Rettung und Sieg zu hoffen; da finden wir eine zahlreiche Besatzung und eine Flotte. Ich selbst will mich an die Spitze stellen, und nur über meinen alten Körper soll man zu Ew. Majestät dringen können. „

Münnichs Rath belebte aufs neue den Muth der Zagenden; nur Peters angstvolle Verzweiflung nahm immer zu. In dem Augenblicke, da er einen Entschluß faßte, verwarf er ihn wieder. In der einen Stunde schickte er Couriere an seine Gemahlin, um ihr Vergleichsvorschläge zu thun; in der andern erließ er heftige Manifeste gegen sie, und befahl sie zu tödten. So verging die kostbare Zeit, bis er sich endlich bewegen ließ, Münnichs Rathe zu folgen, und seine Zuflucht nach Kronstadt zu nehmen. Es war aber zu spät; denn als er sich der Festung näherte, waren Besatzung und Flotte bereits für die Kaiserin gewonnen. Nach Reval, meinte Münnich, müßte man sich nunmehr wenden, um die dortige Flotte zu erreichen. Aber statt diesem Rathe zu folgen, kehrte Peter nach Oranienbaum zurück, unterließ aber die anfangs beschlossene Gegenwehr, als Katharina mit überlegener Macht gegen ihn anrückte. Statt irgend einen Versuch zu seiner Rettung zu machen, gab er sich gefangen, und unterzeichnete am zehnten Julius zu Peterhof ein Actenstück, wodurch er sich nicht blos der Regierung begab, sondern sich derselben sogar unwürdig erklärte. Als aber Mitleiden und Theilnahme wieder für ihn zu erwachen schienen, vereitelte sein gewaltsamer Tod, der am vierzehnten Julius erfolgte, alle weitern Versuche, ihm die Krone wieder zu verschaffen.

## 12.

### Letzte Beschäftigungen Münnichs unter Katharina der Zweiten. Sein Tod und Character.

Als der Tod Peters des Dritten, der an einer Hämorhoidalkolik gestorben seyn sollte, öffentlich be-

kannt wurde, erkannten alle Stände seine Gemahlin Katharina als rechtmäßige Besitzerin des Thrones an. Unter bedenklichen Verhältnissen und Umgebungen übernahm sie die wichtige Rolle, der seit Peters des Großen Zeiten ein kräftiger Geist gefehlt hatte. Sie verbreitete diesen Geist von neuem über ihr riesenhaftes Reich, und gab demselben eine solche geographische Ausdehnung, innere Haltung und Bedeutenheit in Hinsicht auf die allgemeinen politischen Angelegenheiten des europäischen Festlandes, daß gegen das Ende ihrer Regierung ganze größere und kleinere Staaten aus der Reihe der bestehenden verschwanden, und Rußlands Uebergewicht in den gesellschaftlichen Verhältnissen Europas nicht ohne Grund befürchtet ward. Viele weibliche Schwächen, die ihr große Summen kosteten, wußte Katharina durch überwiegende Regenteneigenschaften zu mildern und zu verdecken.

Da Münnich bei der Revolution, welche Katharina auf den Thron hob, ihren Gemahl unterstützt hatte, so befand er sich in einer bedenklichen Lage. Wie leicht konnte es geschehen, daß er abermals nach Sibirien verbannt wurde. Doch Katharina war nicht gesonnen, den Anfang ihrer Regierung mit Strafen zu bezeichnen. Als Münnich sich unter denjenigen am Hofe einfand, welche ihre Glückwünsche darbrachten, wendete sie sich an ihn mit der Frage: „Sie haben gegen mich fechten wollen?“ Unerschrocken antwortete er: „Ja, Ihro Majestät, konnt' ich weniger für den Fürsten thun, der mich aus der Gefangenschaft erlöset hat? Allein für Ihro Majestät zu fechten, das ist jetzt meine Pflicht und mit gleicher Treue werde ich sie erfüllen.“

Katharina war gerecht genug, dem edeln Manne seine Pflichterfüllung nicht zum Verbrechen zu machen.

Sie

Sie bestätigte ihn von neuem in seiner Feldmarschallswürde, schenkte ihm bei Reval ein Landgut, das auf dreißig tausend Rubel geschätzt wurde, und übertrug ihm die Generaldirection des baltischen Seehafens, des kronstadtischen und ladogaischen Kanals, der Häfen von Narwa und Reval und der wolchowischen Wasserfälle. Mit der Thätigkeit des Jünglings unterzog sich Münnich den verschiedenen Arbeiten, die ihm oblagen. Was er trieb, trieb er mit Eifer, und je weniger der Greis von achtzig eine Stunde zu verlieren hatte, um so angestrengter arbeitetete er jetzt. Er unterhielt einen ununterbrochenen Briefwechsel mit der Kaiserin, um sie für seine Plane zu gewinnen, und von ihr die nöthigen Summen zur Ausführung derselben zu erhalten. Gleich bei seiner ersten Reise, die er im Sommer 1762 nach Narwa und Reval unternahm, schrieb er ihr fast posttäglich, und machte sie auf Dinge aufmerksam, die er auf seiner Reise beobachtet hatte. „Das größte Unglück der Fürsten ist, schrieb er aus Narwa, daß die, in welche sie ihr Vertrauen setzen, ihnen nie ganz die Wahrheit sagen. Ich will es thun, ich scheue keine Partei, und erhebe sie sich auch, wie ich ahne, in der Nähe des Thrones. Denn ich rede zu Katharinen, die mit Peters des Großen Muth und Festigkeit dessen heilsame Anschläge auszuführen wissen wird.“ Von diesem Geiste erfüllt rügte er mancherlei Mißbräuche, zunächst jedoch diejenigen, die seines Amtes waren, und den Wasserbau betrafen.

Die Kaiserin that vieles von dem, was Münnich verlangte, aber nicht alles. Dieß machte ihn wohl zuweilen mißmuthig, aber es ermüdete ihn nicht. „Fast kommt kein Schlaf in meine Augen, schrieb er der Monarchin, ich esse wenig. Voll Gedanken schließe ich meine Augen, und, kaum erwacht, nehme

 ich

ich den Faden der Arbeit wieder auf, die für einen Augenblick der Schlaf unterbrach. Aber nicht nur hilft man mir nicht in meinen Arbeiten, man legt mir alle möglichen Hindernisse in den Weg, man kränkt, man mißhandelt mich, man treibt mich aufs äußerste. Offenbar ist die Absicht, mich dahin zu bringen, daß ich die Geduld verliere und einen falschen Schritt thue, um schuldlos die Gnade meiner Souverainin zu verwirken, wäre es auch zum Nachtheil des Staats." Auf einer Reise nach dem Ladoga-Kanal schrieb er der Kaiserin: „Wenigstens dreyßigmal bin ich ausgestiegen, um alle Schleusen und Wasserleitungen in Augenschein zu nehmen. Ich finde noch eben so viel Freude an dieser wichtigen Arbeit, als vor zwei und vierzig Jahren, da ich den Kanal zu bauen anfing, und ich sehe keine Barke, die ich nicht mit Vergnügen grüße. Was jährlich durch den Kanal geht, reicht gewiß an den Werth von zehn Millionen Rubeln." Im Sommer 1766 legte er an dem Kanal einen neuen Arm und eine dreifache Schleuse an, wozu die Kaiserin eine Summe von 363,000 Rubeln auszahlen ließ. Darauf begab er sich nach Narwa, Reval und dem baltischen Hafen, und besah zum letztenmal die unter seiner Aufsicht stehenden Arbeiten. Noch wenige Wochen vor seinem Tode besuchte er den Ladogaischen Kanal, und nahm gleichsam Abschied von seinem ältesten Freunde.

Mit demselben Eifer, womit Münnich die Kanal- und Hafenarbeiten betrieb, nahm er sich auch der evangelischen Gemeine in St. Petersburg und vornemlich der St. Petersgemeine daselbst an. Er hatte sogleich nach seiner Rückkehr aus der Verbannung von neuem das Patronat derselben übernommen, und bewies eine ununterbrochene Thätigkeit, das Beste der Kirche und der Schule zu befördern. Neben diesen man-

mannigfaltigen Geschäften ließ er auch in dem Studium der Kriegskunst nicht nach. Sein System von der Fortifikation, das ihm den Weg in die russischen Dienste gebahnt hatte, fiel ihm wieder in die Hände, und er begann an der Verbesserung eines Werkes zu arbeiten, welches, wie er sich überzeugt hielt, in manchen Stücken Vaubans Künste übertreffen sollte. Aus den Rathschlägen, die er der Kaiserin über die innere Einrichtung der Regierung ertheilte, erwuchs eine Schrift, die 1774, in französischer Sprache und ohne seinen Namen, unter dem Titel gedruckt wurde: „Entwurf, um von der Regierungsform des russischen Reichs einen Begriff zu geben.“ Auch Denkwürdigkeiten seines eigenen Lebens, die er schon vor Jahren zu schreiben angefangen hatte, setzte er nach dem Wunsche der Kaiserin mit Eifer fort. Dieses Werk blieb aber unvollendet, und selbst die Bruchstücke scheinen für die Nachwelt verloren zu seyn.

Münnichs Wirkungskreis dehnte sich noch im höchsten Alter selbst über die Grenzen Rußlands aus. Besonders behielt er immer sein Geburtsland Oldenburg im Auge, und der Briefwechsel, den er unausgesetzt mit den Verwaltern seiner dortigen Güter unterhielt, nährte diese Anhänglichkeit. Noch wenige Monate vor seinem Tode, schrieb er an einen Freund daselbst: „Mein System über die Fortification, die Ausfertigungen meiner Amtsgeschäfte, meine Familien- und sonstigen Briefwechsel, auch andere häusliche Angelegenheiten beschäftigen mich dergestalt, daß ich noch täglich eine russische, eine französische und eine deutsche Kanzlei dirigire, in denen ich, keinen Sonn- und Festtag ausgenommen, sowohl Winters als Sommers von vier Uhr Morgens bis zum Mittage, und auch des Nachmittags einige Stunden arbeite. Die Mittagszeit, die ich in Gesellschaft guter

Freunde

Freunde zubringe, ist fast meine einzige Erholungszeit. Nach der Mahlzeit ruhe ich längstens eine halbe Stunde, und ist am Abend die Arbeit vollendet, dann mache ich mir eine Bewegung, gebe einige Besuche in der Stadt, oder spatziere in meinem Garten, beschneide Obstbäume und Stauden, lese auch wohl, um in der Welt nicht fremd zu werden, ein Buch oder die Zeitung."

Im Junius 1766 stellte die Kaiserin zu St. Petersburg ein prächtiges Carousel an, um dadurch die Russen, unter denen sich Gährungen und Mißvergnügen zeigten, in etwas zu zerstreuen. Sie erwies dem grauen Feldmarschall die Ehre, ihn zum Oberrichter zu ernennen, um über die Preise zu entscheiden, die den Edeln und Damen, welche sich im Kampfe vor Andern auszeichnen würden, ausgetheilt werden sollten. Nachdem die Rennbahn geschlossen war, hielt Münnich an die Edeln und Damen eine Rede, die er mit den Worten schloß: „Wie mein graues Haar bezeugt, kann ich mich noch nach fünf und sechzig jährigem Kriegsdienste rühmen, daß ich ein sehr alter Soldat, und der älteste Feldmarschall in Europa bin. Indem ich die Ehre hatte, siegende Russen zum öftern anzuführen, seh' ich es als eine Belohnung und besondere Ehre an, daß ich heute nicht nur ein Zeuge, sondern auch der oberste Richter Ihrer edeln Geschicklichkeit seyn soll." Der galante Greis überreichte hierauf der schönen Gräfin Czernischef den ersten Preis, und bat sie zugleich, daß sie die Güte haben möchte, die weitere Preisvertheilung zu übernehmen.

Als die Kaiserin am siebenten Februar 1767 mit dem ganzen Hofe nach Moskau reisete, mußte Münnich zurückbleiben, ein Fieber mit Schwindel und heftigem Seitenstechen hatte ihn aufs Krankenbette nie-

der-

dergeworfen. Indessen schien sich die Krankheit nach einem vierzehntägigen Lager brechen zu wollen, und Münnich hoffte, die Wiederkehr der Kaiserin zu erleben, allein diese Hoffnung blieb unerfüllt. Da er merkte, daß seine Laufbahn sich dem Ende nähere, sah er seiner Auflösung mit großer Ergebung entgegen. Bis zum letzten Augenblicke war er sich seiner bewußt, und konnte reden. Er schien in der Nähe des Todes eine Art Gewissensangst zu fühlen, und sagte deshalb zu seinem Secretair: „Ich ersuche Sie, mir die Fragepunkte zu bringen, die man mir vorlegte, als ich nach Sibirien verbannt wurde.“ Er ließ sich dieselben vorlesen, und sagte dann: „Gut, nun ist mir wohl, ich darf nicht fürchten, daß der gerechte Gott mir dieser Dinge wegen einen Vorwurf machen werde, und darum sterbe ich ruhig.“ Traurig standen um des Sterbenden Lager seine Angehörigen, neben ihnen seine Bedienten, seine Untergebenen, seine Freunde aus mancherlei Nationen, deren Abgeordnete sie zu seyn schienen, um die Empfindungen über den Verlust eines Mannes an den Tag zu legen, welcher Europa angehörte. Er entschlief am sechzehnten October 1767 in einem Alter von vier und achtzig Jahren, fünf Monaten und sechs Tagen. Sein Leichnam ward erst in der Peterskirche zu St. Petersburg beigesetzt, und in der Folge nach Liefland und das Münnichsche Gut Luria, nicht weit von Dorpat, geführt, wo er jetzt ruht. Mit Rührung vernahm Katharina die Nachricht von dem Tode des treuen Dieners, und sie würdigte sein Verdienst mit den Worten: „Ist er gleich nicht ein Sohn, so ist er doch ein Vater des russischen Reichs.“

Münnichs körperliche Gestalt war ausgezeichnet, wie seine Geisteskraft. Er hatte einen herrlichen Wuchs, und eine Leibeslänge, die zusammen im schön-

sten

sten Verhältnisse standen, uud einen angenehmen Eindruck machten. Seine Augen, so wie die gesammten Gesichtszüge kündigten Scharfsinn, Sicherheit in der Wahl der Maaßregeln, Unerschrockenheit und Festigkeit des Charakters an. Selten verließ ihn der Ernst, und selbst die höchste Freundlichkeit, deren er fähig war, tilgte nicht den Schauer der Ehrfurcht, welche seine Gegenwart und der Laut seiner Stimme rings verbreitete. Dennoch besaß er in einem hohen Grade die Kunst, Herzen zu gewinnen und sich beliebt zu machen. Besonders suchte und wußte er den Frauenzimmern zu gefallen, und noch im hohen Alter ließ er, nach russischer Weise, keines ungeküßt. Selbst der zwanzigjährige Aufenthalt in Sibirien hatte ihn nicht sonderlich geändert, und die ihn zuvor gekannt hatten, wunderten sich, als sie ihn wieder sahen. Zwar verläugnete sich sein Alter nicht, aber er hatte doch in seinem Unglück eine sehr angenehme Gesichtsbildung erhalten, und die Sanftheit seines Charakters und die Gefälligkeit seines Umgangs gewannen ihm Aller Herzen. Es war der nemliche Münnich, der unter Annas Regierung geglänzt hatte; aber die Stralen der untergehenden Sonne sengten und blendeten nicht mehr, wie vorher.

Zum Feldherrn schien Münnich geboren zu seyn, und selbst Friedrich der Zweite von Preußen nennt ihn in seinen hinterlassenen Werken den Prinz Eugen der Russen. Im Dienst war er sehr streng, und ohne Ansehen der Person strafte er jedes Vergehen sehr empfindlich, manchmal mit Härte. Dennoch hing das Heer, dem er durch Gleichstellung des Soldes das Gefühl seiner Würde gegeben hatte, mit ganzer Seele an ihm. Besonders fühlten die Offiziere, welches Ansehen sie bei Hofe und wohin sie kamen, durch einen solchen Führer gewannen. „Als ich noch Münniche

nichs Adjutant war, sagte ein nachher kommandirender russischer General, da dünkte ich mich mehr zu seyn, als ich jetzt bin." Die Pünktlichkeit im Dienste, die er foderte, fiel weniger auf, weil er Allen mit seinem Beispiele vorangieng, und immer der thätigste unter seinen Umgebungen war. Er schlief nur zwei oder drei Stunden, und der erste, der bei Anbruch des Tages erschien, war immer er. In allen seinen Feldzügen erinnert man sich nur eines einzigen males, da ihn ein Anderer aus dem Schlafe geweckt hatte. Tief durchschaute er alle Theile der Kriegskunst, und für Rußlands ersten Ingenieur mußten ihn selbst seine Feinde anerkennen. So von Keines Kenntnissen abhängig, mit Kennerblicken alles umfassend, führte er die aus einem Welttheil gesammelten verschiedenen Völker durch Steppen und Wüsten zum Siege. Keine Beschwerde konnte ihn abschrecken, und von dem, was unmöglich ist, hatte er kaum einen Begriff. Daß er zuweilen in seinen Unternehmungen zu kühn war, läßt sich wohl nicht bestreiten, und der Vorwurf, er habe des Menschenblutes zu wenig geschonet, wird dadurch nicht beseitiget, wenn man sagt: er sey Befehlshaber der Russen gewesen.

Ein Lieblingsgedanke Münnichs war, die Türken aus Europa zu verjagen. In Sibirien hatte er einen Plan entworfen, wie dieß am leichtesten geschehen könnte, und nach seiner Wiederkehr suchte er die Kaiserin Katharina für die Ausführung dieses Planes zu gewinnen. Schon bei der ersten Geburtsfeier des Großfürsten Paul, wünschte er der Kaiserin, seiner Mutter: daß er den Großfürsten in seinem siebenzehnten Jahre seines Alters als Generalissimus der russischen Armee begrüßen, und, Peters des Großen Absichten gemäß, nach Konstantinopel zum

Got:

Gottesdienst in die Sophienkirche führen möge.“ Man wird vielleicht, fuhr er fort, diese Eroberung eine Chimäre schelten. Und doch kann ich beweisen, daß seit 1695, da Peter zuerst Asow belagerte, bis zur Stunde seines Todes, also dreißig Jahre lang, Peters großer Zweck dahin ging, Konstantinopel zu erobern, die Unglaubigen, Türken und Tartaren, aus Europa zu verjagen, und so die griechische Monarchie herzustellen. Auch kann ich den allgemeinen Plan dieses ausgebreiteten und wichtigen Unternehmens vorlegen. Ich hatte verschiedene Jahre in meinem Exil daran gearbeitet, aber es ist verloren gegangen, und ich brauche Zeit und Muse, um es wieder herzustellen.

Dieses orientalische Projekt, wie es die Folgezeit nannte, schmeichelte Katharinens Ruhmbegierde vorzüglich, nnd gerne hörte sie in ihrem Kabinette die Projekte des grauen Kriegers, der bis ans Ende seiner Tage nicht vergessen konnte, daß der Belgrader Friede ihn im Laufe seiner schönsten Siege unterbrochen hatte. Wie sehr Katharina in Münnichs Ideen einging, und mit welcher Anstrengung sie dem großen Ziele nachstrebte, davon zeugen die blutigen Jahrbücher der letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts.

Der hervorstechendste Fehler und die herrschende Leidenschaft Münnichs war ein unbegrenzter Ehrgeiz. Dieser und eine seltene Thätigkeit waren die Hebel, welche ihn schnell empor hoben. Als er nach dem Belgrader Frieden in die Ukraine zurückkehren mußte, verlangte er den Titel eines Herzogs von der Ukraine. Er meldete es dem Herzog von Curland, dem er zugleich die Bittschrift an die Kaiserin zusandte. Als sie der Herzog übergeben hatte, sagte die Kaiserin: „Münnich ist noch immer sehr bescheiden, ich hätte geglaubt, er würde sich den Titel eines Großfürsten

von

von Moskau bei mir ausbitten." Sie gab auf diese Bittschrift keine Antwort, und der Sache ward nicht weiter gedacht. Als nicht lange nachher die Prinzessin Anna durch seine Vermittlung zur Regentin des Reichs erhoben wurde, wollte er nochmals um den Titel eines Herzogs der Ukraine mit der Oberherrschaft über dieses Land ansuchen, aber sein Sohn bewog ihn, davon abzustehen. Gegen Personen, die entweder seines Gleichen waren, oder höher standen, als er, oder bei welchen er gewisse Vorzüge des Geistes zu finden glaubte, war er rechthaberisch und eigensinnig. Er gab ihnen nicht nach, und dachte nicht daran, es wieder gut zu machen, wenn er sie gekränkt hatte. Sein hitziges Temperament verleitete ihn oft zum Zorne, und eine empfangene Beleidigung vergab er selten. Um die geheimsten Sachen von ihm zu erfahren, brauchte man ihn nur durch Widersprüche verdrüßlich zu machen. Gegen Personen, die in seinem Dienste waren, bewies er eine väterliche Güte, und es ist keiner unter ihnen, dessen Glück er nicht gemacht hätte. Dieser Dienst hatte freilich seine Dornen; die Diener mußten beständig die Neigung ihres Herrn studieren und errathen, ohne Unterlaß sich seinen Launen und Sonderbarkeiten unterwerfen, und mit Pünktlichkeit die geringfügigsten Befehle ausrichten.

Münnich sah gern Gäste an seinem Tische, aber diese waren außerordentlich eingeschränkt. Er hatte den sonderbaren Geschmack, nichts, selbst Sauerkraut, ohne Zucker zu essen, und dabei den noch sonderbareren Einfall, seine Gäste zu zwingen, sich nach seinem Geschmacke zu richten. Er legte fast immer selbst vor, die Zuckerdose stand immer neben ihm, und er gab seinen Gästen nichts, ohne es vorher, eben so wie für sich, mit Zucker zu bestreuen. War er zu

weit von einer Schüssel entfernt, und mußte ein Anderer vorlegen, so paßte er genau auf, wer davon nahm, und nöthigte ihn in einem ziemlich befehlenden Tone, Zucker zu nehmen, und ließ nicht eher nach, bis man gehorchte.

Diese Fehler und Sonderbarkeiten vergütete Münnich durch viele und ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes und Herzens. Aechtes Talent, durch Wissenschaft gebildet, war die feste Grundlage seiner Größe. Wie alle großen Männer that er, was er unternahm, mit Leidenschaft, und gern führte er die Worte des Apostels Paulus (Galat. 4, 18.) im Munde: Eifern ist gut, wenn es immerdar geschieht wegen des Guten. Traten ihm Hindernisse in Weg, so durchbrach die Heftigkeit, mit welcher er sie zu überwinden strebte, zu Zeiten die Schranken der Mäßigung; aber er wußte dann, daß nur durch solche Stürme die Sache gefördert und ihr Erfolg gesichert werden könne. Die Wohlfahrt des Staates, der er sich gewidmet hatte, stand gleich einer Feuersäule vor seinem unverwandten Blick. Noch in einem Alter von achtzig Jahren fühlte er die Kräfte eines Sechzigers, und er hielt mit dem ältern Cato „die Arbeit in Staatsgeschäften für die schönste Zierde des Alters." Seiner Arbeitsamkeit kam nichts gleich; noch in den letzten Jahren seines Lebens dictirte er täglich eine Menge Briefe und Aufsätze in deutscher, französischer und russischer Sprache, und seine Secretaire, so viel er deren auch hatte, wurden wohl eher des Schreibens, als er des Dictirens müde. Seine Schreibart war kurz, deutlich nnd bestimmt, und wie er in allen Dingen sehr pünktlich war, so auch im Schreiben. Der kleinste Schreibfehler, ein ausgelassenes oder am unrechten Orte angebrachtes Unterscheidungszeichen entging ihm nicht, und mußte

ver

verbessert werden. Ueberhaupt liebte er Nettigkeit und Schmuck, auch an seiner eigenen Person, und bis an sein Ende.

Von seinem ansehnlichen Vermögen machte Münnich einen vernünftigen Gebrauch. Fern von Pracht, Luxus und Verschwendung, war er sparsam, zeigte sich aber immer wohlthätig und bereit, der Förderung des Guten ansehnliche Opfer zu bringen, besonders im Alter. „Ich habe, schrieb er einem Freunde einige Jahre vor seinem Tode, in meinem ganzen Leben kein Geld verspielt, verwende auch das Meine nicht an Juwelen, wie hier leider durchgehends geschieht. Meine Ausgabe besteht im Bauen und Bessern. Bereits seit siebenzig Jahren ist es eine meiner Lebensregeln, daß ich, soviel von mir abhängt, nicht gerne einen Tag verbringe, an welchem ich nicht suche, zu Gottes Ehren, zu Erfüllung meiner Pflichten und zu meines Nächsten und meines Hauses Besten etwas auszurichten, und wenn mir das gelingt, so empfinde ich am Abend eines solchen Tages eine wahre Freude darüber. Nicht, daß ich gedächte, damit etwas bei Gott zu verdienen, welches mir vergolten werden müßte; sondern allein um meiner Pflicht ein Genüge zu thun, und in meinem Gemüthe eine wahre Freudigkeit und Ruhe zu empfinden. Damit auch die heutige Morgenstunde, in welcher ich dieß Blättchen vor Tage schreibe nicht ohne Nutzen hingehen möge, so bestimme ich einige Gaben für die arme Wittwe, die Sie mir genannt haben, und für deren Kinder."

So lebte und wirkte Münnich, bis der Tod ihn in höhere Regionen versetzte. So lange der Roßschweif der russischen Fahne weichet, so lange ein Fahrzeug den Ladoga hinab gleitet, und so lange überhaupt gemeinnützige Anwendung großer Talente in Ehren bleibt, wird sein Name mit Achtung genannt werden.

# Zweite Abtheilung.

# Biographische Fragmente.

## I. Der heilige Adelbert.

Aus einer der angesehensten böhmischen Familien wurde Adelbert oder Albert um die Mitte des zehnten Jahrhunderts geboren, und schon in seiner Kindheit zum Dienste der Kirche bestimmt. Zu Magdeburg, wo er den Wissenschaften oblag, vertauschte er seinen Taufnamen Woytech gegen den Namen Adelbert, den ihm der dasige Erzbischof Adelbert bei seiner Firmung beilegte.

Schon im jugendlichen Alter wurde Adelbert, wegen seiner hohen Geburt und vorzüglichen Bildung, nachdem er seine Studien in Magdeburg beendigt hatte, zum Nachfolger Dithmars, des ersten Bischofs von Prag, gewählt. Die Investitur ertheilte ihm der Kaiser Otto der Zweite zu Verona, und die Weihe erhielt er von dem Erzbischof von Mainz. Er scheint aber der Verwaltung seines Bisthums, wozu damals ganz Böhmen, Mähren und ein Theil

von

von Polen bis Krakau gehörte, nicht hinlänglich gewachsen gewesen zu seyn. Selbst mönchisch-streng und eingenommen für die römischen Kirchensatzungen, wollte er die eben erst bekehrten Böhmen zum Gehorsam gegen dieses neue Recht nöthigen. Er stieß dabei mit rücksichtloser Schärfe an alte Landesgewohnheiten, z. B. Vielweiberei, Heirathen in verbotenen Graden, Menschenhandel und Priesterehe an, ohne durchdringen zu können. Aus Verdruß überließ er daher im Jahr 988 seine Diöces der Aufsicht des Bischofs von Meißen, und begab sich nach Rom, um von da eine Wallfahrt zu dem Grabe des Erlösers vorzunehmen. Der Reitz des Klosterlebens hielt ihn jedoch zuerst auf Monte Cassino, und dann in Rom fest, wo er ein Mönch wurde, und sich frommen Uebungen ergab, bis ihn eine Deputation der Böhmen und der Befehl des Pabstes nach Prag zurück rief. Aber bald ward er hier in neue Händel verwickelt, die ihn bewogen, abermals nach Rom in sein Kloster zurück zu kehren. Vergebens foderte der Herzog von Böhmen seine Rückkehr oder die Anstellung eines andern Bischofs. Erst im Jahr 996 folgte Adelbert dem Kaiser Otto dem Dritten, der ihm an seinem Hoflager besondere Freundschaft erwies, nach Mainz. Da er hier erfuhr, daß die Böhmen ihn nicht wieder aufzunehmen geneigt wären, so begab er sich zu dem Herzoge Boleslaus nach Polen, bei dem einer seiner Brüder als Kriegsoberster in Diensten stand.

Boleslaus, ein großer Verehrer der Geistlichen, nahm den Bischof mit Freuden auf. Um ihn zu beschäftigen, und durch ihn wo möglich seine Gewalt noch mehr auszubreiten, trug ihm der Pabst auf: er solle irgend ein heidnisches Volk zum Christenthume bekehren. Adelbert wählte sich die Nachbarn der Polen, die Preußen, welche damals noch Heiden waren.

Boleslaus gab ihm ein Schiff und dreißig Mann Bedeckung bis Danzig mit, wo er sogleich anfing zu lehren und zu taufen. Er wollte darauf sein Bekehrungsgeschäft allein fortsetzen, allein kaum war er auf preußischen Boden angekommen und hatte zu lehren angefangen, so wurde er in der Gegend, wo jetzt Frischhausen liegt, am drei und zwanzigsten April 997 mit einem Wurfspieße getödtet.

Als der Herzog Boleslaus von dem Martyrertode des frommen Bischofs Nachricht erhielt, war er äußerst erbittert, und bedrohte die Preußen mit Krieg, wenn sie ihm nicht wenigstens den Körper des erschlagenen Bischofs auslieferten. Die Preußen erwiederten darauf durch Gesandte, die sie an den Herzog schickten: „Wir hören, daß dein Gott, Adelbert, den wir getödtet haben, dir sehr am Herzen liegt, und daß du um die Auslieferung seines Körpers so besorgt bist, daß du uns mit Waffen anzugreifen und mit Krieg zu überziehen gedenkest. Mit Waffen wirst du den Körper deines Gottes nicht erhalten, der an einem dir unbekannten und Vielen unzugänglichen Orte liegt. Wünschest du ihn aber, so bedarf es keiner Waffen, sondern nur Silbers. Wir wollen dir ihn ausliefern, wenn du uns so viel Silber bezahlen willst, als der Körper schwer ist."

Boleslaus schickte auf diese Nachricht einige Geistliche und Soldaten ab, um das Lösegeld zu überbringen, und den Körper abzuholen. Man wog also den Leichnam, aber siehe da! er war so leicht (sagt die Legende), daß die Polen beinahe alles mitgebrachte Silber wieder mitnehmen konnten; denn auch die heidnischen Preußen erkannten hier ein Wunder, und ließen es sich gefallen. Der Ruf von diesem Wunder hatte sich, noch ehe die Abgeordneten zurück kamen, in Polen verbreitet. Boleslaus ging dem Kör-

per

per mit einer solennen Prozession entgegen; er wurde in Gnesen beigesetzt, und bald als der Körper eines Heiligen verehrt, da man von sehr vielen Wundern hörte, die bei seinem Grabe geschehen seyn sollten. Durch den Ruf der Wunder an Adelberts Grabe gereitzt, kam Kaiser Otto der Dritte im Jahre 1000 nach Gnesen, um sich vor dem neuen Heiligen zu demüthigen, und seine Fürbitte zu erflehen. Sobald er Gnesen von Weitem sah, stieg er vom Pferde und ging zu Fuß nach der Stadt bis zum Grabe des Heiligen, wo er sein Gebet verrichtete. Man sagt, der Kaiser sey kurz vorher von einer Krankheit genesen, und habe diese Genesung dem heiligen Adelbert zugeschrieben. Bei der Abreise von Gnesen beschenkte Boleslaus den Kaiser mit einem Arme des Heiligen.

Auf einem Kriegszuge nach Polen im Jahre 1038 entführte der Herzog Brzetislaus von Böhmen den Leichnam des heiligen Adelbert, und brachte ihn nach Prag. Die Böhmen bereueten nun das Unrecht, das sie dem Lebenden zugefügt hatten, und der Glaube an seine Wunderthaten und Heiligkeit machten, daß die rohe Nation jetzt dem römischen Stuhle sich willig unterwarf. So brachte der Nachruhm dieses Heiligen, der mehr fromm und eifrig, als klug und gewandt war, eine Wirkung hervor, die alle Mirakel übertraf, welche die Legende ihm und seinen Gebeinen zuschreibt.

---

## II. Andreas Vesalius.

In keinem Jahrhundert machte die Kenntniß des menschlichen Körpers solche unglaublich schnelle Fort-



Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

schritte, als im sechzehnten. Die größten Verdienste erwarb sich in dieser Hinsicht Andreas Vesalius, von Geburt ein Deutscher, aber 1514 zu Brüssel geboren, wo sein Vater Hofapotheker Kaiser Karls des Fünften war. Die Natur selbst führte den Sohn auf den Weg, auf dem er sich unsterblichen Ruhm errang. Schon als Knabe fand er das größte Vergnügen darin, Mäuse, Ratten, Maulwürfe, Hunde und Katzen zu anatomiren. Als er zu Paris die Arzneiwissenschaft studirte, schlich er sich öfters in die Gruft der unschuldigen Brüder und durchsuchte die daselbst aufgehäuften Knochen. Auch ging er in dieser Absicht in den Falkenberg, eine große Höhle, in welcher die Leichname aller Missethäter geworfen wurden, die hingerichtet oder auf eine andere Art umgebracht worden waren. Hier hätten ihn die Hunde, welche mit ihm in Collision kamen, beinahe zerrissen, und er glaubte schon, daß er die Rache für die vielen Hunde ausstehen müße, welche er zum Behuf der Anatomie getödtet hatte. Jedoch entkam er noch glücklich mit seinem Gefährten.

In Löwen erblickte Vesalius auf dem Richtplatze ein schönes Gerippe an einem Pfahl, das in seinen natürlichen Bändern zusammenhing und das die Vögel abgefressen hatten. Er schlich sich also bei Nacht hin, kletterte den Pfahl hinauf und nahm das Gerippe herunter; er zerlegte es in die einzelnen Knochen und vergrub diese, um sie nach und nach heimlich wegtragen zu können. Darauf setzte er in seiner Wohnung das ganze Gerippe zusammen und gab vor, daß er es von Paris mitgebracht habe. Die Sache wurde aber nachher ruchbar, und Vesalius mußte deshalb die Universität verlassen.

Bei seinem Aufenthalt zu Venedig lag er oft den Richtern auf das dringendste an, daß sie doch möch-

möchten die Gefangenen hinrichten lassen, blos damit er sich an ihren Leichnamen in der Anatomie üben könnte. Zu einer andern Zeit, wenn die Witterung ungünstig war, oder wenn er hinlänglich Leichname hatte, bat er dieselben, sie möchten die Verurtheilten noch einige Zeit leben lassen. Seine Freunde und Schüler munterte er auf, daß sie sorgfältig Acht haben möchten, wenn Jemand begraben würde, damit sie die Leichname ausgraben und zu ihm bringen könnten. Auch ermahnte er sie, genau aufzumerken, was die Aerzte für ein Urtheil über die Krankheiten in den Hospitälern fällten, damit sie auch an ihren Leichnamen ihre Zergliederung darnach einrichten und die Ursache des Todes auffinden könnten. Erhielt er Leichname auf diese Art, entweder aus den Gräbern oder von den Gerichtsstätten, so bewahrte er sie in seiner Schlafkammer oft drei Wochen und länger.

Ein Mann, der von Jugend auf mit so unglaublichem Eifer und mit leidenschaftlicher Liebe für seine Kunst eingenommen war, mußte in derselben etwas Außerordentliches leisten. Er brachte es wirklich so weit, daß er auch mit verbundenen Augen, blos durch Berührung, selbst die kleinsten Knöchel des Körpers zu unterscheiden im Stande war. In Paris konnte er selbst seinem Lehrer, dem berühmten Sylvius manches zeigen, was dieser in Leichen entweder nicht finden konnte, oder was sich in der Natur anders verhielt. Nachdem er einige Zeit als Feldarzt unter der kaiserlichen Armee gedient hatte, ging er nach Padua, und fing mit großem Beifalle an die Anatomie zu lehren. Bald darauf wurde er nach Bologna und Pisa gezogen, und überall strömten die Schüler herbei, den großen Lehrer zu hören. Den meisten Fleiß verwendete er auf die bis dahin noch wenig bekannte menschliche Knochen- und Mus-

 kel-

kellehre. Das größte Verdienst erwarb er sich aber dadurch, daß er sich der herrschenden blinden Anhänglichkeit an den fast vergötterten Galen aus allen Kräften widersetzte, dessen Irrthümer aufdeckte und zeigte, wie thöricht bis dahin die Anatomen verfahren seyen, die dem Galen nachbeteten. Auch dadurch machte sich Vesalius um die Anatomie hochverdient, daß er, durch die großen Künstler Tizian und Johann von Calkar unterstützt, die ersten treuen und guten Abbildungen nach der Natur besorgte. Oft fand er aber doch Ursache, über seine Künstler zu klagen, weil die Theile des menschlichen Körpers nicht Interesse genug für sie hatten.

Kaiser Karl der Fünfte berief den berühmten Lehrer an seinen Hof, und übertrug ihm die Stelle eines Leibarztes. Auch der Sohn desselben Philipp der Zweite, bestätigte ihn in dieser Würde, und bewies ihm vieles Wohlwollen. Unter andern glücklichen Kuren, die er verrichtete, heilte er den Prinzen Don Karlos an einer gefährlichen Kopfverwundung.

So groß und weit verbreitet des Vesalius Ruhm war, so hatte er doch auch viele Feinde, die Galens Sache wie ihre eigene gegen ihn führten, und ihn auf alle Art verunglimpften. Am heftigsten sprach und schrieb gegen ihn sein ehemaliger Lehrer Sylvius zu Paris. Er ergoß seine Galle in einer besondern Schrift*), worin er den Vesalius auf die bitterste Art angriff, und mit Schimpfwörtern belegte. Statt Vesalius nannte er ihn darin Vesanus (einen Unsinnigen) und legte ihm hauptsächlich die Namen bei:

„Der

---

*) Sie führt den Titel: Vesani cujusdam calumniarum in Hippocratis Galenique rem anatomicam depulsio. (Widerlegung der Verläumdungen eines gewissen Unsinnigen gegen die Anatomie des Hippokrates und Galen.) Paris. 1551, 8.

„Der Unwissendste in der Gelehrsamkeit, der ververmessenste, der lügenhafteste Verläumder, der Unerfahrenste in allen Dingen, der Flüchtling, der Gottlose, der Undankbare, das Ungeheuer von Unwissenheit, das verderblichste Muster von Gottlosigkeit, das mit seinem pestilenzialischen Hauch Europa vergiftet, und dessen Irrthümer alle zu benahmen eine Arbeit ohne Ende seyn würde"*) Der von blinder Leidenschaft dahin gerissene Gegner ließ es bei diesen Schmähungen nicht bewenden. Er ging so weit, daß er den Vesalius bei Kaiser Karl dem Fünften anklagte, und diesen auffoderte, einen so boshaften und gefährlichen Menschen öffentlich zu bestrafen. Auch die übrigen kaiserlichen Leibärzte suchte er au seine Seite zu bringen, und machte deswegen dem ersten von ihnen mit einem Kinderskelet, einer großen Seltenheit für die damalige Zeit, ein Geschenk, damit er mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen den verhaßten Gegner machen möchte.

Alle diese Schmähungen, Kabalen und Intriken brachten des Vesalius bleibenden Ruhm keinen Nachtheil. Aber auf eine andere Art zog ihm sein unbeschränkter Eifer für die Anatomie den Untergang zu. In Spanien war ihm ein gewisser Edelmann unter den Händen gestorben. Mit Erlaubniß der Hinterbliebenen wollte er dessen Körper zergliedern. Kaum hatte er das Messer in das Fleisch gesetzt, so gab der vermeinte Todte einige Lebenszeichen von sich, und bei Eröffnung der Brust bemerkten die Umstehenden,

---

*) Literarum imperitissimus, arrogantissimus, calumniator male dicentissimus, rerum omnium ignarissimus, transfuga, impius, ingratus, monstrum ignorantia, impietati exemplar perniciosissimum, quod pestilentiali halitu Europam venenat, cujus errata omnia vel appellare operis esset infiniti.

henden, daß das Herz noch schlage. Die Familie des Verstorbenen beschuldigte den Vesalius einer Mordthat, und auf ihre Klage gerieth er in die Hände der Inquisition. Der König Philipp der Zweite vermochte kaum durch sein ganzes Ansehen, daß seinem Leibarzte die Todesstrafe erlassen wurde. Der Pabst legte dem Unglücklichen, um seine Sünde abzubüßen, eine Wallfahrt nach Jerusalem und nach dem Berge Sinai auf. Vesalius mußte gehorchen. Schon war er mit seiner Gattin bis nach Marseille gekommen, mit dem Vorsatze, auch sie mit nach dem gelobten Lande zu nehmen: allein sie verließ ihn, und begab sich nach Holland. Ohne sie fuhr er also von Marseille nach Venedig und von da nach Jerusalem. Nach vollendeter Wallfahrt wendete er sich mit seinen Reisegefährten nach Europa zurück. Sie geriethen aber auf dem Meere in eine so anhaltende Windstille, daß sie ganze Wochen lang nicht von dem Platze wegkommen konnten. Speise und Trank nahmen ab, bei der unerträglichsten Hitze wog man ihnen das Wasser auf der Goldwage zu. Es entstanden Krankheiten und Seuchen; jeden Tag warf man einige Verhungerte über Bord. Nach langem qualvollen Harren führte endlich ein günstiger Wind das Schiff bei der Insel Zante ans Land. Kaum daß man die Segel einzog, so gab Vesalius (im Jahr 1564) den Geist auf, und er liegt auf dieser Insel begraben.

Das erste Skelett in Deutschland stellte dieser große Zergliederer, unter allgemeinem Anstaunen, im Jahr 1546 in Basel auf. Er hielt sich daselbst einige Zeit auf, während sein unsterbliches Werk de corporis humani fabrica (vom Bau des menschlichen Körpers) gedruckt wurde. Dieses Skelett ist noch jetzt zu sehen, und eine ehrende Inschrift bewahrt das Andenken an dieses Ereigniß.

# III. Der Dichter Zinkgräf.

Nachdem Martin Opitz in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts angefangen hatte, das öde liegende Feld der deutschen Dichtkunst mit Glück anzubauen, standen in ganz Deutschland Versmacher auf, deren Zahl allmählig unglaublich groß ward. Nur wenige von ihnen konnten aber auf poetisches Verdienst einigen Anspruch machen. Unter denen, die durch Naturanlage und reineren Kunstberuf, so wie durch Verdienstlichkeit nnd Güte ihrer Leistungen sich bemerklich machen, ist Zinkgräf keineswegs der Letzte.

Julius Wilhelm Zinkgräf war am dritten Junius 1591 zu Heidelberg geboren, wo sein Vater als kurpfälzischer Rath angestellt war, den ihm der Tod entriß, als er im neunzehnten Lebensjahre stand. Er hatte sich dem Studium der Rechte gewidmet, und verdankte seine wissenschaftliche Ausbildung der Schule und den akademischen Hörsälen seiner Vaterstadt. Nach Vollendung seines wissenschaftlichen Cursus begab er sich auf Reisen, und verweilte drei Jahre in der Schweitz, in Frankreich, England und den Niederlanden. Erst nach seiner Rückkunft nahm er in Heidelberg die juristische Doctorwürde an, und blieb bei seiner Mutter, bis sie 1619 starb.

Der verheerende dreißigjährige Krieg, welcher in Böhmen ausgebrochen war, wälzte sich bald nach der Pfalz, und wüthete furchtbar in der paradisischen Gegend. Zinkgräf verließ die verwüstete Heimat und begab sich nach Heilbronn, kehrte jedoch nach einiger

Zeit

Zeit wieder in die Vaterstadt zurück, und wurde Generalauditeur der daselbst liegenden Besatzung. Als aber die Baiern 1623 Heidelberg eroberten, verließ er die Stadt zugleich mit der Besatzung. Bei dieser traurigen Veranlassung verlor er, durch die plündernden Feinde, beinahe alles das Seinige. Er wendete sich zuerst nach Frankfurt, bald darauf aber nach Straßburg, und trat daselbst als Reisesecretair und Dolmetscher in die Dienste des französischen Gesandten Maresçot, in dessen Begleituug er auch verschiedene Reisen an die vornehmsten deutschen Höfe machte. Während derselben überfiel ihn zu Stuttgart ein hitzig es Fieber, welches ihn nöthigte, daselbst zurück zu bleiben und den Gesandten zu verlassen. Als er wieder genesen war, begab er sich abermals nach Straßburg, und von da nach Worms, wo er bis 1626 blieb. In diesem Jahre verheirathete er sich mit einer Wittwe, Namens Patrik, einer gebornen Mordeck, der Tochter eines hessischen Kommissairs zu St. Goar.

Zinkgräf erhielt nun endlich eine Anstellung und zuverläßige Bestimmung in seinem Vaterlande, indem er zuerst Landschreiber in Kreuznach, und darauf im Oberamt Alzei wurde. Allein die Schlacht bei Nördlingen 1634, welche für die Evangelischen so unglücklich endete, störte abermals seine friedliche Bestimmung. Da die kriegerischen Unruhen in der Unterpfalz von neuem immer weiter um sich griffen, so entschloß er sich, zu seinem Schwiegervater nach St. Goar zu ziehen. Unterwegs aber wurde er von den Weimarschen streifenden Parteien überfallen, verwundet und geplündert. In diesem traurigen Zustande kam er zu seinem Schwiegervater, und lebte daselbst noch einige Zeit mit den Seinigen, bis er am ersten November 1635 von der damals wüthenden Pest hingerafft wurde.

Zink-

Zinkgräf war ein Mann von vielen gelehrten Kenntnissen und einer ausgebreiteten Belesenheit. Daß er ächtes poetisches Talent hatte, beweisen seine Gedichte, die sich besonders durch Leichtigkeit der Versifikation und einen gefälligen Ideengang vortheilhaft auszeichnen. Seine lyrischen Gedichte haben mehr natürliche Leichtigkeit und Anmuth, als die seines Meisters Opitz, nur weniger prosodische Regelmäßigkeit. An vaterländischem Kraftsinne stand er ihm nicht nach; das Soldatenlob ist eine gelungene freie Nachbildung der Kriegslieder des Tyrtäus. Unter seinen Sinngedichten befinden sich mehrere sinnreiche, einige vortreffliche. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine oft gedruckten „deutsche Apophthegmata, das ist, der Deutschen kluge Spriche;" eine für Sprach- und Sittengeschichte gleich reichhaltige Sammlung merkwürdiger Lebenszüge, gesunder Einfälle und heimatlicher Witzspiele. Der freie deutsche Sinn und die sentenziöse, oft lakonische Kürze, die durchgängig darin herrschen, machen ihr Daseyn vor vielen andern Schriften derselben Zeit merkwürdig, und als solche sind sie werth, nachgelesen und der Vergessenheit entrissen zu werden. Eine kleine Auswahl möge zum Beweise dienen.

Als Kaiser Rudolph von Habsburg immer mehr Land und Leute an sich brachte, und zuletzt zum römischen Kaiser erwählt ward, rief sein Feind der Bischof von Basel: „Sitze fest, lieber Herr Gott, oder Rudolph wird dir auch deinen Stuhl noch einnehmen."

Willegis, der erste Kurfürst von Mainz, war schlechten Herkommens und von einem Wagner in dem sächsischen Dorfe Stroningen erzeugt. Der ließ allenthalben in seinen Gemächern Räder an die Wände malen, und diese Worte mit großen Buchstaben dabei:

bei: „Willegiß, Willegiß, deiner Abkunft nicht vergiß.“

Ein Deutscher sprach mit einem Schweitzer von den innerlichen Zwistigkeiten und Mißverständnissen in der Eidgenossenschaft, und gab ihm zu verstehen, daß sein Vaterland unter diesen Umständen wohl gar bald der Raub eines Dritten werden könnte. Da antwortete der Schweitzer: „Ich und mein Weib hadern auch oft, und nehmen uns tüchtig bei den Köpfen. Aber wenn ein fremdes Schwein in unsern Garten kommt, laufen wir beide zu, und werfen es mit Prügeln hinaus.“

Als die Deutschen und Franken anfingen, die kurzen Röcklein und Mäntelchen der Walen oder Gallier zu tragen, sagte Kaiser Karl im Zorne zu ihnen: „Sehet zu, meine Deutschen und freie Franken, das bedeutet nichts Gutes, daß ihr derjenigen Kleidung an euch nehmet, die ihr doch überwunden habt. Ihr nehmt ihnen ihre Kleidung, so werden sie euch euer Herz nehmen. Was sollen diese welschen Lumpen, die kaum den halben Leib bedecken und weder vor Hitze noch vor Kälte gut sind?“ — Er führte seine Hofleute in ihren seidenen Gewändern zur Regenzeit auf die Jagd, durch Hecken und Dornen, und dann an den Kamin zurück zur Tafel. Bei dem klägli:chen Zustande ihrer Kleider sagte er: „Seht, mein Wolfspelz ist viel besser, und kostet einen Schilling.“

Der Kurfürst Johann von Sachsen antwortete, als ihm einige seiner Räthe riethen, er solle nicht Etudenten und Schreiber aus seinen Söhnen ziehen, sondern sie zur Jagd, Reiterei und ritterlichen Tugenden abrichten lassen: „Es lernt sich wohl von selber, wie man zwei Beine über ein Pferd hängen soll, Hasen fangen und dergleichen, aber — —“

Der deutsche Dichter Conrad Celtes bemerkte

auch

auch in seinem Zeitalter schon schwache Fürsten, ohne eigenen Entschluß, die blos Organe ihrer Höflinge waren. „Sie sind Orgeln, sprach er, die nicht pfeifen, wenn nicht ein Anderer Wind in sie bläst."

Friedrich Lingeusheimb sagte, als ihm seine Einsamkeit vorgeworfen wurde: „Kühe und Schaaf gehen mit einander, der Adler fleugt allein."

Janus Gruter, Lehrer der Geschichte und Bibliothekar zu Heidelberg, pflegte von Machiavelli zu sagen: „Jedermann schilt ihn und Jedermann praktizirt ihn."

Lorenz Zinkgräf hatte zum Sprichwort, wenn er fröhlich war: „Laßt uns lustig seyn, über hundert Jahre sind die Heiden hier." Er meint wohl die neumodischen.

Herzog Johann Kasimir pflegte zu sagen: „Es ist besser, wir binden unser Pferd an des Feindes Zaun, als daß der Feind binde sein Pferd an unsern Zaun."

Der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen sagte: „Das Bauerleben sey das allerseligste Leben, denn es wachse ihnen in die Hand, was Andere kaufen müßten. Vom Hofleben sagte er: „Bei uns Herren kann man sich wohl wärmen, aber auch verbrennen." Als dieser Kurfürst von dem Reichstage in Kölln zurück kam, wo der mächtige Karl der Fünfte zum Kaiser gewählt worden war, fragte er seinen Rath Fabian von Feiditsch, wie ihm diese Wahl gefalle: „Recht wohl, antwortete dieser, denn die Raben müssen einen Geier haben."

Als Kaiser Sigismund fragte, wie er sein Leben anstellen sollte? antwortete Dietrich, Erzbischof von Kölln: „wie er zu thun verheißen hätte, wenn ihn der Stein, das Podagra und andere Krankheiten plagten."

Kaiser Heinrich der Zweite sagte, wenn er einen

nen Menschen in stolzen Kleidern sah: „Dich werden die Würmer, und deine Kleider die Schaben fressen."

Kaiser Friedrich hat gesagt: „Wenn man einen Alten höflich ums Leben bringen will, so soll man ihm ein jung Weib geben."

Albrecht, Markgraf von Brandenburg, hatte diese Rede im Gebrauch, wenn er seine Diener lange stehen sahe, daß er sagte: „Setzt euch nieder, denn die Beine werden euch nicht vom Hofe geltefert."

Ein Schenk vom Limburg kam zu dem Herzog Christoph von Würtemberg, als derselbe eben unter seinen wohlbezechten Höflingen an der Tafel saß. „Ihr findet hier, sprach der Herzog, den Hirten in der Mitte seiner Schaafe." — „Aber es dünkt mich, sprach der Schenk, ihr kommet mit euren Schaafen eben von der Tränke."

Pabst Hadrian der Sechste hat oft gesagt: Wenn er einen Feind hätte, so wüßte er demselben keine größere Plage anzuwünschen, denn daß er Pabst seyn sollte. — Von den Beförderungen der Verwandten zu geistlichen Aemtern hat er gesagt: Man soll Sion nicht mit Geblüt erbauen.

Der Arzt Johann Rhodus zu Marburg hatte sein Haus übertünchen und mit allerlei Gaukeleien bemalen lassen. Ein vornehmer Herr, der vorüber ging, rief ihm zu: „An Ihrem Hause sieht man ja eine Menge Narren." — „Sie haben Recht, erwiederte Rhodus, es gehen ihrer aber weit mehrere vorüber."

Der Prediger zu Strasburg, Geiler von Keysersberg, hörte einen sonst ehrlichen und braven Mann wegen eines kleinen Fehlers bitter tadeln und lästern. „Das darf euch nicht irren, sprach er, denn man sieht die Flöhe leichter auf dem weißen Tuche, als auf einem schwarzen."

Klaus

Klaus von Ranstett, Hofnarr des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, sah einen Betrunkenen durch die Straße taumeln. Als derselbe in die Nähe einer Pfütze kam, faltete Klaus die Hände und sprach: „Stoße zu, du frommer Wein, da kommt das Schwein zu seinem Bade.“

Till Eulenspiegel bat einige Fürsten und Adeliche um ein Allmosen, und führte den Grund an, sein Handwerk nähre ihn nicht mehr. Auf die Frage, was er für ein Handwerk habe, erwiederte er: „er sey ein Brillenmacher und seine Waare gehe nicht ab, weil die großen Herren jetzt nicht mehr durch die Brillen, sondern durch die Finger sehen.

---

## IV. Ludwig der Neunte, Landgraf von Hessen-Darmstadt.

Durch Originalität des Charakters und der Lebensweise, und durch manche gute Eigenschaften, zeichnete sich der Landgraf Ludwig unter den Fürsten aus, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts regierten. Er war ein Sohn des Landgrafen Ludwigs des Achten, und den fünfzehnten December 1719 geboren.

Einen Theil seiner Jugendjahre brachte er in Strasburg zu, und der Hang zum Soldatenstande, den er schon in früher Kindheit geäußert hatte, wurde hier zur entschiedenen Lieblingsneigung seines ganzen Lebens. Er machte als französischer Oberster 1742 den Feldzug in Böhmen mit, und trat das Jahr darauf als Generalmajor in preußische Dienste. Durch

Pünkt

Pünktlichkeit in den Handgriffen bei den Exercitien that er sich so hervor, daß König Friedrich der Zweite öfters seinen Unwillen über andere Regimenter, die ihm weniger geübt schienen, nicht kräftiger auszudrücken wußte, als daß er sagte, er wolle sie zu dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt in die Schule schicken. Beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges erhielt der Prinz das Kommando über ein Korps von zehen tausend Mann, und blieb bis 1763 im preußischen Dienste. Nun mußte er aber auf dringendes Verlangen seines Vaters, der österreichisch gesinnt war, in kaiserl. Dienste treten, wo er bald General-Feldzeugmeister wurde und ein Infanterie-Regiment erhielt. Auf seiner ganzen militairischen Laufbahn zeichnete er sich durch Muth, Pünktlichkeit und festen Sinn aus.

Schon 1741 hatte der Prinz von seinem Großvater die Grafschaft Hanau-Lichtenberg geerbt, die auf dem linken Rheinufer im Elsaß liegt. Er wählte zu seinem Aufenthalte ein Jagdschloß in dem Dorfe Pirmasens, das damals nicht mehr als vier und dreißig Häuser zählte. Seine Liebe zum Soldatenwesen begleitete ihn an diesen Ort, der durch ihn allmählich eine besondere Bedeutsamkeit erhielt, und zu einer Stadt wurde, die eilftausend Einwohner zählte. Die Hälfte derselben bestand aber aus Soldaten, mit denen der Prinz täglich militairische Uebungen anstellte, und die er so weit brachte, daß sie von Kennern für die fertigsten unter allen Truppen, und für Muster von Zucht und Ordnung gehalten wurden. Um auch durch die schlimmste Witterung in den militairischen Uebungen nicht gestört zu werden, erbaute der Prinz ein ungeheuer großes Exercierhaus, das im Winter von sechszehn Oefen erwärmt wurde. Er selbst war immer bei den Exercitien zugegen, und bewies dabei

die

die lebhafteste Thätigkeit. Ohne alle Fürstenpracht lebte er auf dem Fuße eines Generals, und war zuvorkommend höflich gegen Fremde, ohne Rücksicht auf Geburt und Rang.

Der Aufenthalt zu Pirmasens war dem Prinzen so lieb geworden, daß er ihn nicht veränderte, als er 1768, nach dem Tode seines Vaters, Landgraf von Hessen-Darmstadt wurde. Er besorgte von hier aus, sechszehn Meilen von Darmstadt, die Landesgeschäfte mit eben der Pünktlichkeit und Ordnung, wie sein Militairwesen. Viel Gutes kam, unter Mitwirkung verständiger Rathgeber, während seiner Regierung zu Stande. Da das Land mit einer großen Schuldenlast beschwert war, so ließ ers sich sehr angelegen seyn, die Finanzen in Ordnung zu bringen. Es wurde ihm für einen Theil seiner Truppen, um sie in englischen Sold nach Amerika zu geben, mehr geboten, als die übrigen Fürsten zogen, er schlug es aber aus, und eiferte beständig gegen diesen Menschenhandel. Eine seiner ersten Sorgen ging dahin, dem Jagdunfug Einhalt zu thun, und dem Landmanne die Früchte seines Schweißes zu sichern. Er verbesserte den Zustand dieser zahlreichsten und unentbehrlichsten Klasse der Staatsbürger, indem er eine genauere Aufsicht über die Wirthschaft der Gemeinen einführte, ihre Schulden tilgte, die schädlichen Gemeingüter vertheilte, die herrschaftlichen Domainen vereinzelte, das Hut- und Triftrecht zu besserer Benutzung der Brache einschränkte, die nützlichsten Futterkräuter bekannt machen und empfehlen ließ, und eine Brand-Assecuration einrichtete. Fast alle Heerstrassen des Landes verwandelte er in Steinwege, wandte einige Tonnen Goldes auf die Verbesserung der Salzwerke zu Salzhausen, baute ein prächtiges

Kanzleigebäude in Darmstadt, das große Exercierhaus daselbst, das einzige in seiner Art, und hinreichende Casernen für die Soldaten. Die beiden Landesgymnasien in Darmstadt wurden verbessert und die Hofbibliothek vermehrt. Er veranstaltete eine Sammlung der Landesgesetze, eine Geschichte des Landes, ein neues Gesangbuch; er schaffte die Prunkleichen, die Trauer, die überflüssigen Feiertage ab; führte die allgemeine, statt der Privatbeichte, ein, und alles dieses vorher, ehe es in mehrern andern Ländern geschah.

Eine Gradheit und Festigkeit des Sinnes, die unter den Fürstentugenden mit Recht die erste Stelle einnimmt, zeichnete ihn besonders aus. Einem Plan, den er einmal aus Ueberzeugung genehmigt hatte, wurde er von seiner Seite nie untreu, und foderte auch die nemliche Pünktlichkeit von Andern. Justiz war ihm ein heiliges Wort, und er versagte sie niemanden, auch wenn sie mit seinem eigenen Interesse stritt. Jeder konnte, sobald die Sache nur für den Fürsten selbst kam, einer unpartheiischen Untersuchung gewiß seyn. Der Druck der verschiedenen Stände fiel unter seiner Regierung weg, denn er schätzte den Menschen nicht nach zufälligen Verhältnissen, Titeln und Reichthum. Ob er gleich selbst die Gebräuche des Christenthums nicht beobachtete, so störte er doch keinen Andern darin. Kein Geschäft blieb bei ihm liegen, kein Brief unbeantwortet; man konnte den Tag der Antwort berechnen. Viele seiner Resolutionen und alle, die sein Lieblingsfach betrafen, zeugen von durchdringender Beurtheilungskraft, und sein Styl war voll Kraft und Würde.

Die Lebensart dieses Fürsten war in vielen Dingen von der gewöhnlichen sehr entfernt, und er hatte allerlei Auffallenheiten angenommen, die den Sonderling bezeichnen. Selten aß und schlief er in den

Stun-

Stunden, die im bürgerlichen Leben zu diesen Naturbedürfnissen bestimmt sind, sondern immer zu der Zeit, wo sich ihm das Naturbedürfniß fühlbar machte. Daher kam es, daß er oft ganze Nächte hindurch wach und thätig war, und dann auch seine Umgebungen, insonderheit seine Soldaten, zur Thätigkeit anhielt. Sein Nachtwachen gab einst zu folgendem komischen Auftritt Anlaß.

Als die Geisterseherei in Deutschland ihr Unwesen zu treiben anfing, fand sie auch in Pirmasens, bei mehrern schwachsinnigen aber starkglaubigen Hofleuten, Anhänger. Der kräftigen Natur des Landgrafen widerte diese Mummerei des Unsinns. Er hörte die Wunder verkündenden Geister- und Gespensterkrämer mit einem stillen, an Verachtung grenzenden, Mitleiden an, ohne sich jedoch über seinen Glauben oder Nichtglauben im mindesten zu äußern. So ließ er einige Zeit die Starkglaubigen unter seiner Hofumgebung in Ungewißheit, bis er endlich ganz unerwartet und zwar mit einer anscheinenden Art von Unruhe, sich auf ihre Seite neigte, indem er versicherte, daß er während mehrerer Nächte, die er wachend zubrachte, eine Erscheinung in der Gegend des Schlosses wahrgenommen hätte, die er freilich anfangs für leere Täuschung gehalten, nunmehr aber, nach prüfender Untersuchung, als übernatürlich anzuerkennen genöthigt sey. Welche Freude und welch ein Sieg für die, den Nachtgespenstern huldigende, Partey! Man kannte des Fürsten militairischen Sinn und seine Furchtlosigkeit. Unter seinen Hofleuten war also kein Zweifel mehr, und mit quälender Angst hörten sie die Einladung des Fürsten, die Nacht bei ihm zuzubringen, wo er sie überzeugen würde. Man durfte sich nicht weigern. Die Mitternachtsstunde näherte sich, und mit ihr kam herzklopfendes Zagen über die

leute. Der Fürst hatte sich in sein Kabinet zurückgezogen. Plötzlich öffnete sich die Thüre, der Fürst erschien; in seinem ganzen Wesen, insonderheit aber in seinem Tone, drückte sich die ihm sonst so fremde Aengstlichkeit aus. „Kommen Sie, kommen Sie, meine Herren! — Jetzt ist es wieder sichtbar," sagte er mit leiser zaghafter Stimme. Die Anwesenden mußten ihm folgen — einen nach dem andern zog er an's geöffnete Fenster. — „Sehen Sie's? Sehen Sie's? — wie es dort herschwankt, wie fürchterlich es aufblickt! Wie es bald groß bald klein erscheint! — Nun ist es verschwunden — — dort, dort an der Ecke kommt's wieder." — — „O es ist schrecklich!" rief der eine; „Gott sey meiner armen Seele gnädig!" der andere. — „Es nähert sich uns," schrie zurückschauernd ein dritter, und so mehrere — bis endlich der Fürst einen Major, der bei dem ganzen Auftritte keine Sylbe hatte laut werden lassen, am Arm ergriff, und ihn mit den Worten an's Fenster zog: „Sehen Sie's, Major? Sehen Sie's?" — „Nein, Ihro Durchlaucht, auf Ehre! ich sehe nicht das mindeste," antwortete der gradsinnige und redliche Krieger. — „Und ich; Major, auf Ehre! ich sehe auch nichts," erwiederte mit Ernst der Fürst, indem er sich aus dem Zimmer zurückzog, und seine Hofleute in einer Stimmung dastehen ließ, deren Eindruck dauernd genug war, um dem Unwesen der Geisterseherei an seinem Hofe auf immer ein Ende zu machen.

Ein seltenes Glück genoß dieser Fürst in der Ehe, dessen er sich durch Enthaltsamkeit in seinem Jünglingsalter würdig gemacht hatte. Seine Gemahlin Karoline, eine geborne Prinzessin von Zweibrücken, war eine der vollkommensten Personen ihres Geschlechts und Standes. Sie gebar ihm drei brave

Söhne

Söhne und fünf liebenswürdige Töchter. Durch diese wurde er Schwiegervater des Großfürsten von Rußland, nachmaligen Kaisers Paul, des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm des Zweiten, des Herzogs Karl August von Weimar, des Landgrafen Friedrich Ludwig zu Hessen-Homburg, und des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden. Ganz Deutschland betrauerte mit ihm den Tod dieser trefflichen Fürstin, die König Friedrich der Zweite von Preußen so hoch achtete, daß er ihr Grabmal mit einer Urne von weißem Marmor zieren ließ. Sie starb im April 1774, und der Landgraf folgte ihr im April 1790 in's Land der Vollendung nach.

---

# V. John Kyrll, der Mann von Roß.

Je größer die Zahl solcher Menschen ist, die nur für sich und ihren eigenen Vortheil leben, und sich um das Wohl ihrer Nebenmenschen wenig bekümmern, um so ehrenwerther müßen uns diejenigen seyn, die es zur Aufgabe ihres Lebens machen, gemeinnützig zu werden, und Gutes zu stiften. In dieser Reihe steht John Kyrll, ein Britte, der vielleicht seinen eigenen Landsleuten unbekannt geblieben wäre, wenn ihn nicht Pope durch folgenden Vers verewigt hätte:

Bat all our praises why should Lords engross?
Rise, honest Muse! and sing the Man of Ross! *)



*) Warum sollte denn nur allein für vornehme Herren unser Lob ertönen? Erhebe dich, biedere Muse, und singe den Mann von Roß.

Dieser Aufruf des großen Dichters führte zu Nachforschungen, wodurch ganz England nun den edelsten Menschen auf der Insel Großbritannien kennen lernte.

John Kyrll lebte am Ende des siebenzehnten, und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in dem Städtchen Roß, in der Nähe von Monmouth, mit einem für die damalige Zeit sehr ansehnlichen Vermögen von fünf hundert Pfund Sterling jährlicher Einkünfte. Da er sich schon in der Jugend an eine höchst einfache und eingezogene Lebensweise gewöhnt hatte, so verwendete er jährlich für seinen Unterhalt nicht mehr als fünfzig Pfund Sterling. Seine ganze übrige Einnahme war zu wohlthätigen oder gemeinnützigen Zwecken bestimmt. Einige Beispiele mögen zeigen, welche Gesinnung den Mann von Roß, wie man ihn zu nennen pflegte, bei seinen Handlungen leitete.

Bei der Landstraße von Monmouth war auf Fußgänger gar keine Rücksicht genommen worden. Kyrll ließ daher blos für diese einen erhöheten Fußsteig machen, der sich längs der ganzen Landstraße erstreckte.

Die Kirche in Roß hatte einen kleinen schlechten Thurm; er ließ ihm eine andere Form geben, und traf die Veranstaltung, daß er um hundert Fuß erhöhet wurde. Die ganze Arbeit geschah auf seine Kosten. Er kaufte ein großes Grundstück, um die Stadt mit Wasser zu versorgen. Dieses Grundstück ließ er mit einer Mauer umgeben, mit zwei architektonischen Zugängen geziert. Ueber dem einen war sein in Stein gehauenes Wappen angebracht, das man noch vor einigen Jahren sah. In der Mitte dieses Platzes wurde ein großer Wasserbehälter, zur Bequemlichkeit der Einwohner von Roß, eingerichtet.

Alte

Alte und kränkliche Menschen der dürftigsten Klasse schickte der Biedermann in die Wälder, um von ihm selbst gesäete Produkte aller Art für seinen Garten zu sammeln, wofür er sie reichlich belohnte. Er ließ den Armen beständig Arzneimittel austheilen, befreite unglückliche Schuldner aus den Gefängnissen, und war immer bei streitenden Partheien bald Vermittler, bald erwählter Schiedsrichter, wodurch er zahllosen Prozessen zuvorkam.

Die Haushaltung dieses Mannes, der nur für das Wohl Anderer sorgte, war höchst einfach; sie bestand aus zwei Mägden und einem Jungen. Alle Donnerstage gab er zwölf von ihm eingeladenen Personen ein Mittagsmahl, das blos aus drei großen Stücken Fleisch und einem Rosinenpudding bestand. Das Getränke dabei war Cyder (Apfelmost), Perey (Birnmost) und Ale, aber kein Wein, noch sonstige geistige Flüßigkeiten. Alles, was übrig blieb, wurde unter die Armen vertheilt.

Kyrll war ein leidenschaftlicher Freund der Baukunst, und alles dessen, was damit zusammen hing. Er machte daher immer Spatzierritte, oft in ziemlicher Entfernung von seinem Wohnorte, um neue, oder noch im Entstehen befindliche Bauwerke in Augenschein zu nehmen. Auf einer solchen Exkursion, in der Nähe von Benson in Oxfordshire, hielt man ihn wegen seines unsteten Hin- und Herreitens, verbunden mit andern Bedenklichkeiten, für einen Strassenräuber. Auf diesen Verdacht wurde er angehalten, und nach Benson zu einem Friedensrichter geführt. Kyrll, sonst sehr bescheiden und anspruchlos, jetzt aber durch die seiner so unwürdige Behandlung aufgeregt, sagte im Gefühl seiner hohen Auszeichnung als Mensch zum Friedensrichter: „Ich bin der Mann von Roß!“ Dieser Name war dem Friedensrichter

nicht

nicht unbekannt, allein er glaubte darum den Gefangenen nicht geradezu in Freiheit setzen zu dürfen, sondern verlangte Bürgschaft. Der edle Mann schrieb ein Paar Zeilen, und sandte solche durch einen Boten ab. Sogleich erschienen drei der angesehensten Männer aus seiner Nachbarschaft, die in ihren sechsspännigen Wagen herbei eilten, um für ihn Bürgschaft zu leisten.

Nach einem so musterhaften Leben starb John Kyrll im Jahre 1724, im neunzigsten Jahre seines Alters.

---

## VI. Johann Chiossich, hundert und zehen Jahre Soldat.

Ein Alter von mehr als hundert Jahren gehört immer zu den Seltenheiten. Aber daß ein Mensch mehr als hundert Jahre in Militairdiensten steht, gehört wohl zu den seltensten Erscheinungen. Vor wenigen Jahren ist ein solcher ergrauter Krieger gestorben.

Johann Chiossich, seiner Abkunft nach ein Dalmazier, war am sechs und zwanzigsten December 1702 geboren. Schon in seinem achten Jahre (1710) trat er als Pfeifer bei dem vormaligen kaiserlichen Infanterie-Regimente Stahrenberg ein. Nachdem er in diesem Dienste das mannbare Alter erreicht hatte, wurde er 1725 zum Gemeinen übergesetzt, und blieb in dieser Eigenschaft bis zum Jahr 1756. Von Triest aus begleitete er mit einer Abtheilung des Regiments ein Convoy nach Amerika. Er focht unter Kaiser Karl dem Sechsten in Ungarn gegen die Tür-

Türken; unter Maria Theresia 1741 gegen die Preußen; 1742 gegen die Franzosen in Böhmen, und 1744 in den Niederlanden.

Aus unbekannten Ursachen verließ Chiossich die kaiserlichen Dienste, und begab sich zu den Truppen der Republik Venedig. Er stand als Gemeiner in den Regimentern Magnobissi und Papadopolo. Die meiste Zeit diente er auf der Flotte, machte den Kreuzzug des Generals Emo gegen die Tunesen, und viele andere Seeexpeditionen mit. Ohne sich nach Ruhe zu sehnen; setzte er diese Dieuste bis zum ersten Mai 1797 fort. Jetzt erst ließ er sich in das Invalidenhaus zu Murano bei Venedig aufnehmen, und in diesem starb er am zwei und zwanzigsten Mai 1820 an Entkräftung, nach zurückgelegtem ein hundert und siebenzehnten Lebensjahre. Hieraus ergiebt sich das merkwürdige Resultat, daß dieser Chiossich, ungeachtet einer Reihe beschwerlicher, zu Land und zu Wasser mitgemachter Feldzüge, bei der meist kärglichen Lebensweise eines Soldaten, dem Einfluß verschiedener Klimaten, so wie mancher Mühseligkeiten bloß gestellt, dennoch sieben und achtzig volle Dienstjahre gezählt, durch drei und zwanzig Jahre die Invalidenhaus-Versorgung genossen, und somit im eigentlichen Verstande ein hundert und zehen Jahre im Soldatenleben zugebracht habe.

Bis ins höchste Alter erfreute sich Chiossich immer einer guten Gesundheit. Er lebte sehr einfach und im strengsten Cölibat, war besonders reinlich, und immer offen und heitern Gemüths. — Bemerkenswerth ist es überdieß, daß sein Vater Bartholomäus ein Alter von einhundert und fünf, und ein Vatersbruder das einhundert und siebente Jahr erreicht hatte.

---

# VII. Lessings Schuljahre.

Schon in früher Kindheit äußerte sich bei Lessing, einem der vielseitigsten und verdienstvollsten deutschen Gelehrten seiner Zeit, eine rege Wißbegierde und ein emporstrebender Geist. Sein Vater, ein selbstdenkender und gelehrter Prediger in dem Städtchen Camentz in der Oberlausitz, war sein erster Lehrer. Nach der frommen Sitte jener Zeit wurde er frühe zum Bibellesen angehalten, aber der religiöse Unterricht war mehr als ein mechanisches Auswendiglernen. Nicht nur was, sondern auch warum man glauben müsse, suchte der Vater dem keimenden Verstande begreiflich zu machen.

Alles, was der Knabe lernen sollte, grif er mit Lust an, und betrieb es mit Leichtigkeit. Sogar zum Zeitvertreibe blätterte er schon als Kind in Büchern. Ein Maler, der ihn als Knabe von fünf Jahren, mit einem Käfig, in dem ein Vogel saß, malen wollte, mußte den Käfig in einen großen Haufen Bücher verwandeln. So nur, meinte er, schickte es sich für ihn. Des Vaters Achtung für Gelehrte, wie seine häufige Beschäftigung mit den Wissenschaften, dienten ihm zum Beispiele und pflegten in ihm eine gleiche Liebe zum Lesen und Lernen. Er verlor seinen Privatlehrer, welcher Rektor zu Königsbrück bei Camentz wurde, und besuchte nun die öffentliche Stadtschule. Auch hier entwickelten sich seine Fähigkeiten und seine Liebe zum Lernen immer lebendiger. Beide kräftiger zu nähren und aufzurichten, schickten ihn seine Eltern auf die fürstliche Schule zu Meißen, wo er

Unter-

Unterricht und Verpflegung, bis auf die Kleidung, unentgeldlich genoß. Einer seiner Verwandten, der Prediger Lindner zu Putzkau, der auf derselben Schule gewesen war, prüfte den neuen Zögling, fand ihn tüchtig, und 1741 ging er dahin ab. Man mußte ihn aber um ein Jahr älter machen, weil keiner unter dem dreizehnten und keiner über dem sechzehnten Jahre angenommen wurde.

Eine sehr schätzbare Einrichtung dieser Schule war völlige Gleichheit der Reichen und Armen, der Vornehmen und Geringen; gleiche Kost, gleiche Wohnung, gleichen Unterricht; das fröhliche Zusammenseyn von hundert und zwanzig Jünglingen, ohne lästigen Zwang; die Entfernung jeder Art von Zerstreuungen, von den Armseligkeiten der kleinen und großen Welt; das Anhalten zur Frömmigkeit, ohne Schwärmerei. Freilich waren die jungen Leute in Griechenland und dem alten Rom mehr zu Hause, als in Sachsen, sprachen mehr Latein, als irgend eine andere Sprache; freilich wurde das Studium der griechischen und lateinischen Sprache, auf Kosten anderer Kenntnisse, wohl ein wenig zu hoch angeschlagen, und bei Erklärung der Alten mehr auf die Worte, als auf die Sache gesehen; dafür wurden doch aber auch die philosophischen und mathematischen Wissenschaften sehr gründlich getrieben, und es fehlte selbst nicht am Unterricht in der französischen und italienischen Sprache, im Zeichnen, in der Musik und im Tanzen.

Fünf Jahre brachte Lessing in dieser Klosterschule zu, und, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht ohne Gewinn. Schon hier ward in ihm der Geist der eigenen Wirksamkeit und des Selbstdenkens rege. Ihm war es nicht genug, in dem Gleise der vorgeschriebenen Schulstudien seinen Mitschülern zuvorzueilen, er

wollte

wollte auch außer ihnen weiter kommen. Daher seine Begierde, auch mit den Klassikern bekannt zu werden, die nicht in den öffentlichen Stunden erklärt wurden, sein Geheimlesen des Theophrast, Plautus, Terenz und Anakreon; daher seine Versuche zu Uebersetzungen aus ihnen, sich ihren Geist durch Nachbildungen eigen zu machen. Daher endlich sein Trieb zu Aufsätzen aus eigener Kraft, seine Uebungen in der lateinischen Poesie und seine Neigung zur deutschen Dichtkunst.

Mit dem Studium der Sprache verband Lessing nun auch ernstlich das Studium der Mathematik. Er schloß sich daher mit Eifer an den Lehrer derselben, Klemm, einen sehr gelehrten und scharfsinnigen Mann, an. Von ihm lernte Lessing, daß die Kenntniß der ältern und neuern Sprachen nur Werkzeug der Gelehrsamkeit, nicht die Sache selbst sey. Dem Wißbegierigen leuchtete ein, was er vernahm, und seine ganze Thätigkeit wandte sich auf immer höhere Gründlichkeit des Erkennens und Wissens. Zwei unter seinen Jugendhandschriften gefundene Papiere sind Beweise davon. Das erste ist eine deutsche Uebersetzung des zweiten, dritten und vierten Buches des Euklid, das andere betrifft die Geschichte der Mathematik. Aus der letzten ersieht mon zugleich, daß er auch die gelehrten Zeitungen auf der Schule las.

Alle Zeugnisse von den letzten Jahren seines Schullebens stimmen überein in dem Bekenntnisse von seinem unermüdeten Fleiße in allem Wissenswürdigen. Der Rektor Grabner sprach dieß Zeugniß gegen den Vater sehr kräftig mit folgendem derben Lobspruche aus: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die Andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“ Nicht selten aber schadete diesem rühmlichen

chen Zeugnisse von seinem Fleiße und seinen Fortschritten in Kenntnissen seine jugendliche Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe, die er nicht immer in den angemessenen Schranken hielt.

Mehrere der Lehrer dieser Schule wohnten außer dem Bezirke des Klostergebäudes. Sie mußten wöchentlich, Einer nach dem Andern, Tag und Nacht bei den jungen Leuten seyn, und die Früh-, Nachmittags- und Abendbetstunden bei ihnen halten. Ein solcher wöchentlicher Oberaufseher hieß Hebdomadarius (Wöchner). Sonnabend kamen alle Lehrer zusammen, das Beste der Schule zu berathen. Dann wurden auch die zwölf ersten Schüler, die die Tisch- und Hofaufseher vorstellten, herbeigerufen, um über das etwa Vorgefallene und weiter zu Beobachtende befragt zu werden. In einer solchen Versammlung, Censur genannt, war auch Lessing, als Aufseher, zugegen. Der Rektor erkundigte sich, warum die Schüler in dieser Woche so spät in des Conrektors Hore Betstunde erschienen wären. Niemand antwortete; nur Lessing flüsterte einem seiner Mitschüler zu: „ich weiß es.“ Der Rektor, der es wohl verstanden, befahl nun, mit der Sprache herauszugehen. Der Vorlaute mußte gehorchen, und da kam es denn heraus: „der Herr Conrektor komme nicht gleich mit dem Schlage; da denke denn Jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an.“ Der Herr Conrektor, es abzuläugnen wohl eben nicht im Stande, rief: „admirabler Lessing!“ und Lessing behielt diesen Namen bei seinen Mitschülern. Hore konnte ihm das aber nie vergessen, so ein rechtschaffener Mann er sonst war. Seine Empfindlichkeit darüber äußerte sich noch, als nachher ein Bruder Lessings sich bei ihm als Schüler meldete. „Gehe, sagte er zu ihm, als er ihn entließ, sey fleißig, aber nicht so naseweis, wie dein Bruder.“

Zum

Zum Glück nahm der Vater seinen Sohn ein Jahr früher als gewöhnlich von der Schule, zu Lessings großem Vergnügen, der sie herzlich satt hatte. Er nahm 1746 öffentlich Abschied mit einer Abhandlung de Mathematica Barbarorum. Die vortheilhaftesten Zeugnisse begleiteten ihn in das väterliche Haus, das er bald mit der Hochschule zu Wittenberg vertauschte.

---

Dritte

# Dritte Abtheilung.

# Scenen aus der Völkergeschichte.

## Englische Geschichten, bis auf Alfred den Großen.

### 1.

### Aeltester Zustand Britanniens. Cäsars Einfälle in das Reich.

Jahrhunderte lang lebten die Bewohner Albions, in spätern Zeiten Britannien und in der Folge England genannt, abgesondert von allen andern Völkern, als rohe Kinder der Natur. Nur zuweilen kamen phönizische und später auch griechische Kaufleute, vom Handelsgeiste getrieben, an ihre Küsten, und tauschten für irdene Geschirre, Salz und Spielsachen, einige Produkte des Landes, besonders Zinn und Blei ein. Die Unsicherheit der Schifffahrt während verschiedener Kriege, und der Neid mächtiger Nebenbuhler, waren Ursache, daß dieser Handelsverkehr ein Ende nahm.

Der

Der Zustand, in welchem die fremden Handelsleute Albion und dessen Bewohner antrafen, hatte so viel Abschreckendes, daß man wenig Lust bekommen konnte, die Insel zu besuchen. Nur hie und da erblickte man einen kleinen Strich fruchtbaren Ackerlandes oder einer fetten Flur, gegen unermeßliche Wüsteneien. Ganze Strecken waren durch meilenlange Sümpfe und Moräste unterbrochen. Ungeheure Felsengebirge, aus denen hie und da wilde Bergströme mit fürchterlicher Gewalt herabstürzten, hemmten die Schritte des Wanderers. Dichte, finstere Waldungen versagten jedem wohlthätigen Sonnenstrahle das Eindringen; durch schreckbare Wildnisse heulten wechselsweise wilde Raubvögel und rauhe Nordwinde. Die Witterung war kalt, neblicht und unfreundlich. Ihre Wohnungen hatten die Britten in düstern unterirdischen Höhlen, oder in Hütten, die sie mit Thierhäuten, Aesten oder Rasen bedeckten. Kaum fanden sie hier einen Schutz vor dem Heißhunger grimmiger Wölfe und Bären, welche, nebst wilden Pferden, Renn- und Elendthieren, die ganze Insel durchstreiften. Eine Thierhaut, oder höchstens eine Decke von Wolle, war ihr Kleid. In ihre Haut schnitten sie Figuren von Blumen, Bäumen und Thieren, in welche sie den Saft des Krautes Waid fließen ließen, um ihnen dadurch eine blaue Farbe zu geben. Ihre Nahrung bestand, in den wilden Gegenden, aus einer Art Kuchen von Korn, und einem Getränk aus Gerste; in den nördlichen Gebirgen aßen sie wilde Früchte, Wurzeln und das Fleisch der Thiere, die sie auf der Jagd erlegten.

Wo der Boden, größtentheils sich selbst überlassen, einer fürchterlichen Wüstenei gleicht, da wohnt gemeiniglich ein ungesittetes, barbarisches Volk. Ein kaltes unfreundliches Klima, eine grobe Nahrung, eine

rauhe

rauhe Lebensart härten den Körper und die Nerven, und diese geben der Gemüthsart der Menschen ihre besondere Richtung. Die ältesten Bewohner Albions waren daher rauh, herzhaft, verwegen, unempfindlich gegen Witterung, Hunger und jede Beschwerlichkeit, Freunde des wilden Herumschwärmens. Ihre angenehmste Beschäftigung war die Jagd, und nur in den südlichen Gegenden trieben sie Ackerbau. Ihre langen herabhängenden röthlichen Haare, der Bart auf der Oberlippe, der bloße, nervigte Arm und die Thierhaut, die sie über den Körper warfen, vermehrten ihren natürlichen Trotz. Uebrigens waren sie keusch, gastfrei, treu, unbekannt mit Betrug und Arglist, und eine Folge ihrer Mäßigkeit war es, daß unter ihnen ein Alter von hundert und zwanzig Jahren nicht zu den Seltenheiten gehörte.

Die ganze Nation war in viele besondere Stämme getheilt, deren jeder ein selbstgewähltes Oberhaupt hatte. Nur gemeinschaftliche Gefahr vereinigte diese abgesonderten Horden zu einem einzigen Staat. Ihre Regierungsform, obgleich monarchisch, war dennoch frei. Als ein kriegerisches Volk, dessen ganzes Eigenthum sein Schwerdt und sein Vieh war, fiel es ihren Anführern und Oberhäuptern unmöglich, eine despotische Gewalt über sie zu erlangen. In den Volksversammlungen, wo man Gesetze gab, Einrichtungen traf, Krieg und Frieden beschloß, und Streitigkeiten entschied, thaten die Oberhäupter den Vortrag; der Schluß hing aber von dem Willen des Volkes ab. In der engsten Verbindung mit der Regierungsform stand die Religionsverfassung und das Priesterwesen. Alles, was auf den Gottesdienst Beziehung hatte, stand unter der Aufsicht der Priester, welche Druiden hießen. Unter dem ehrwürdigen Namen, als Diener der Götter, verschafften sie sich Ein-

gang und eine eigene Gewalt über die schwachen Gemüther, und einen wichtigen Einfluß in die Geschäfte der Nation. Niemand wagte es, ihrem Ansehen sich zu widersetzen. Wie Mönche lebten sie in Einöden oder in heiligen Hainen beisammen, und außer der Bedienung des Altares hatten sie auch die Aufsicht über die Erziehung der Jugend. Als die einzigen Gelehrten der Nation, erhaben über alle Laien durch ihre vermeinte Heiligkeit, Verächter alles dessen, wornach Andere mit Leidenschaft streben, waren sie der Gegenstand einer beinahe göttlichen Verehrung. Kein Gesetz wurde ohne ihr Gutheißen gegeben, kein Verbrecher mit dem Tode bestraft, dem nicht ihr Ausspruch dazu verdammt hatte; keine Beute des Krieges getraute man sich zuzueignen, bis nicht die Druiden ihren Antheil bekommen hatten. Wer es wagte, ihnen zu widerstreben, wurde in den Bann gethan, die Gesetze versagten ihm den Schutz, man floh seinen Umgang, und selbst der Tod wurde für einen solchen Elenden eine erwünschte Zuflucht, um seiner Schande zu entgehen.

Die Britten waren schon lange in diesem rohen, aber unabhängigen Zustande gewesen, als den berühmten römischen Staatsmann und Feldherrn Julius Cäsar, fünf und fünfzig Jahre vor Christi Geburt, die Lust anwandelte, sich durch die Eroberung dieses entfernten, noch ungekannten Landes, einen unsterblichen Ruhm zu erwerben. Ganz Gallien hatte er der römischen Herrschaft unterworfen, und niemand wagte es, sich ihm zu widersetzen. Unter dem Vorwande, daß die Britten seinen Feinden Beistand geleistet hätten, beschloß er sie zu züchtigen. Nachdem er eine ansehnliche Anzahl Schiffe ausgerüstet und mit Truppen versehen hatte, segelte er von Gallien aus um Mitternacht ab, und als der folgende Mor-

gen

gen anbrach, lag seine Flotte schon an der Küste bei Dover.

Den Britten war Cäsars Absicht nicht verborgen geblieben. In großen Haufen standen sie, als die feindlichen Schiffe sich näherten, bewaffnet auf den Hügeln der Küste, entschlossen, den Feind ihrer Freiheit zurück zu treiben. Aber mehr die rauhen Felsenklippen, die an diesem Orte sich befanden, als die Macht der Britten hinderte ihn, in dieser Gegend zu landen. Er zog sich daher etwas weiter hin, und ungefähr acht englische Meilen von Dover, bei dem heutigen Deal, entdeckte er ein unmerklich abhängendes Ufer, welches zum Landen bequem schien. Auch hier standen die Britten zum Empfange des gefährlichen Fremdlings bereit. Unter einem fürchterlichen Geschrei schickten sie ihre Wurfspieße auf den herannahenden Feind ab. Zum Unglücke konnten die großen Schiffe der Römer nicht vollkommen bis zum Ufer gelangen. Die Nothwendigkeit foderte, auszusteigen und nahe am Ufer, im Wasser stehend, mit den Britten zu streiten. Dieser Umstand benahm den Römern den Muth. Es war unbequem und äußerst unsicher, sich auf solche Art mit einem Volke einzulassen, welches mit festerem Tritt auf der Erde, begeistert für seine Freiheit focht. Lange zauderten die römischen Soldaten furchtsam in ihren Schiffen; endlich zeigte ein einziger von ihren Adlerträgern den Muth, den die Menge nicht hatte, indem er entschlossen vom Schiffe in das Wasser sprang. Jetzt fuhr beim Anblick ihres Adlers, der von der Ferne sie nach sich rief, eine heroische Begeisterung, wie ein Blitz, durch ihre Seele, und in der stolzen Erinnerung, daß sie Römer seyen, deren Muth durch keine Furcht besiegt werden könne, sprangen ihm alle nach. Da entstand endlich ein grausames Gefecht, welches

lange zweifelhaft blieb. Endlich siegte doch die römische Geschicklichkeit in der Kriegskunst, über die unerfahrne Tapferkeit der halbnackten, schlecht bewaffneten Britten. Sie baten um Frieden und erhielten ihn gegen Auswechslung einiger Geißeln.

Die Freiheitsliebe der Britten erwachte, sobald der Sieger sich entfernt hatte, und als bald nachher ein Sturm den größten Theil seiner Flotte zerstörte, beschlossen sie, den Unfall zu nutzen, und griffen ihn mit einem zahlreichen Heere an. Aber was konnte ein rohes ungeübtes Volk gegen Truppen ausrichten, die von den größten Feldherren erzogen, und durch Eroberung der halben Welt abgehärtet waren? Gänzlich geschlagen baten die Britten noch einmal um Frieden, erhielten ihn noch einmal und Cäsar kehrte nach dem festen Lande zurück. Kaum jedoch hatte er den Rücken gewandt, als dieß freiheitsliebende Volk wieder aufstand, und das römische Joch abzuschütteln suchte. Cäsar eilte zurück, schlug sie, wie er pflegte, und jagte ihrem Feldherrn Cassibellan ein solches Schrecken ein, daß er sich in den Ebenen nicht länger zu behaupten getraute, sondern in die Wälder flüchtete, und hier den Krieg möglichst in die Länge zu ziehen suchte. Aber auch hieher verfolgte ihn Cäsar, ging mit seinem Heere über die Themse, und trieb ihn so in die Enge, daß er sich des Siegers Bedingungen unterwerfen mußte, der ihm einen jährlichen Tribut auflegte, und für die Bezahlung desselben Geißeln annahm.

2.

## Blühender Zustand Britanniens unter römischer Oberherrschaft. Verheerende Einfälle der Caledonier.

In Rom triumphirte man zu frühe über die Unter-

Unterjochung des entfernten Britannien. Die Einwohner bezahlten nur wenige Jahre den ihnen auferlegten Tribut, wollten nichts von römischer Herrschaft wissen, und behielten ihre Sitten, ihre Religion, ihre eigenen Gesetze und Verfassung. Die bürgerlichen Kriege, welche bald nach Cäsars Abzuge im römischen Reiche ausbrachen, und die zur Einführung der monarchischen Regierung in Rom den Weg bahnten, befreiten die Britten von einem neuen Besuche ihrer Feinde. Der Kaiser Augustus, Cäsars Nachfolger, zufrieden mit dem Siege, den er über die Freiheit seines Vaterlandes erlangt hatte, bemühte sich nicht, Ruhm durch auswärtige Kriege zu erlangen. Die Furcht, daß eben die ungeheure Größe des römischen Reichs, welche die Republik gestürzt hatte, auch das Kaiserthum zu Grunde richten könnte, bewog ihn, seinen Nachfolgern den Rath zu geben, daß sie nicht suchen sollten, die Grenzen des Reichs zu erweitern. Dieser weise Rath wurde zwar wenig beachtet, allein mehrere Versuche, Britannien zu erobern, mißlangen gänzlich, und erst neunzig Jahre nach Cäsars erstem Besuche machten die Römer die ersten dauerhaften Eroberungen in Britannien. Eine römische Armee von ungefähr fünfzig tausend Mann bemächtigte sich innerhalb sieben und zwanzig Jahren des ganzen Südbritanniens, und drei römische Legionen bewahrten die gemachten Eroberungen.

Gegen drei hundert Jahre dauerte nunmehr die römische Herrschaft über Britannien, denn nachdem die Einwohner einmal völlig bezwungen waren, beunruhigten sie die Sieger nicht weiter. Die Caledonier allein, oder die Bewohner des nördlichen Schottlands, welches nur durch seine unfruchtbaren Berge, und durch die Verachtung, welche die Römer gegen dieses Land hatten, vertheidiget wurde, verheerten

 manch-

manchmal den angebauten Theil der Insel durch ihre kriegerischen Einfälle. Um sich dagegen zu sichern, errichteten die Römer eine starke Grenzmauer, und versahen sie mit festen Wachtthürmen.

Ob nun gleich Britannien seine Freiheit größtentheils verloren hatte, so zog es doch auf einer andern Seite aus seiner Unterwürfigkeit die wichtigsten Vortheile. Der lange Umgang mit den Römern fing an, die Britten ihrer Rohheit zu entreißen, und sie zu gesitteten Menschen zu bilden. Die römische Staatsklugheit foderte, die Kultur des Landes zu einer neuen Finanzquelle zu machen. Einöden, die ehemals unfreundliche Dornhecken und Moräste unzugänglich gemacht hatten, verwandelte jetzt die zum Fleiß allmählich gewöhnte Hand der Ueberwundenen in segensreiche Felder und lachende Fluren. Blühende Gärten boten den Einwohnern wohlthätige Gewächse und Früchte des Auslandes dar, wo ehemals unfruchtbares Moos oder traurige Disteln gewachsen waren. Ungeheure Wälder hieben die Britten um, meilenlange Moräste trockneten sie aus. Hohe und steile Gebirge wurden zugänglich gemacht, Straßen erbaut, Städte angelegt. Mit den dichten Wäldern verlor sich die große Kälte, und die Renn- und Elendthiere flohen in rauhere Gegenden. Die Manufakturen, welche angelegt wurden, erweckten den Kunstfleiß, und brachten den Handel empor. Für die eisernen Ringe, welche einst die Belgen anstatt des Geldes eingeführt hatten, kamen ordentliche Münzen in Umlauf. Was immer Liebe zur Bequemlichkeit oder zur Pracht fodern kann, versetzten die Römer auf diese Insel. Dadurch wurden die Britten mit den Gemächlichkeiten des Lebens bekannt. Die Wirthlichkeit, diese bisher noch nie gekannte häusliche Tugend, fing jetzt an, für sie einen Reitz zu bekommen, und mit

ihr

ihr fanden sich Haud in Hand auch ihre andern Schwestern ein. Der Hang zum wilden Herumschwärmen erlosch, das Rauhe im Charakter des Britten stimmte sich in ein sanfteres Wesen herab; er wurde nach und nach ein geselliger Mensch, ein fleißiger Hausvater, ein friedlicher Bürger des Staats. Was die römischen Gesetze, die man den Einwohnern aufdrang, an Ausbildung zu wünschen übrig ließen, ersetzten das Beispiel der Römer, der natürliche Hang zur Nachahmung und die Gewohnheit. Die Wissenschaften fanden zwar in Britannien zur Zeit noch sehr wenig Eingang. Die Sprache war noch zu arm und rauh, der Geist der Einwohner noch zu wenig empfänglich. Nur die Barden, unter denen Ossian im vierten Jahrhundert hervorragte, schilderten in treffenden Bildern die einfache rohe Natur, die rauhen Sitten ihrer Zeitgenossen, und besangen mit erhabenen Empfindungen den Ruhm ihrer Helden. Doch führten die Römer die Schreibekunst in diesem Lande ein; die erste Stuffe zur Ausbildung des Verstandes. Die christliche Religion endlich, welche in Britannien schon um den Anfang des zweiten Jahrhunderts gleichfalls durch die Römer bekannt wurde, hatte ohnehin den vornehmsten Zweck, den rohen heidnischen Aberglauben, den Hang zu allen Arten von Gewaltthätigkeit zu unterdrücken, und die Sitten der Menschen zu bessern.

So machten die Britten glückliche Fortschritte auf dem Wege der Cultur, als im Anfange des fünften christlichen Jahrhunderts sich unerwartet die Scene änderte. Ganze Völkerströme ergossen sich, von verschiedenen Seiten her, in die Provinzen des römischen Reichs, und erschütterten es in seinen Grundvesten. Ein so übermäßig großer Staat konnte, bei seiner innern Zerrüttung und dem Uebermuthe seiner zuchtlosen Trup-

pen

pen, von außen hereindringenden Völkern leicht an den Rand des Verderbens gebracht werden. Kaum konnten die Römer sich noch im Mittelpunkte ihrer Macht schützen; vielweniger an die Vertheidigung entfernter Provinzen denken. Um den Hauptsitz ihres Reiches zu retten, sahen sie sich genöthiget, eine Legion nach der andern aus den entlegenen Gegenden abzurufen. So zogen auch aus Britannien nach und nach mehrere Legionen ab, und überließen die Einwohner der Raubsucht ihrer feindlichen Nachbarn, der nördlichen Caledonier.

Der alte Freiheitsgeist der Britten war verschwunden. Die Blüthe der einheimischen Bevölkerung war unter den Fahnen von römischen Kaisern und Gegenkaisern aus dem Lande gezogen; die Nation war der Führung der Waffen und jeder selbstthätigen Kraftäußerung entwöhnt. Mit dem Gefühl ihrer Unfähigkeit, sich selbst zu beschützen, und zu muthlos, wenigstens die Probe zu machen, baten sie den Kaiser Honorius um Schutz gegen die barbarischen Caledonier, welche zum Theile noch Menschenfresser waren. In zerrissenen Kleidern, das Haupt mit Asche bestreut, erschienen ihre Abgeordneten in Rom vor dem gutmüthigen Kaiser, der aber wenig mehr vermochte, als mit ihnen zu weinen. Zu zweienmalen jedoch schickte er ihnen einige Cohorten, die in der That genügten, den Feind zurückzudrängen. Dann aber ward den Britten angedeutet, wie es dem erschöpften Reiche unmöglich sey, sich ferner auf so entlegene und kostspielige Truppenversendungen einzulassen; wie man sich daher genöthigt sehe, die Britten auf ihre eigene Einsicht und Tapferkeit zu verweisen, durch deren gehörige Anwendung es ihnen nicht schwer werden dürfte, einem fast nackten, zucht- und waffenlosen Feinde zu widerstehen. Als letztes Merk-

mal

mal seiner väterlichen Fürsorge ließ Honorius die Mauer wieder aufrichten, welche gegen die Einfälle der Caledonier aufgeführt worden war. Diejenigen Gegenden des Strandes, welche den Landungen der Barbaren am meisten bloß gestellt waren, versuchte er durch feste Thürme zu schützen, theilte Waffen unter die Einwohner aus, und ließ sie durch einige Veteranen in deren Gebrauch üben.

Alle diese wohlgemeinten Vorkehrungen waren vergeblich, weil es an dem beseelenden Muthe fehlte, durch welchen ihnen allein der gebührende Nachdruck gegeben werden konnte. Die Caledonier spotteten nur der ohnmächtigen Brustwehr. Mit langen eisernen Hacken zerrten sie die zitternden Vertheidiger von ihren Zinnen herunter. Schon der Anblick dieser nackten, mit Haaren bewachsenen Riesenleiber reichte hin, die verzagten Britten in die Flucht zu jagen, welche kaum in das Dickigt ihrer Wälder oder hinter die Mauern ihrer Städte vor den verfolgenden Ungeheuern sich zu retten vermochten.

Vierzig Jahre lang dauerten diese schröcklichen Kämpfe, die das Land mit Feuer und Schwerdt grausam verwüsteten. Eine Hungersnoth, mit ihrem ganzen furchtbaren Gefolge, vermehrte das allgemeine Elend. In der wilden Verheerung des Landes ging die römische Bildung verloren, und das Volk sank in seine vormalige Rohheit zurück. Viele Britten flüchteten nach Gallien, und ließen sich in der Provinz nieder, die von ihnen den Namen Bretagne erhalten hat. Ein anderer Theil borgte von der Verzweiflung Muth, that aus seinen Wäldern und Hölen auf die sichern, herumschweifenden Feinde einen Ausfall, hieb eine große Menge derselben nieder, und zwang die übrigen, sich in ihr eigenes Land zurück zu ziehen. Allein der Feind drohte, bei der nächsten Ge-

legen-

legenheit mit übertriebener Macht zurück zu kommen. Die Britten beschlossen daher, auf den Rath des Fürsten Vortiger, den sie zu ihrem gemeinschaftlichen Oberhaupte erwählt hatten, eine Gesandtschaft nach Deutschland zu schicken, und die kriegerische Jugend des Volkes der Sachsen zum Beistande gegen die nördlichen Feinde der Britten aufzubieten.

## 3.

### Die Sachsen in Britannien. Eroberungen und Barbareien derselben. Einführung des Christenthums.

Das Volk der Sachsen, das seit mehr als hundert Jahren sowohl durch glückliche Unternehmungen zu Lande, als durch seine kühnen Räubereien zur See, bekannt genug war, hatte sich damals von der Eyder bis an den Rhein und bis an die Gränze des ehemaligen thüringischen Reiches erweitert, und gehörte zu den Hauptvölkern Deutschlands. Desto größer war die Hoffnung, die sich die Britten von dem sächsischen Beistande machten. Freilich war es die äußerste Unbesonnenheit, erobernde Barbaren ins Land zu rufen, um sich vor andern Barbarn sicher zu stellen. Indessen nahmen die Sachsen, denen der Krieg ein ordentliches Erwerbsmittel, und Britanniens Fruchtbarkeit eben so gut, als die Schwäche der Einwohner bekannt war, den Antrag der Britten freudig an. Sie rüsteten drei große Schiffe aus, und kamen, ohngefähr fünfzehn hundert an der Zahl, unter Anführung der fürstlichen Brüder Hengist und Horsa, im Jahre vier hundert und fünfzig, glücklich nach Britannien. Sie wurden gastfreundlich aufgenommen, und gegen den Feind geführt, der in das Herz

Süd:

Südbritanniens eingedrungen war. Die Sachsen erhielten den Sieg und verfolgten die Feinde bis in ihr Land.

Die Britten, hocherfreut über diesen Sieg, suchten sich gegen ihre Beschützer auf alle Art dankbar zu beweisen. Anfangs hatten sie ihnen die kleine Insel Taneth, an der Küste von Kent, zum Wohnorte angewiesen. Bald glaubten sie ihre Dankbarkeit mit ihrem Vortheile zu verbinden, wenn sie denselben feste Wohnsitze in ihrer Nachbarschaft anwiesen. Die nächste Veranlassung zu dieser ansehnlichen Abtretung, welche als die Ursache aller nachmals über die Britten eingebrochenen Unfälle angesehen werden kann, hatte Fürst Vortiger gegeben, und ein Chronikschreiber berichtet darüber mit den Worten: „Hengist hatte in einem der Kähne auch seine Tochter Rovene, eine sehr schöne und anmuthige Jungfrau, mitgebracht. Als er nun dem Könige, seinen Kriegern und seinem Dollmetscher ein Gastmahl gab, mußte ihnen die Jungfrau den Wein und den Gerstentrank reichen. Während sie also tranken, fuhr der Satan in Vortigers Herz, daß es in die Jungfrau entbrannte; darum begehrte er sie durch seinen Dollmetscher von ihrem Vater, und ließ ihm sagen: Alles, was du von mir foderst, sollst du erhalten, wenn es gleich die Hälfte meines Reiches wäre! Hengist aber, nachdem er mit seinen Aeltesten Rath gehalten, foderte die Landschaft, die in ihrer (der Sachsen) Sprache Kanthzwaraland, in der unsrigen Kent heißt."

Es ist wahrscheinlich, daß die Sachsen gleich anfangs mit dem geheimen Vorsatze nach Britannien gekommen waren, sich dieses Landes selbst zu bemächtigen, und eben weil man keinen Verdacht erregen wollte, war Hengists Gefolge nur mäßig gewesen. Die Leichtigkeit, mit welcher sie die Caledonier überwan-

wanden, und die offenbare Trägheit der unkriegerischen Britten munterte sie noch mehr auf, in dem Lande zu bleiben, dessen Reichthum sie längst kannten. Sie schickten daher Botschaft an ihre Landsleute nach Sachsen, mit der Nachricht: wie das Land reich und fruchtbar, das Volk aber unkriegerisch und uneinig sey, die Eroberung des ganzen Landes ihnen daher nicht fehlen könne, wenn sie in genugsamer Anzahl dieselbe versuchten.

Die Einladung wurde mit Freuden angenommen. In kurzer Zeit landeten siebenzehn Schiffe mit fünf tausend Mann, die mit denen, welche schon auf der Insel waren, vereint, eine ansehnliche Armee ausmachten. Die Britten, die freilich nun über die starke Vermehrung ihrer Hülfe unruhig wurden, suchten Zuflucht und Sicherheit in einer leidenden Unterwürfigkeit: aber selbst dieß unmännliche Hülfsmittel war bald fruchtlos. Die Sachsen beschwerten sich, daß zu geringe Subsidien bezahlt würden, und verlangten einen ansehnlichen Zuschuß an Korn und andern Lebensmitteln. Da ihre Foderungen zu unmäßig waren, als daß sie hätten erfüllt werden können, so schlossen die Sachsen ein Bündniß mit den Caledoniern und schritten zu offenbaren Feindseligkeiten gegen die Britten, zu deren Schutze sie gekommen waren. Diese, durch die Treulosigkeit ihrer vermeinten Helfer zur Verzweiflung gebracht, griffen zu den Waffen und zeigten größern Muth, als ihre vorige Wehrlosigkeit hatte erwarten lassen. Sie setzten den Vortiger, der ihnen durch seine Laster nicht nur, sondern auch durch den unglücklichen Erfolg seines Rathes verhaßt geworden war, ab, und stellten dessen Sohn Vortimer an ihre Spitze. Verschiedene Schlachten zwischen den Sachsen und Britten wurden geschlagen, in denen bald diese bald jene, jedoch am öften-

sten

sten die erstern, siegten. Als in einer dieser Schlachten der sächsische Feldherr Horsa erschlagen wurde, fiel die Anführung dem Hengist allein zu. Dieser muthige Kriegsfürst, unaufhörlich durch frische Ankömmlinge aus Deutschland verstärkt, verwüstete selbst die allerentferntesten Besitzungen der Britten, und um das Schrecken seiner Waffen desto größer zu machen, verschonte er weder Alter, noch Geschlecht, noch Stand. Von den Unglücklichen, die der allgemeinen Niederlage entkamen, flüchteten sich Einige hinter unzugängliche Felsen und Gebirge; Viele kamen vor Hunger um; Andere krochen wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und erhielten ihr Leben auf Kosten ihrer Freiheit, die übrigen aber schifften über das Meer, und suchten bei ihren Landsleuten in Gallien Schutz. Die, welche zu Hause blieben, erfuhren das Elend in allen seinen Gestalten, denn sie wurden eben sowohl der geistlichen als zeitlichen Güter beraubt.

In diesem Vertilgungskampfe, der ganze Städte und Provinzen verödete, glänzte der Name Arthur's hervor, des Königs der Siluren in Cornwallis, des Stifters von der Tafelrunde, dessen Thaten in spätern Zeiten die Grundlage wunderbarer Sagen und Abentheuer wurden. Die Britten hatten ihn um das Jahr 508 zu ihrem Oberanführer gemacht, und als solcher leistete er den Sachsen den hartnäckigsten Widerstand. Durch Hülfsvölker aus Bretagne verstärkt, eroberte er Lincoln, und besiegte in einer zweitägigen Schlacht einen sächsischen Heerhaufen, der in den westlichen Theil der Insel eingefallen war. Hierauf zog er nach Norden, schlug die Caledonier; gab Schottland einen König, und stellte in York das von den heidnischen Sachsen verdrängte Christenthum wieder her. Nach vielen abentheuerlichen Heerzügen, unter wel-

welchen die Heldenlieder der welschen Barden die Eroberung von Irland, der Orkaden, Island und Gothland nennen, regierte er zwölf Jahre im Frieden, und selbst nach seinem Tode wagten es die Sachsen eine geraume Zeit nicht, die Britten anzugreifen. Allein das Glück, welches Hengist und seine Nachfolger gehabt hatten, setzte doch immer neue deutsche Stämme in Bewegung. Sie kamen zwar zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Heerführern an, aber da sie alle einerlei Sprache redeten, einerlei Regierungsform hatten, und sich alle den allgemeinen Namen der Sachsen gaben, so fand unter ihnen eine natürliche Verbindung gegen die alten Bewohner der Insel statt. Diese unterlagen in jedem Kampfe, und mußten aus einer Gegend in die andere flüchten. Zuletzt blieb nur noch ein mäßiger Strich Landes, die gebirgige Gegend von Wallis und Cornwallis, nebst Devon und Sommerset, unbezwungen. In dieses rauhe Land flüchtete sich der Rest der unglücklichen Britten, welche dem Mordschwerdt, oder der feindlichen Gefangenschaft entgangen waren, und sie behielten dort ihre Sprache, ihre Verfassung und Sitten. Andere hatten ihre Rettung in entferntern Oertern gesucht. Diejenigen, welche das Unglück in die Hände der Sieger lieferte, machte die barbarische Härte derselben unbarmherzig zu Sklaven. Eben das Feld, das einst ihr Eigenthum war, mußten sie nun für anmaßende Fremdlinge bauen.

Die Kriegsmanier der Sachsen in Angellande (diesen Namen erhielt Brittannien nach und nach von einem der deutschen Stämme, der sich bei der Eroberung vorzüglich thätig erwiesen hatte) glich jenen der Vandalen und Hunnen, oder war noch zerstörender. Die Britten hatten unter der römischen Herrschaft in den Künsten und in der Liebe zum ge-

sell-

sellschaftlichen Leben so zugenommen, daß sie außer einer großen Anzahl Dörfer und Landsitze, zwei und neunzig Städte zählten. Allein unter den stolzen Eroberern, denen sie jetzt unterworfen waren, sank alles in seine vorige Barbarei zurück. Städte und Dörfer, Palläste und Kirchen stürzten in Trümmer über den gemordeten Eingebornen zusammen. In dem Zeitraume eines Jahrhunderts, nach der allgemeinen Unterjochung der unglücklichen Einwohner, findet sich keine Spur mehr von dem vormaligen blühenden Zustande des Landes. Sprache, Gesittung, Gebräuche, politische Verfassung, alles ist nun sächsisch. Die Betreibung des Ackerbaues hinderte die Trägheit der Sachsen, die von der Viehzucht, der Jagd und dem Fischfange gemächlicher lebten, eben so sehr, als ihre beständigen Kriege mit den Einwohnern. Der Handel ruhte unter einem Volke, dessen rauhe Lebensart keine Lüsternheit nach fremden Produkten erzeugte, und welches überdieß von Nationalhaß gegen alles Fremde erfüllt war. Nicht einmal Münzen waren bei ihnen im Umlaufe; sie tauschten ihre Bedürfnisse für Kühe, Schaafe und Ziegen ein. Einen Begriff von ihren Sitten mag man sich daraus machen, daß sie noch im neunten Jahrhundert die Dänen, welche auf die Insel kamen, verachteten, weil diese alle Tage ihre Leiber durch ein Bad reinigten, sich täglich die Haare kämmten, und ihre Kleider wechselten. Ihre Gesetze waren nur gegen Mord, Verstümmelungen, Raub und Unzucht gerichtet, ein Beweis, daß auch ihre Sitten noch roh waren, und Gewaltthätigkeit den Hauptzug ihres Charackters ausmachte.

Nicht nur das unterjochte Britannien, sondern auch die abgelegenen Provinzen, wohin sich die Britten geflüchtet hatten, und wo sie ihre Freiheit behaupteten, sank allmählich in Wildheit zurück. Zum zwei-

ten:

tenmal, wie vor der römischen Eroberung, wurde die Insel ein dunkles Fabelland. Die prächtigsten Denkmäler römischer Kunst zerstörte der wilde Ungestüm der barbarischen Krieger. Die Altäre der christlichen Britten stürzten unter ihrer verwüstenden Hand zusammen, und rauchten vom Blute der erschlagenen Priester. Die Laien, welche sich zum Christenthume standhaft bekannten; metzelte ihr fanatischer Eifer aufs grausamste nieder. An die Stelle des Christenthums setzten sie ein Hirngespinst von guten Göttern uud bösen Geistern. Ihre Priester, welche zugleich ihre Aerzte waren, magische Künste trieben und Geister beschwuren, opferten denselben in heiligen Eichenwäldern, und auf Altären von Stein, Thiere und sogar Menschen. Ihr Aberglaube war von der gröbsten und barbarischsten Art; er gründete sich blos auf gewisse mündliche Ueberlieferungen, welche sie von ihren Vorfahren erhalten hatten. Wodan, den sie für den Stammvater aller ihrer Fürsten hielten, wurde für den Gott des Krieges angesehen, und war folglich ihre oberste Gottheit, und der vornehmste Gegenstand ihrer Verehrung. Sie glaubten, wenn sie sich durch Tapferkeit die Gunst dieser Gottheit erwürben, so würden sie nach ihrem Tode in seine Wohnungen kommen, daselbst auf Ruhebetten liegen, und sich aus den Hirnschaalen ihrer Feinde, welche sie im Treffen erlegt hatten, mit Bier sättigen. In diesen Vorstellungen vom Paradiese, welche ihre Rachgierde und Unmäßigkeit, die Hauptneigungen der Barbaren, befriedigten, verachteten sie die Gefahren des Krieges, und vermehrten ihre angeborne Grausamkeit gegen die Ueberwundenen, durch die Vorurtheile ihrer Religion.

Es verflossen mehr als hundert Jahre, ehe das Christenthum in dem eroberten England wieder Eingang fand, und als ein Beförderungsmittel der Civili-

vilisation wirksam wurde. Die nächste Veranlassung dazu kam über das Meer her.

Ethelbert, König von Kent, heirathete im Jahr 570 die fränkische Prinzessin Bertha. Da sie im christlichen Glauben erzogen worden war, so willigte sie in diese Ehe nur unter der Bedingung einer freien Religionsübung, was ihr gerne zugestanden wurde. Sie brachte einen französischen Bischof mit nach England, war eifrig für die Ausbreitung ihrer Religion besorgt, bezeugte sich fleißig in ihren Andachtsübungen, beförderte das Ansehen ihres Glaubens durch einen untadelhaften Wandel und wandte alles an, durch Gefälligkeit und Liebreitz ihren Gemahl zur Annahme ihrer Grundsätze zu bewegen. Die Liebe des Hofes gegen sie, und das Ansehen, welches sie bei ihrem Gemahl zu behaupten wußte, eröffneten zur Einführung des Christenthums so günstige Aussichten, daß Gregor der Große, der damalige römische Pabst, sich mit der Hoffnung schmeichelte, durch die Bekehrung der brittischen Sachsen ein Vorhaben auszuführen, wozu er sich schon vor seiner Besteigung des heiligen Stuhls entschlossen hatte.

Als dieser Prälat noch im Privatstande lebte, bemerkte er einst auf dem Marktplatze zu Rom einige sächsische Jünglinge, die zum Verkauf ausgestellt waren. Römische Kaufleute hatten dieselben, auf einer Reise nach Britannien, von ihren Eltern erhandelt. Die Schönheit und blühende Jugend der Jünglinge fielen Gregorn auf; er erkundigte sich nach ihrem Vaterlande und ihren Umständen, und fand in den Erläuterungen, die ihm gegeben wurden, schon eine etymologische Auffoderung, dem Unglauben nach Kräften zu steuren. Als ihm auf die Frage: aus welchem Lande sie abstammten? geantwortet wurde, daß sie Angeln wären, rief er: „Ewig Schade, daß solche

Engel

Engel unter der Herrschaft der Finsterniß leben sollen!" Als er weiter nach dem Namen ihrer Provinz fragte, hörte er, daß sie Deiri (ein Stück von Northumberland) hieße. „Deiiri, rief er, das ist gut, sie sind vom Zorne Gottes (de ira) zu seiner Gnade berufen. Aber wie heißt der König dieser Provinz?" — Man sagte ihm: Ella oder Alla. —„Alleluja, rief er, wir müssen machen, daß das Lob Gottes in ihrem Lande gesungen werde!"

Diese Anspielungen hielt Gregor für eine so gute Vorbedeutung, daß er beschloß, selbst eine Mission nach Britannien zu unternehmen. Er hatte die Erlaubniß zu dieser Reise vom Pabste erhalten, und machte alle Anstalten zu einer so gefährlichen Wanderung. Aber die Liebe der Römer gegen ihn war so groß, daß sie dringend baten, sich nicht einer so großen Gefahr auszusetzen. Ihren Bitten sich fügend, entsagte er der Reise und blieb in Rom. Kaum aber war er zur päbstlichen Würde gelangt, so beschloß er, den Benedictinerabt Augustin, mit noch vierzig Gehülfen, nach England zu senden, um daselbst das Evangelium zu predigen.

Augustin fand große Bedenklichkeiten, das Christenthum bei einem rohen Volke zu verkündigen, dessen Sprache ihm völlig unbekannt war. Selbst da er die Reise schon angetreten hatte, wollte er mit seinen Gefährten wieder umkehren. Allein Gregor bewog ihn, standhaft zu bleiben, gab ihm Empfehlungen an fränkische Könige, und verschaffte ihm deutsche Dollmetscher und andere Bedürfnisse, so daß Augustin wohlgerüstet im Jahr 596 an der englischen Küste landete. Er begab sich, als Gesandter des Pabstes, nach Canterbury, der Residenz des Königs Ethelbert von Kent, wo er mit großem Gepränge seinen Einzug hielt. Ein silbernes Kreutz, eine Fahne mit

dem

dem Bildniß Christi wurde vorher getragen, mit Hymnen und Gesang folgten die Abgeordneten Gottes. Die erste Audienz wurde den Ankömmlingen unter freiem Himmel gegeben, weil der König sich nur in freier Luft gegen solche Zauberer sicher achtete. Das Bekehrungsgeschäfte ließ man sie frei verrichten, allein es ging sehr langsam von statten. Man mußte erst die Zuneigung des Volkes gewinnen, und die Wißbegierde durch Dinge erregen, welche Augen und Neugierde reitzten, und zugleich dazu dienten, die neuen Apostel ehrwürdig zu machen. Allerlei prunkende Aufzüge, Wunderkuren, Mirakel und dergleichen bahnten dem Christenthume den Weg. Zwei Jahre verflossen, ehe es in Kent ganz durchdrang. Der König selbst, vornemlich auf Betrieb seiner Gemahlin, ließ sich taufen, und seinem Beispiele folgten dreißig tausend von seinen Unterthanen; auf einem Weihnachtstag empfingen zehen tausend auf einmal die Taufe. Augustin wurde erster Erzbischof der neubekehrten Sachsen, und durch seine und seiner Gefährten Bemühungen verbreitete sich das Christenthum allmählig durch ganz England. Sehr erleichtert wurde dessen Einführung dadurch, daß Gregor, und auf seine Anweisung Augustin, es nicht in allen Stücken sogleich genau nahmen. Sie machten es, wie in neuern Zeiten die Jesuiten in China. Auf die erste fröhliche Nachricht von dem guten Fortgange des Bekehrungsgeschäftes sandte Gregor mehrere Arbeiter, Reliquien zu den Altären, Kirchengeräthschaften und kirchliche Bücher nach England. Er hatte die Freude, sein Werk immer mehr zunehmen zu sehen. Mehrere Große wurden dadurch bewogen, den neuen Glauben anzunehmen, weil dieß die Bedingung war, die Hand einer Prinzessin zu erhalten, die sich zum Christenthum bekannte. Andere ließen sich, wie die

Menschen gewöhnlich, durch Beispiel und Ansehen beherrschen, und bequemten sich zu der Taufe, weil es ihre Nachbarn auch thaten.

## 4.

### Egbert, der erste König von England. Culturzustand während seiner Regierung.

Die Sachsen hatten, während ihren Kriegen mit den Britten, sieben Königreiche errichtet, deren Beherrscher von einander völlig unabhängig waren. Ihre Namen waren Kent, Sussex oder Südsachsen, Wessex oder Westsachsen, Essex, Northumberland, Ostangeln und Mercia. Beständige Kriege theils mit den Schottländern, theils mit den alten Britten, vorzüglich aber unter sich selbst, machen durch mehr als zweihundert Jahre die Geschichte dieser Staaten aus. Unter so vielen Fürsten von verschiedener Denkungsart, verschiedenem Interesse und ungleicher Macht mußten Eifersucht, Länderbegierde, wahre oder eingebildete Beleidigungen, Laune und andere Umstände nothwendig einen beständigen Stoff zu Mißhelligkeiten und Kriegen geben. Dieß währte so lange, bis endlich Egbert, König von Wessex, alle seine Nebenbuhler verdrängte, und sich zum alleinigen Beherrscher von England erhob.

Egbert war ein Fürst von großen Talenten und ausgebreiteter Erfahrung. Um den Verfolgungen eines seiner Verwandten zu entgehen, war er schon in seinem jugendlichen Alter an den glänzenden Hof des fränkischen Kaisers Karls des Großen entflohen. Hier, an diesem Sammelplatze aller europäischen Pracht und Staatskunst, bildete er seine trefflichen Anlagen aus.

Ein-

Eingeweiht in den Künsten der Politik, von Natur ruhmsüchtig, unternehmend, kühn, und von seinen Zeitgenossen in ganz England bewundert, glaubte er einen geltenderen Anspruch auf die allgemeine Herrschaft über alle sieben Königreiche zu haben, als die gegenwärtig regierenden Könige. Nachdem er bei der Armee Karls des Großen, der ihn sehr hochschätzte, eine der vornehmsten Befehlshaberstellen bekleidet, und gegen die Feinde des Kaiserthums mit vielem Glücke gefochten hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, und nahm im Jahr 800 den ihm gebührenden Thron von Wessex in Besitz.

In ganz England war damals der alte königliche Stamm bis auf Egbert erloschen. Er war der einzige übrig gebliebene Abkömmling von Hengist und Horsa, welche die Sachsen zuerst auf diese Insel geführt hatten, und denen die Abkunft von Wodan, der vornehmsten sächsischen Gottheit, beigelegt wurde. Ursache genug für seinen Ehrgeiz, die übrigen Könige als ungerechte Anmasser zu betrachten, und ihnen ihre Thronen streitig zu machen. Er hatte aber mannigfaltige Kriege zu führen, ehe er die Alleinherrschaft erlangte. Die noch freien Britten in Cornwallis, seine Nachbarn, fühlten zuerst seinen schweren Arm. Mit leichter Mühe wurde Kent und Essex erobert, und der Widerstand der übrigen vermochte den siegreichen Lauf seiner Waffen so wenig zu hemmen, daß im Jahr 827 alle sieben Königreiche seine Hoheit anerkannten und ihm huldigten. Seitdem schrieb er sich einen König von England, und seine Länder waren fast von demselben Umfange, als diejenigen, welche jetzt eigentlich England genannt werden. Um jedoch das Volk, welches gemeiniglich das noch ungewohnte Joch fremder Herrschaft mit Ungeduld trägt, zu beruhigen, ließ er einigen der bezwun-

 genen

genen Regenten, die aber als Vasallen unter ihm standen. Um sich endlich den neuen Besitzthum vollkommen zu sichern, berief er eine Versammlung der Geistlichkeit und der Großen nach Wincheſter, und ließ sich dort feierlich zum Könige von England krönen.

Jetzt schien endlich die Zeit gekommen zu seyn, in welcher das Reich die Segnungen des Friedens genießen könnte. Die Britten waren gedemüthiget, die Caledonier hatten sich durch ihre unaufhörlichen Kriege untereinander aufgerieben, und durch die Vereinigung aller sieben Königreiche unter einen einzigen Herrn war aller Stoff zu innerlichen Zwistigkeiten und Unruhen entfernt worden. König Egbert besaß auch Fähigkeiten genug, um die Nation durch Vertilgung der noch sichtbaren Ueberbleibsel der Barbarei in die ehrenvolle Klasse gesitteter und glücklicher Völker hinaufzuheben. Bereits waren, zur Vergrößerung des Wohlstandes der Engländer, einige nicht unbedeutende Schritte geschehen. Mönche, denen man verschiedene Bezirke zu ihrem Unterhalte angewiesen, hatten theils mit eigener fleißiger Hand, theils durch ihre Leute, Sümpfe und Moräste ausgetrocknet, Wälder umgehauen oder dünner gemacht, und dürre Heiden in fruchtbares Ackerland umgeschaffen. Bischöfe und Aebte hatten dafür gesorgt, daß die alten Straßen unterhalten, neue angelegt, schon bestehende Dämme und Brücken von Zeit zu Zeit ausgebessert und neue erbaut wurden. Auch dieses hatte England der Einführung des Christenthums zu danken, daß die Geistlichkeit verschiedene Künste, welche zur Pracht und Bequemlichkeit gehörten, die Baukunst, Malerei, Bildhauerei, die Kunst Metalle zu bearbeiten, freilich nur in der Absicht ihre Kirchen dadurch zu verschönern, daselbst bekannt machte. In Ansehung der Gesetzgebung zeigten sich gleichfalls schon bessere Aussich-

sichten. Zwar war die Freiheit, ein Verbrechen zu begehen, gewissermaßen noch käuflich. Man konnte gegen ein sogenanntes Wehrgeld von sechs Schillingen seinem Nachbar einen Vorderzahn ausschlagen, und für dreißig Schillinge das Ohr abschneiden. In besonderem Ansehen standen die sogenannten Urtheile Gottes, eine Art gerichtlicher Procedur, der man die übernatürliche Kraft zutraute, daß durch sie die Wahrheit ans Licht gebracht werde. Wer, eines Verbrechens beschuldigt, vor Gericht ein Stück glühendes Eisen in der Hand trug, oder über eine glühende Pflugscharre ging, oder seinen Arm in einen Kessel voll siedenden Wassers steckte, und nach dreien Tagen seinen Fuß oder seine Hand, oder seinen Arm unbeschädigt vorzeigen konnte, ward als unschuldig von der Anklage losgesprochen. Man wurde als schuldig verurtheilt, wenn man, in einen Teich geworfen, nicht sogleich untersank. Man hielt es für das Zeichen eines bösen Gewissens, wenn der Beklagte ein Stück geweihten Käses und Brodes im Angesichte des Gerichtes mit Zittern aß, oder wenn es ihm in dem Schlunde stecken blieb. Traurige Beweise der noch herrschenden Barbarei, der Egbert entgegen arbeitete.

Da die Sachsen die christliche Religion durch den verunreinigten Kanal der römischen Kirche erhalten hatten, so war, ohnerachtet ihnen dadurch die Gemeinschaft mit den policirtesten Staaten Europens geöffnet wurde, doch bis dahin der Einfluß davon weder in der Veredlung ihres Herzens noch in sanftern Sitten sichtbar geworden. Ueberall herrschte die gröbste Unwissenheit und der dümmste Aberglaube. Die Anbetnng der Heiligen und Reliquien scheint die Verehrung des höchsten Wesens vertreten zu haben. Mit Schenkungen an die Kirche wurden die schänd-

lich-

lichsten Vergehungen gegen die bürgerlichen Gesetze ausgesöhnt und Mönchsgebräuche wurden höher geschätzt, als moralische Güte. Sogar die kriegerischen Tugenden, die den Sachsen zur Gewohnheit geworden waren, fingen an, in Vergessenheit zu gerathen. Der Adel selbst ließ sich's einfallen, die Unthätigkeit und Sicherheit der Klöster den Mühseligkeiten und Unruhen des Krieges vorzuziehen; und der Krone, die über die ewigen Wohlthaten an die Kirche verarmt war, fehlte es an Belohnungen, womit sie den Muth hätte anspornen können. Diese verderbte Art von Christenthum führte noch ein anderes Gefolge von Ungemächlichkeiten mit sich, die aus der abergläubischen Anhänglichkeit an den römischen Stuhl entstanden. Die Britten hatten alle kirchlichen Angelegenheiten auf ihren eigenen Synoden und Concilien entschieden, ohne irgend eine Unterwürfigkeit unter den römischen Bischof anzuerkennen. Die Sachsen aber, die ihre Religion von italienischen Mönchen bekommen hatten, waren gelehrt worden, Rom als die Residenz ihres Glaubens anzusehen. Die Wallfahrten nach dieser Hauptstadt wurden daher als die allerverdienstlichsten Werke der Andacht vorgestellt, und nicht nur Ritter und Damen von Stande unternahmen diese langwierige Reise, sondern selbst Könige legten ihre Krone nieder, flehten am Fuße von St. Peters Stuhle um sicheres Geleit in den Himmel, und vertauschten den Purpur mit der Kutte. *)

Konnte

---

*) Von den angelsächsischen Königen traten überhaupt zehen, und eilf Königinnen in den geistlichen Stand. König Offa von Mercia und Ostangel wallfahrtete im Jahr 793 nach Rom, und stiftete daselbst eine Schule zum Unterricht junger Sachsen, zu deren Unterhalt jede Familie, die über dreißig Pfennige (sieben und einen halben Schilling nach jetzigem Gelde) Einkommen hatte,

Konnte Egbert diesen Gebrechen nicht begegnen, so suchte er wenigstens in andern Hinsichten seinem Staate eine verbesserte Einrichtung zu geben. Zur Herstellung einer bessern Gerechtigkeitspflege theilte er England in Shire oder Graffchaften ein, wovon jede ihren eigenen Gerichtshof unter dem Namen Shire-not hatte. Zweimal im Jahre versammelten sich daselbst die Thanen oder geringern Vasallen, die vornehmsten Geistlichen und die Freien unter dem Vorsitze des Grafen, und entschieden über Rechtshändel und Verbrechen. Das Bemühen der weltlichen Gesetzgebung, Sicherheit und Ordnung zu erhalten, unterstützte die Geistlichkeit durch ihre Kirchengesetze. Ein Mord mußte durch ein vierzigjähriges Fasten, und so jedes Verbrechen nach Verhältniß abgebüßt werden. Nur kranke, oder schwächliche Menschen konnten sich mit Geld davon loskaufen. Auch ward den Ehebrechern, Mördern und andern Verbrechern das Begräbniß in geweihter Erde versagt; lauter Anstalten zur Beförderung der Sittlichkeit!

Einen noch nähern Schritt zur höhern Bildung that unter Egberts Regierung der Erzbischof von Canterbury, Theodor, ein geborner Grieche. Selbst erfahren in der Arithmetik und Astronomie, in der Kunst Verse zu machen, in der griechischen und lateinischen Sprache, bestreb-

---

jährlich einen Pfennig beitragen sollte. So entstand der Peterspfennig, welchen die Päbste bald als einen Tribut ansahen, den die Engländer dem heiligen Petrus und dessen Nachfolgern schuldig wären. Ueberdieß hatte der König Ethelwolf, Egberts Nachfolger, in seinem Testamente verordnet, daß alle Jahre hundert und fünfzig Kronen zum Unterhalt der Lampen in der Peters- und in der Paulskirche, so wie für den Pabst und alle seine Nachfolger, nach Rom gezahlt werden sollten.

bestrebte er sich mit edlem Eifer, die sächsische Geistlichkeit mit der klassischen Literatur der Griechen und Römer bekannt zu machen. Durch sein Bemühen sah England zum erstenmal an seiner Schule zu Canterbury eine Bibliothek von klassischen Büchern entstehen. Freilich gaben damals alle Schulen an den Domstiftern und Klöstern nur künftigen Geistlichen Unterricht in den sogenannten sieben freien Künsten, in der Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik, Grammatik, Rhetorik und Dialektik nach einer trockenen und seichten Methode. Dennoch waren diese Schulen wenigstens die erste Stuffe zu bessern Kenntnissen. Und ist nur erst die Geistlichkeit gebildet, so bleibt auch das Volk nicht mehr lange im Zustande der Rohheit. Zu allen Zeiten ging die Bildung der Völker von der Geistlichkeit aus, vielleicht meist wider den Willen derselben, und in unsern Tagen floß die Aufklärung großen Theils eben so gut aus dieser Quelle her, als im mittlern Zeitalter die magern wissenschaftlichen Kenntnisse.

Alle diese Umstände kündigten für die Zukunft einen blühenden, mächtigen Staat an. Allein die Bildung eines Volkes geht immer nur langsam, und Aufklärung, Gefühl für das Schöne und Gute, feinere Sitten gedeihen nur im glücklichern Genusse der Ruhe zur Vollkommenheit. Leider wurde diese bald unterbrochen. Die innerlichen Kriege waren gedämpft, aber kaum hatte die Nation angefangen, sich eines glücklichern Zustandes zu erfreuen, als von Aussen ein übergewaltiger Feind auftrat, welcher dem Reiche eine zweihundertjährige Reihe blutiger Unfälle und verwüstender Umwälzungen bereitete.

---

## 5.

## Sitten und Lebensart der Normänner. Ihre Ankunft in England.

Seit uralten Zeiten wohnten in dem rauhen Norden Europas, im heutigen Schleswig und Jütland, auf den dänischen Inseln und im südlichen größten Theile von Norwegen und in dem eigentlichen Gothland und Schweden, viele Völkerschaften, die mit den Deutschen zu einem großen Stamme gehörten. Mit einem gemeinschaftlichen Namen hießen sie Normänner. Das Land, welches sie bewohnten, ist viel rauher als Deutschland, und hat großentheils einen geringern Boden. Fast allem Fleiße unbezwingliches Heideland, Moräste, sehr hohe und felsige, häufig auch nackte Gebirge, von denen sich nach dem überall nahen Meere lauter reissende Ströme herabstürzen: ein Land von solcher Beschaffenheit ist zu arm, um einem zahlreichen Volke so viel zu geben, als zu einem gesitteten Leben erfodert wird. Fischerei und Viehzucht nebst dem Bau derjenigen Früchte, welche entweder nicht viel Zeit zum Gedeihen brauchen, oder große Kälte ertragen können, sind ihm nur natürlich. Eine langgestreckte Seeküste mit Scheeren und Felsenklippen, zwischen denen ein unergründliches Meer braust, oder mit Bänken und Untiefen, die nur der Anwohner kennt, zieht sich am nördlichen Meere hin. Auch an der Ostsee ist, außer den Inseln, das Land mehrentheils Küste, so daß der größte Theil seiner Bewohner vom Fischfang leben könnte. Der Theil des Landes, welchen man Scandinavien nannte, ist in der Länge durch ein großes Gebirge in zwei ungleiche Hälften abgetheilt. Weder ein durchgehender Strom, noch ein wegzeigendes Thal leitete

zu

zu leichter Verbindung. Für Jäger und Viehhirten war es hier aber immer ein besseres Land, als russische Steppen und afrikanische brennende Sandwüsten.

Alle Kühnheit und Kunst bei Befahrung der See; aller Heldenmuth, welchen tägliche Gefahren stählen; alle Thätigkeit und Klugheit, welchen starker Hunger, Frost, rauher Boden und rauhes Klima veranlassen — reichte inzwischen nicht hin, die Bedürfnisse der sich vermehrenden Normänner zu befriedigen. Darum fingen sie seit dem sechsten Jahrhundert an, auswärts zu suchen, was ihnen die Heimat versagte. Mit kleinen Schiffen, aus ausgehöhlten Bäumen oder geflochtenen mit Häuten überzogenen Kähnen, welche selten mehr als zehen Mann fassen konnten, durchfuhren sie, ohne Kompaß und Lebensmittel, alle Gewässer im Norden, und kamen damit endlich weiter, als wohl irgend ein europäisches Volk vor ihnen. Weder Untiefen an den Küsten, noch Klippen hielten sie ab. Alle Mündungen der Ströme standen ihnen offen; und nur wo natürliche Wasserfälle waren, fanden sie Schwierigkeit weiter aufwärts einzudringen. Doch auch dieses Hinderniß wußten sie zu überwinden. Sie zogen ihre Fahrzeuge drüber, und setzten ihren Weg weiter fort. Festungen und feste Städte trafen sie fast nirgend an; an der Wasserseite war sicherlich alles offen. Achteten sie sich stark genug, so wählten sie eine minder zugängliche Gegend, eine Insel oder dergleichen, verbollwerkten sich hinter ihren Schiffen, und streiften von da in's Land, raubten und plünderten, und schleppten Menschen und Güter fort nach ihren Schiffen.

Auf Klöster und Kirchen richteten sie hauptsächlich ihre Streifereien, weil sie hier edle Metalle beisammen fanden, und dafür von den fremden Kaufleuten desto leichter ihre Nothwendigkeiten erhalten konn-

konnten. Nichts war im Stande, ihren Verwüstungen Grenzen zu setzen. Von allen Seiten bezeichneten Feuer und Schwerdt die Schritte der wüthenden Zerstörer. Mit ihrer Beute führten sie auch die Weiber, die sie vorzüglich gern nahmen, weg; auch raubten sie Kinder, um dadurch ihren Mangel an Menschen zu ersetzen. Kaum hatten sie sich entfernt, so waren sie schon in größern Haufen wieder da, und erneuerten ihre Grausamkeiten. Anfangs waren es nur kleine Horden, die sich, unter selbstgewählten Anführern, zu auswärtigen Unternehmungen vereinigten. Das Glück, das ihnen meistens günstig war, und die große Beute, die sie in die Heimat zurückbrachten, lockten immer mehrere, auf Raub auszugehen, und sich schönere Länder zu erkämpfen, als ihre Heimat war. Es traten größere Gesellschaften zusammen, die ganze Flotten ausrüsteten, und unter einem Oberhaupte, Seekönig genannt, ferne Meere befuhren. Ueberall ging der Schrecken vor ihnen her. Deutschland, Frankreich, Lothringen, auch England, Italien, Spanien, selbst Afrika empfanden ihre Streiche. Viele Heere wurden von ihnen geschlagen, Hamburg, Aachen, Kölln, Trier, Rouen, Nantes, Tours zerstört oder verwüstet, Paris eingenommen, Lucca und Pisa geplündert. Kurz, nach allen Weltgegenden unternahmen sie kühne Entdeckungsfahrten und Plünderungszüge. So wurden die Normänner die Geißeln aller Länder, die sie heimsuchten, und besonders der Christenheit. In Sachsen allein fanden sie nachdrücklichen Widerstand; da aber hier ohnedem wenig zu gewinnen war, so wählten sie zu ihren Räubereien um so lieber die schönen und fruchtbaren Länder, welche ihnen eine reiche Beute versprachen.

Wohl aber mußte auch ein Volk allen andern furchtbar seyn, das den Tod nur dann fürchtete, wenn

es

es ihn in der friedlichen Hütte unrühmiich daheim fand, das Wissenschaften und Geschäfte nur für das Werk der Sklaven hielt, nur den Krieg und Raub der freien Männer würdig glaubte, in den wohlhabenden, fruchtbaren Ländern des südlichen Europas nichts, als neue Aufforderung zur Beute fand. Die Religion, zu der sich die Normänner bekannten, war überdieß ganz dazu eingerichtet, ihnen einen schwärmerischen Muth in Gefahren, und eine fast übermenschliche Geduld in Uebernehmung beschwerlicher Arbeiten einzuflößen. Ihre höchste Gottheit nannten sie Odin, dieselbe, die bei den Sachsen Wodan hieß. Sie schilderten ihn als den furchtbaren Gott, als den Urheber der Verwüstung, als den Vater des Blutvergießens, und als den Zerstörer. Die Druiden, die Priester dieses Gottes, brachten ihm Menschenopfer. Sie waren alles; selbst die Fürsten standen gewissermaßen unter ihren Befehlen. Den Krieg hielten die Normänner für die Quelle der Ehre, der Reichthümer und eines glücklichen Lebens in der andern Welt. Sie waren mitten unter Waffen geboren, waren von ihrer zartesten Kindheit an zu kriegerischen Uebungen gewöhnt, schon zeitig zu Arbeiten abgehärtet und belehrt, keine andere Tugend als Tapferkeit, kein anderes Laster als Feigherzigkeit, anzuerkennen. Und dabei entflammten die Druiden ihren Muth noch dadurch, daß sie ihnen die größte Verachtung gegen den Tod einflößten. Es war ihnen untersagt, das Wort Furcht, selbst in den gefährlichsten Lagen, auszusprechen. Sie starben nicht nur mit Entschlossenheit, sondern wohl selbst mit Zeichen der Freude. Einst wurde einer ihrer Anführer zum Gefangenen gemacht, und nach den Gesetzen zum Tode verurtheilt. Der, welcher ihn hinrichten sollte, fragte ihn, was er bei dem Anblicke des Todes denke?

„Ich

„Ich gehe dem Tode, antwortete er, mit Freuden entgegen, und diese Augenblicke haben viel Angenehmes für mich. Ich bitte dich nur, mir den Kopf so schnell als möglich abzuschlagen; denn wir haben uns oft über die Frage unterhalten, ob man wohl nach der Enthauptung noch einiges Gefühl behalte. Ich werde daher dieses Messer in die Hand nehmen; wenn ich es, nachdem mir der Kopf abgeschlagen ist, noch gegen dich aufhebe, so ist das ein Beweis, daß ich das Leben nicht ganz verloren habe; wenn ich es aber fallen lasse, so ist es ein Zeichen des Gegentheils. Eile also, damit der Streit entschieden werde.“ Das Messer, setzt der Geschichtschreiber hinzu, fiel ihm im Augenblick der Enthauptung aus der Hand.

Natürlich mußten die Länder, die den Küsten der Normänner am nächsten lagen, ihre Wuth am meisten empfinden. Hier konnte ein Haufen am leichtesten den andern zur Hülfe herbeirufen, jede ihrer Kolonien am leichtesten heimische Unterstützung finden, und wer nicht bleiben wollte, konnte am geschwindesten seine Beute nach der vaterländischen Küste heimführen. In der That war auch gar bald die nördliche Küste von Frankreich, und dann ganz England die Beute dieser kühnen Abentheurer. Ihr erster Einfall in England geschah im Jahr 787. Ein kleines Korps landete in dem Königreiche Wessex, um die Lage des Landes auszuspähen. Wenn die Obrigkeit eines Orts sie um ihr Vorhaben fragte, und sie vor den König foderte, so tödteten sie die Fragenden, und flohen auf ihren Schiffen in ihr Land. Einen zweiten Einfall machten sie 794 in Northumberland, wo ein Korps von ihnen ein Kloster plünderte. Weil aber ihre Schiffe durch einen Sturm beschädigt, und ihr Anführer in einem Scharmützel umgekommen war,

so

so wurden sie endlich von den Einwohnern geschlagen, die Uebriggebliebenen aber niedergemacht.

Nur wenige Jahre genoß England der Ruhe. Die Normänner erschienen wieder, und bald kam es von wenigen Schiffen zu großen Flotten und Heeren, und aus hungrigen Seeräubern wurden bald Landeroberer. Ihre erste Landung, unter der Regierung König Egberts, machten sie im Jahr 831 auf der Insel Sheppey. Sie steckten die Häuser in Brand, raubten, mordeten die Einwohner, die ihnen widerstehen wollten, und gingen ungestraft auf ihre Schiffe zurück. Im folgenden Jahre setzten sie an der Mündung der Tyne fünfzehn tausend Mann an das Land, und wußten sich nach einem blutigen Treffen mit solcher Hartnäckigkeit zu behaupten, daß Egbert genöthigt war, die Dunkelheit der Nacht zu seiner Flucht zu benutzen. In zweien Jahren erschienen sie von neuem in Cornwallis, und die Britten machten gemeinschaftliche Sache mit ihnen. Mit vereinigter Macht rückten sie an die Grenze von Devonshire. Auf die Nachricht von ihrer Annäherung zog ihnen Egbert mit einem auserlesenen Heere entgegen, und bei Hengsdown, in der Nähe von Kellington, kam es zwischen Beiden zu einem entscheidenden Treffen. Lange kämpften Beide mit der äußersten Wuth, aber zuletzt war der Vortheil doch auf der Seite des regelmäßigen Gefechts. Die in den Künsten des Krieges mehr geübten Engländer überwältigten ihre Gegner und schlugen sie aufs Haupt. Wer von den Normännern dem Schwerdte entrann, schiffte sich in der größten Geschwindigkeit ein, und eilte zurück in sein Vaterland.

So lange Egbert lebte, hielt seine Tapferkeit und sein Ansehen die Gefahr vor neuen Einbrüchen der Feinde zurück. Aber mit dem Tode dieses muthvollen und zugleich staatsklugen Fürsten, der im Jahr

838 erfolgte, verschwand zugleich die Sicherheit Englands. Sein Sohn Ethelwolf, dem er die Krone hinterließ, war wohl dazu gemacht, als Mönch dem unwissenden Pöbel den Segen zu ertheilen, aber nicht fähig, die Normannen zu vertreiben. Zu stumpf zu allem, was zunächst seine Pflicht war, ohne Staatsklugheit und Königssinn, folgte er den thörichten Rathgebern, und meinte, die Feinde eher durch Gebet und Almosen, als mit den Waffen zu schlagen. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so landete eine normännische Flotte von drei und dreißig Segeln zu Southampton. Da er die Ruhe und Bequemlichkeit den Beschwerden eines Feldzuges vorzog, so sandte er seinen Feldherrn Ulfret aus, um die Feinde zu vertreiben. Es gelang diesem, sie, wiewohl mit Aufopferung vieles Blutes, zum Rückzuge zu zwingen. Allein die Freude darüber war von kurzer Dauer. Die Normänner glichen der Hydra, die statt des abgehauenen einen Kopfes zwei neue erhielt, und eine Niederlage reitzte nun Tausende, die noch daheim waren, die Schmach ihrer Brüder zu rächen, und Theil an der Beute zu nehmen, die jenen entgangen war. Ihr natürlicher Trotz, der ihnen bei dem Gefühl ihrer Stärke und ihres Müßigganges Streifereien und Gewaltthätigkeiten gleichsam zum Bedürfniß machte, trieb sie immer wieder von neuem an Englands Küsten. Fürchterliche Verheerungen waren jedesmal die Folge ihrer Landungen. In ein entscheidendes Treffen, welches mit ihrem Operationsplane nicht zusammenstimmte, sich einzulassen, vermieden sie sorgfältig. Mit ihren kleinen Fahrzeugen konnten sie in Bayen und Flüssen einlaufen. Sie konnten sie selbst ans Land ziehen, worauf sie dann eine Verschanzung um sie herum errichteten, und eine Bedeckung dabei zurückließen. Sie theilten sich sodann in kleine Haufen,

fen, verbreiteten sich so auf der Insel, und machten alles, was sie auf ihrem Wege vorfanden, Hausgeräthe, Vieh, Weiber, oder was es sonst war, zur Beute. Sobald sich ihnen eine etwas überlegene Macht näherte, eilten sie auf ihre Schiffe zurück, segelten davon und landeten wieder an einer andern Ecke der Insel, wo man auf ihre Ankunft nicht gefaßt war. So unterhielten sie England in beständiger Unruhe, und selbst die Einwohner einer Provinz wagten es nicht, ihren Nachbarn zu Hülfe zu eilen, denn sie mußten befürchten, daß unterdessen ihre Kinder und ihre Haabe eben diesen Räubern in die Hände fielen.

Von so vielem Elend niedergebeugt, ermannten sich die Britten endlich, rückten den nordischen Barbaren entschlossen entgegen, und besiegten sie in verschiedenen Treffen. Allein dessen ungeachtet zeigten sich jedes Jahr wieder normännische Flotten an Englands Küsten, und plünderten das Land aus. Sie kamen, nachdem sie besonders den nördlichen Theil ausgesogen hatten, nach Wessex, wo sie die schröcklichsten Grausamkeiten verübten, und im Jahr 851 gelang es ihnen, auf der Insel Thanet festen Fuß zu fassen. Da sie im folgenden Jahre eine Verstärkung von dreihundert und fünfzig Schiffen erhielten, fuhren sie mit ihrer Flotte die Themse hinauf, kamen ohne Hinderniß bis in die Gegend von London und Canterbury, und steckten beide Städte in Brand. Seit dieser Zeit griffen sie immer weiter um sich, und nie konnten sie aus England wieder verdrängt werden.

Dieser furchtbare Zustand der Unsicherheit hielt die Einwohner in beständiger Unruhe; die Gefahr foderte stündliche Bereitschaft zur Gegenwehr. Allein statt seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Punkt zu richten, schickte König Ethelwolf nicht nur seinen jüngsten Sohn Alfred, der erst fünf Jahre alt

war,

war, nach Rom, um vom Pabst Leo dem Vierten den Segen zu empfangen, sondern er ging auch selbst dahin. Hier fand er, durch seine Erziehung zur Andächtelei gewöhnt, viele Nahrung für seine Lieblingsneigung. Er besuchte fleißig Kirchen und Kapellen, und ließ das von einem seiner Vorfahren gestiftete englische Kollegium, das zerstört worden war, wieder weit prächtiger als vorher aufbauen. Zugleich dehnte er den Peterspfennig auf ganz England aus, und machte sich anheischig, jährlich eine gewisse Summe zur Anschaffung der Wachskerzen in der St. Peters- und Paulskirche, so wie zu besondern Bedürfnissen des Pabstes, nach Rom zu schicken. Nachdem er ein ganzes Jahr lang daselbst verweilt, seine Sünden am Grabe der Apostel gebeichtet, und die Normannen durch Almosen wegzubannen versucht hatte, die er der Geistlichkeit auf das Vermögen seiner Unterthanen anwies, kehrte er endlich nach England zurück. Auf der Rückreise vermählte er sich mit der Prinzessin Judith, einer Tochter Kaiser Karl des Kahlen, die erst zwölf Jahre alt war.

Ethelwolf starb, wenige Jahre nach seiner Rückkunft von Rom, nach einer elenden zwanzigjährigen Regierung, im Jahr 857, nachdem er zuvor noch den Pabst übermäßig bereichert, und die brittische Geistlichkeit zum großen Schaden seiner Nachkommen mit den Schätzen des ganzen Landes beschenkt, und von allen Abgaben und Dienstleistungen, selbst von der Heeresfolge, befreit hatte. Drei seiner Söhne regierten nach seinem Tode, bis zum Jahr 871, eben so ruhmlos. Zum großen Skandal des Volkes heiratete der ältere Bruder seine Stiefmutter Judith, und nur mit Mühe brachte man ihn dahin, sie nach Frankreich zurück zu senden.

6.

## In Alfred dem Großen erhält England einen Retter.

Die Normänner versäumten nicht, die Schwäche der englischen Regenten zu ihrem Vortheile zu benutzen. Sie eroberten einen Bezirk nach dem andern, und verwüsteten die schönsten Provinzen aufs grausamste. In waldigten und unzugänglichen Distrikten brachten sie den Winter zu, und machten Ausfälle nach allen Richtungen. Bald aber wählten sie zu ihrem Aufenthalte bequemere und angenehmere Gegenden, wo sie ihre Wohnungen und Schiffsplätze mit Graben, Wällen und Verhacken befestigten, ihre Weiber, Kinder, Vorräthe, Gefangene und Beute aufbewahrten, und auf den Nothfall selbst Zuflucht fanden. Northumberland kam 868 gänzlich in ihre Gewalt, und wurde seitdem von normännischen Fürsten beherrscht. Dann gingen sie auf das Königreich Mercia los, wurden aber von den Einwohnern zurückgetrieben. Dafür überschwemmten sie das Königreich Ostangeln, und eroberten es. Begeistert durch dieses Glück, rückten sie hierauf selbst gegen Wessex an, und drangen bis in das Herz dieses Königreichs. Leider befand sich dasselbe in dem schlechtesten Vertheidigungszustande. Die Zahl seiner Truppen war mäßig; der Muth derselben durch die bisher erlittenen Unfälle geschwächt, hingegen die Macht der Feinde überlegen. Es gelang zwar dem Könige Ethelred, sie zurück zu treiben, allein sie wandten sich jetzt zum zweitenmal nach Mercia, und nahmen es gänzlich in Besitz. Der fromme König wollte einst, als es zu einem Treffen kam, sein Zelt nicht eher verlassen, als bis die Messe, die er eben hörte, zu Ende wäre.

Bald

Bald darauf wurde er bei Wittingham tödtlich verwundet, und starb 871 an seinen Wunden.

England befand sich jetzt in der traurigsten Lage. Drei wichtige Königreiche: Northumberland, Ostangeln und Mercia nebst vielen andern Oertern in den westlichen und südlichen Provinzen waren eine Beute der barbarischen Normänner. Häuser, Klöster und Kirchen waren in Schutthaufen verwandelt und rauchten noch von dem Brande, der sie zerstört hatte. Felder lagen unangebaut, Maierhöfe waren verwüstet, Ackerbau, Künste und Gewerbe hatte die beständige Unsicherheit gehemmt. Durch Räubereien und Verheerungen war ein großer Theil des Landes erschöpft; die Zahl der streitbaren Männer hatte das feindliche Schwerdt vermindert, die Anhänglichkeit der noch übrigen Provinzen an die Regierung war zweifelhaft, ihr Beistand ungewiß.

Zum Glück bestieg jetzt ein Fürst den Thron, der alle die Eigenschaften besaß, die man in einer so gefahrvollen Lage dem Reiche wünschen mochte. In Alfred dem Großen, einem Enkel Egberths, und dem jüngsten Sohne Ethelwolfs, der nach dem Tode seines Bruders Ethelred, die königliche Würde erhielt, erblicken wir einen der herrlichsten Charaktere, welche die Geschichte aufstellt, die Zierde seiner Zeit und die Bewunderung der Nachwelt, das Glück und der Stolz seines Vaterlandes. Von Natur war er unternehmend, tapfer, beharrlich, strenge und unerbittlich in Handhabung der Gerechtigkeit, sanft und lenkbar, wenn Nachgiebigkeit Nutzen brachte, mit einem eben so guten Herzen als trefflichen Verstande geschmückt, durch eigenen Fleiß, die natürliche Folge seines feurigen Strebens nach höheren Kenntnissen, gelehrt und einsichtsvoll. Kurz, in dem Gemälde, welches die Geschichtschreiber von ihm entwarfen, ergötzt uns die

seltenste Vereinigung mannigfaltiger Gaben und hoher Tugend, viele glänzende Thaten, glorreiche Erfolge, in Geist und Gesinnung lauter Großes, Edles und Schönes.

Alfred war erst zwei und zwanzig Jahre alt, als der Tod seines Bruders ihn im Jahr 871 auf den Thron berief. Schon in seinem fünften Lebensjahre sandte ihn sein frommer Vater nach Rom, um dem Pabste seine Ehrfurcht zu beweisen. In Gesellschaft seines Vaters kehrte er nach England zurück, allein kaum war ein Jahr verflossen, so wurde er mit einem zahlreichen Gefolge abermals zu dem heiligen Stuhle gesendet, und da sich während dieses zweiten Aufenthalts in Rom das Gerücht von dem Tode seines Vaters verbreitete, salbte ihn der Pabst Leo der Dritte selbst zum Könige, vermuthlich weil er sich das Recht zueignete, Königreiche geben zu können. Diese Salbung kam aber auf alle Fälle zu frühe, denn das Gerücht war falsch, und der junge Alfred kehrte wieder in die Heimat zurück. Er war der Gegenstand der zärtlichsten Liebe seines Vaters, der aber eben deswegen und aus natürlicher Schwäche die Erziehung und Bildung des Prinzen vernachläßigte. Dieser war schon zwölf Jahre alt, als er erst anfing, das Lesen zu lernen. Seine verständige Mutter Osburg reißte zuerst seine Wißbegierde, und ermunterte ihn, nach Kenntnissen zu streben. Eine prachtvolle Sammlung altsächsischer Gedichte verhieß sie demjenigen ihrer Söhne, der sie zuerst lesen könnte. Alfred errang den Preis, und nun wurde die Liebe zu den Wissenschaften so herrschend bei ihm, daß er stets Bücher bei sich trug, und selbst in der lateinischen Sprache sich große Fertigkeit erwarb. Dieses Streben nach Ausbildung seines Geistes hinderte ihn jedoch nicht, auch seine körperlichen Kräfte zu üben,

und

und sich besonders zum Kampfe gegen die Feinde seines Vaterlandes geschickt zu machen. Sobald es seine Jahre erlaubten, zog er gegen die Normänner mit zu Felde, und zeichnete sich so rühmlich aus, daß ihm ein eigenes Kommando anvertraut wurde. Gestärkt durch Jagd und Kampfspiele, und durchdrungen von heißer Liebe zum Vaterlande, trieb er die Feinde zurück, und steuerte ihren Verheerungen. Als daher sein Bruder Ethelred an seinen Wunden gestorben war, erkannte ihn die ganze Nation mit Uebergehung der Kinder des Verstorbenen einstimmig als König an. Alle hofften in ihm allein einen Retter zu finden, und er unternahm es, über ein Volk zu herrschen, das im Kampfe mit fremden Barbaren Muth und Zutrauen zu sich selbst verloren hatte.

Kaum waren einige Wochen nach der Thronbesteigung verflossen, so mußte Alfred gegen die Normänner zu Felde ziehen. Sie hatten Wilton eingenommen, und verwüsteten die Gegend umher. Er lieferte ihnen eine Schlacht, und errang anfangs einige Vortheile; als er aber seinen Sieg zu weit verfolgte, ward er von der Menge der Feinde überflügelt. Der Verlust der Normänner war indessen so groß, daß sie, aus Furcht, Alfred möchte von den Seinen Verstärkung erhalten, einen freien Abzug forderten, und das Königreich zu verlassen versprachen. Allein kaum waren sie der Gefahr entronnen, als sie ihre Verwüstungen von neuem anfingen. Ein neuer Schwarm landete unter drei Hauptanführern, und Alfred, der in einem Jahre acht Schlachten mit diesen treulosen und unmenschlichen Räubern lieferte, brachte sie in die äußerste Verlegenheit. Er war großmüthig genug, sich abermals in einen Vergleich mit ihnen einzulassen, und ward auch dießmal von ihnen betrogen. Gewohnt, Vergleiche nur so lange zu halten,

als sie es für gut fanden, stürmten sie gar bald wieder von neuem auf seinen Staat los, und es dauerte noch ein volles Jahr, ehe es ihm gelang, sie so weit zu treiben, daß sie unter der Anführung ihres Königes Rollo nach der Normandie übersetzten.

Alfred machte von dem Spielraum, den ihm der Abzug der Feinde vergönnte, den besten Gebrauch. Er sah wohl ein, daß England den Anfällen der Normänner doch zuletzt unterliegen müßte, wenn auf seinem Gebiete immer neue Kämpfe vorfielen. Hölzerne Mauren, dachte er, müßten die Küsten schützen, denn die Ueberlegenheit der Feinde rühre hauptsächlich daher, weil ihnen eine Flotte nach der andern neue Verstärkungen zuführe. Deswegen beschloß er, seine Feinde mit ihren eigenen Waffen zu bekriegen. Alle seine Häfen wimmelten von Zimmerleuten, von Fischern, von Seeleuten; Schiffe wurden erbaut und bemannt, und nahmen gar bald die Mündungen der Flüsse ein, wo die Normänner einzulaufen pflegten. Ein glücklicher, diesen ganz unerwarteter Kampf krönte seine Unternehmung eben so sehr, als er den Muth seiner Unterthanen erhob. Aber was half ihm dieß alles. Im Norden und Osten hatten sich seine Feinde festgesetzt. Während er hier sein Häuflein sammelte, sengte und brennte ein Heer der Normänner dort. Jeder Sieg schwächte ihn mehr, und endlich schien es, als ob das Schicksal seine Freude daran habe, den unglücklichen König zu demüthigen. Dieß brachte zuletzt die Armee und das ganze Volk zur Verzweiflung. In der abergläubischen Meinung, Gottes strafende Hand ruhe über ihnen, warfen die Truppen kleinmüthig die Waffen weg, und zerstreuten sich. Niemand hatte ein Ohr für Alfreds Stimme, der immer noch unverzagt ihnen zurief, daß sie es doch nur noch einmal versuchen möchten, ihre Güter, ihr

Vater-

Vaterland, ihre Freiheit und ihren Fürsten zu vertheidigen. Einige flüchteten sich in die Gebirge von Wallis oder auf das feste Land; andere flohen sogar zu ihren eigenen Feinden, und tauschten die Sicherheit ihres Lebens für ihre Freiheit ein. Diese unrühmliche Zaghaftigkeit spielte endlich den Normännern beinahe ganz England in die Hände.

## 7.

### Siege der Normänner. Alfred geht in die Einsamkeit. Er erscheint von neuem, und schlägt die Feinde.

Alfred war jetzt gewissermaßen ein König ohne Land und schwebte sogar in Gefahr, seinen grausamen Feinden in die Hände zu fallen. Verlassen beinahe von allen, denen die Vertheidigung des Vaterlandes oblag, und aller Mittel beraubt, es zu retten, beschloß er, auf einige Zeit von der unruhigen Schaubühne abzutreten, und das künftige Schicksal Englands durch Zeit und günstige Umstände reifen zu lassen. Er legte daher im Jahre 875 alle Zeichen seiner königlichen Würde ab, schwärzte sein blühendes Angesicht mit dem Safte von Früchten, und hüllte sich in das dürftige Gewand eines Tagelöhners. Alsdann versammelte er die wenigen Getreuen, die er noch übrig hatte, entdeckte ihnen seinen Entschluß, und bat sie, das Vaterland nicht zu vergessen. Zugleich versprach er ihnen, bei der ersten günstigen Gelegenheit wieder öffentlich aufzutreten, und nahm darauf mit einem zärtlichen Händedruck von ihnen Abschied.

Eine tiefe Rührung ergrif alle Anwesenden; die Merkmale der innigsten Betrübniß zeigten sich in ihren Mienen und Geberden. Der Eine stand sprachlos

los vor Wehmuth da, ein Anderer umfaßte die Kniee des geliebten Regenten, und sah mit betrübtem Blicke zu ihm empor. Viele konnten diese traurige Scene nicht aushalten. Ueberwältigt vom Schmerz wandte mancher von ihnen sein Gesicht weg, und trocknete sich häufige Thränen vom Auge. Aber Alfred riß sich endlich von ihnen los, und begab sich zu einem alten Hirten, der seines Vaters Heerde treu gehütet hatte. Hier fand er Sicherheit, und niemand, außer seinem Schützer, wußte, daß diese Hütte den unglücklichsten König verbarg. Selbst der Gattin theilte der Hirte das Geheimniß nicht mit, und Alfred ertrug geduldig ein ganzes Jahr lang die scheelen Mienen und die Grobheit einer Frau, die in ihm nichts als einen lästigen Kostgänger sah. Eine alte Sage von diesem Aufenthalte hat sich noch lange erhalten. Die vielbeschäftigte Hirtin, heißt es, übertrug ihm einst, da er am Heerde sitzend seinen Bogen putzte, die Aufsicht über ihre Kuchen, und da sie dieselben bei ihrer Rückkunft dennoch verbrannt sah, warf sie ihm unter vielem Schelten vor, daß er ihre Kuchen besser zu essen als zu backen verstehe. Durch die tröstenden Töne der Harfe suchte er in seiner Abgeschiedenheit den Kummer zu lindern, den ihm das Unglück des Vaterlandes verursachte. Von ihm erhielt die Insel, auf der er im Verborgenen lebte, den Namen Atheligen oder die Insel der Edeln, und noch heut zu Tage heißt sie Athelney.

Der menschliche Geist ist zu Beschäftigungen, die unter und die über seinen Fähigkeiten sind, gleich wenig geschickt: der große Alfred schickte sich nicht für den Stand eines Hirten. Sobald sich eine günstige Aussicht eröffnete, ging er auf das Ziel los, das er sich bei seiner Flucht gesteckt hatte. Die letzten Ermahnungen, welche er beim Abschiede seinen

Ge-

Getreuen gegeben hatte, waren nicht vergebens gewesen. Als er sich von ihnen entfernt hatte, zogen sie sich mit ihrem Gefolge und mit Andern, welche, um dem Sklavenjoche zu entkommen, lieber das Aeußerste wagen wollten, in die Wälder und Moräste von Somerset. Hier thaten sie von Zeie zu Zeit herzhafte und glückliche Ausfälle auf einzelne Partheien der Feinde. Der Ruf von dem glücklichen Fortgange dieser Unternehmungen zog in kurzer Zeit mehrere ihrer Landsleute herbei. In ganzen Schaaren erwachte der verlorne Muth wieder, und zugleich der patriotische Entschluß, sich und ihr Vaterland gegen räuberische Fremdlinge zu behaupten. Die Zahl derjenigen, die sich mit den übrigen standhaften Männern in den Wäldern von Somerset vereinigten, wuchs bald so stark heran, daß sie ein ansehnliches Heer bildeten.

Unter den tapfern Männern, die sich, gleich Alfred, im Stillen für die Rettung des Vaterlandes thätig erwiesen, zeichnete sich besonders Odun, Graf von Devonshire aus. Diesem gelang es zuerst, einen entscheidenden Streich auszuführen, und dadurch günstigere Aussichten für die Zukunft zu eröffnen. Der normännische Anführer Hubbe hatte eben Wallis verheert, und belagerte nun auf dem Rückwege das Schloß Kenwith. In dasselbe hatte sich der Graf von Devonshire mit einigen seiner Leute geworfen: ein tapferer, unerschrockener Held, von edlem Patriotismus begeistert, durch seine Geschicklichkeit in Führung der Waffen sowohl, als durch seinen Muth mächtig genug, jeden Feind zu bezwingen, wenn Tapferkeit und Geschicklichkeit allein über Menge und Uebermacht siegen könnten. Aber das feindliche Heer war zu mächtig, und die Zahl seiner eigenen Leute viel zu gering. Hubbe setzte dem Schlosse mit der

größ-

größten Heftigkeit zu, und der Graf sah mit Bestürzung die Unmöglichkeit ein, sich länger halten zu können. In dieser verzweifelten Lage, da alle Hoffnung verloren schien, und den Seinigen der Muth schon entsank, beredete er sie, einen kühnen, unvermutheten Ausfall zu wagen, und mit dem Schwerdt in der Hand durch die Feinde sich durchzuhauen, fest entschlossen, lieber zu sterben als sich feig zu ergeben. Seine Leute billigten diesen Antrag, und der Entschluß ward mit eben so großer Herzhaftigkeit ausgeführt, als genommen. Der Stolz über ihre bisherigen Siege, und die Ueberzeugung von ihrer Ueberlegenheit an Mannschaft wiegte die Normänner in eine täuschende Sicherheit ein. Als daher die Britten plötzlich wie ein Donnerwetter aus dem Schlosse heraus stürmten, und alles, was ihnen in Weg kam, niederwarfen, standen jene wie versteinert da; so sehr hatte sie die unerwartete Gewalt überrascht. Eine blutige Niederlage lehrte sie zu spät, ihre thörichte Verachtung des Feindes bereuen. Selbst Hubbe blieb getödtet auf dem Schlachtfelde, und mit ihrer für heilig gehaltenen Fahne Reafen, welche in die Hände der Sieger fiel, verloren die Besiegten zugleich ihren Muth. Bei den erstern hingegen richtete dieser glückliche Vorfall auf einmal die gesunkene Hoffnung wieder auf, und ein allgemeiner Enthusiasmus für ihre Freiheit ergoß sich in Aller Gemüther.

Alfred wurde augenblicklich durch den getreuen Grafen von diesem Siege benachrichtiget, und wie groß war für ihn die Freude, zu sehen, daß der Saame der Tapferkeit wieder in seinen Unterthanen keimte. Jetzt glaubte er, es sey Zeit, bei dieser vortheilhaften Stimmung der Nation eine große Unternehmung zu wagen. Er entdeckte ihnen seinen Aufenthalt, und ließ sie ermahnen gefaßt zu seyn, wenn irgend ein

gün-

günstiger Augenblick sie zu einem allgemeinen Angriffe rufen würde. Bevor er sie um sich versammelte, beschloß er, die Verfassung des Feindes auszuforschen, und sich von der Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges zu überzeugen; denn ein unglücklicher Versuch würde alles auf immer vernichtet haben. In dieser Absicht ging er, als ein alter Harfner verkleidet, in das normännische Lager, und wurde ohne Schwierigkeit zugelassen. Die reitzende Harmonie seiner Töne öffnete ihm die sonst gefühllosen Herzen der rohen Krieger, und selbst der Heerführer Guthrum berief ihn in sein Zelt, um sein Saitenspiel zu hören. Auf diese Art konnte er, ohne Verdacht zu erregen, alles erforschen, was zu seinem Zwecke diente. Er hörte, wie sein Volk verachtet war, sah, wie sorglos das Lager bewacht, und wie leicht zu überwältigen die Stellung war. Zwei Tage lang weilte er, im Lager unter seinen Feinden, die nichts weniger als ihren Hauptfeind unter sich wähnten. Erst nachdem er von allem hinlänglich unterrichtet war, kehrte er in seine Einsamkeit zurück. Nunmehr sandte er ungesäumt Boten an seine Unterthanen und ließ durch sie ein Aufgebot ihnen bekannt machen, vermöge dessen sie sich zu einer bestimmten Zeit im Selwooder Walde bewaffnet einfinden sollten, um den Feind ohne Verzug anzugreifen.

Die Engländer, denen, anstatt ihr Elend durch Unterwerfung zu endigen, wie sie sich thörichter Weise geschmeichelt hatten, der Uebermuth und die Raubsucht der Ueberwinder noch unerträglicher geworden war, als die Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges, erschienen eben so zahlreich als fröhlich auf dem Sammelplatze. Alfred trat zum erstenmale wieder, mit königlichem Schmucke angethan, unter ihnen auf. Sie konnten ihre Augen nicht mit dem Anblicke eines

Für-

Fürsten sättigen, den sie für todt gehalten hatten, und der nun als ihr Befreier erschien. Er bewillkommte sie mit Herzlichkeit, und sprach zu ihnen mit freundlichen, aber bestimmten Worten: „Jetzt liegt euer Schicksal in euren Händen. Es hängt von euch ab, ob ihr ferner die Sklaven fremder Räuber, oder ihre Sieger seyn wollt. Ich sah und hörte alles, und ich bürge euch für den Sieg. Sie, diese barbarischen Feinde, leben sorglos in thörichter Sicherheit, und ahnen keine Gefahr. Auf denn, ehe sie gewahr werden, daß noch ein Schwerdt gegen sie zuckt!“

Alle stießen ihre Schilde zusammen, und ein allgemeiner Freudenruf drang zum Himmel. Sie hatten der Kunde, daß Alfred sie hieher entboten habe, nicht eher geglaubt, bis er in ihrer Mitte war. Jetzt baten sie ihn inständig, sie zur Freiheit und Rache zu führen.

Alfred ließ ihrer Hitze nicht Zeit zu erkalten. Er führte sie durch den dicken Forst auf dem ihm allein bekannten Pfade die ganze Nacht hindurch, und als der Morgen graute und leichter Nebel mit dem ersten Strahl der Sonne stritt, da brach er, ein Gewitterssturm, auf das Lager der Feinde los, die noch im festen Schlummer begraben lagen. Voll Entsetzen, eine Armee von Engländern, die sie für ganz unterjocht gehalten hatten, und Alfred an ihrer Spitze, vor sich zu sehen, wußten sie sich nicht zu fassen. Die Verwirrung, welche in ihrem Lager entstand, geht über alle Beschreibung. Hier stand ein Haufe betäubt, und gab sich wehrlos dem feindlichen Schwerdte Preis; dort eilte ein Anderer demselben zur Hülfe herbei, und fand ihn, als er herbei kam, schon aufgerieben. In größter Unordnung lief alles durcheinander; kein Kommando, keine Erinnerung an ihre überlegene Menge konnte sie zur standhaften Vertheidigung

digung bringen. Den Engländern aber verschaffte diese Verwirrung Raum genug, immer tiefer ins feindliche Lager zu dringen. Nirgend Widerstand, nirgend Besinnung, nirgend Kraft! der Tod mähte in den Zelten seine Opfer, ohne daß sie es ahneten. Diejenigen, die sich der beinahe allgemeinen Niederlage entrissen, retteten sich in einen festen Platz, der nicht weit vom Schlachtfelde entfernt war. Da Alfred alle Ausgänge desselben besetzt hatte, so geriethen sie durch Hunger und Mangel in das größte Elend. Sie ergaben sich daher nach wenigen Tageu der Gnade des Siegers.

Alfred, eben so großmüthig als tapfer, schenkte den Ueberwundenen nicht nur das Leben, sondern es belebte ihn auch der menschenfreundliche Wunsch, aus seinen Todfeinden getreue Unterthanen und Bundesgenossen zu machen. Er wußte, daß die Königreiche Ostangeln und Northumberland durch die vielen Einfälle der Normänner, in grausame Wüsteneien verwandelt worden waren. Um diese öden Gegenden wieder zu bevölkern, beschloß er, die Ueberwundenen dahin zu versetzen. Diese sanfte Staatskunst schien die beste zu seyn, welche die Umstände erlaubten. Den Ackerbau und die Religion konnten die Sitten der Seeräuber mildern; sie selbst konnten Beschützer des Staats werden, der sie in seinen Schoos aufgenommen hatte, und sie mußten sich von Liebe und Ehrfurcht gegen einen wohlthätigen König durchdrungen fühlen, dessen Tapferkeit und Stärke sie kannten. Ehe jedoch Alfred den besiegten Normännern diese Gunst gewährte, foderte er von ihnen, daß sie sich zum christlichen Glauben bekehren sollten, als ein Pfand ihrer Unterwürfigkeit und ihres Verlangens, sich mit der englischen Nation zu vereinigen. Der Heerführer der Normänner Guthrum hatte dagegen nichts einzuwen-

zuwenden, und auch seine Leute ließen sich diesen Vorschlag gefallen. Sie wurden daher, ohne vielen Unterricht, zur Taufe gelassen. Der König stand bei Gunthrum Gevatter, gab ihm den Namen Athelstan, und nahm ihn als seinen Sohn an.

So hatte eines einzigen Mannes beharrliche Kraft einer schon fast erloschenen Nation wieder Daseyn und Freiheit gesichert. Es kam jetzt vornemlich darauf an, neuen Unfällen vorzubeugen, und Alfred bediente sich dazu der zweckmäßigsten Mittel. Sein erstes Augenmerk richtete er nun wieder auf eine Flotte, um von dieser Seite neue Feinde abzuhalten. Er vermehrte die Schiffe seines Reichs an Anzahl und Macht, und übte seine Unterthanen, gut zu segeln, und ein Seetreffen zu liefern. Eine Flotte von hundert und zwanzig bewaffneten Schiffen mußte die Küsten bewachen, und da diese Flotte mit kriegerischen Maschinen und erfahrnen, theils frisischen, theils englischen Seeleuten wohl versehen war, so wurde es ihr nicht schwer, einem feindlichen Ueberfalle nachdrücklichen Widerstand zu leisten. Denn wenn die Normänner schon durch eine Ueberraschung an der Küste landen konnten, welche durch ihre vielen Räubereien wüste geworden war, so mußten sie doch bei ihrem Abzuge den Angriff der englischen Flotte befürchten. Sie kamen nicht, wie bisher, damit durch, daß sie ihre Beute im Stich ließen, sondern sie büßten mit ihrem völligen Untergange für die Unordnungen, die sie angerichtet hatten.

Es zeigte sich bald, daß Alfred mit weiser Ueberlegung zuerst sein Augenmerk auf die Ausrüstung einer Seemacht gerichtet hatte. Die Niederlage, welche die Normänner erlitten hatten, konnte neue Schaaren nicht abhalten, in das Land einzufallen. Alfred war aber so glücklich, eine Menge ihrer Fahrzeuge

zu

zu zerstreuen und zu versenken, und das Gewitter, das ihn bedrohte, nach Frankreich zu leiten. Ein anderes Geschwader hatte sich die Themse hinauf geschlichen und belagerte schon Rochester, da er über die Feinde herfiel, und sie schneller zu weichen nöthigte, als sie gekommen waren. Nicht besser ging es einem dritten Geschwader, das von ihm mit seiner Flotte in der Mündung der Sture angegriffen wurde. Allein freilich gehörte sein Muth dazu, um nicht von neuem zu unterliegen. Kaum war er damit fertig, als ein neues Wetter sich aufthürmte. Von Frankreichs Küste, wo sie mit blutigen Köpfen waren abgewiesen worden, kamen dreihundert Schiffe daher. Sie überfielen Apledore, und befestigten sich zu Bamflete. Die Normänner, die Alfreden und dem Himmel Treue gelobt hatten, die als Christen, als Unterthanen, als Vasallen, in Ostangeln und Northumberland lebten, vereinten sich, als treulose Empörer, mit ihren Landsleuten, und nur seiner Schnelligkeit, nur der Unterstützung seiner treuen Unterthanen verdankte es Alfred, daß er Bamfleten im Sturme entreissen, und Hastings, des nordischen Heerführers, Gemahlin und Kinder gefangen nehmen konnte.

„Ich führe nicht mit Weibern und Kindern Krieg!“ sagte der Großmüthige, und sandte sie nebst andern gefangenen Frauen ohne Lösegeld dem Feinde zu. Die Feinde staunten, aber sie wurden nicht gerührt. Sie verwüsteten längs der Themse hinauf und nach Wallis hin alles, was sie fanden, und verschanzten sich endlich am Ausfluß der kleinen Lee hinter die eigenen Schiffe. Da ließ Alfred den kleinen Fluß, der sich in die Themse ergießt, ableiten, und ihre Schiffe saßen auf dem Grunde. Verzweifelnd mußten sie ihre Stellung verlassen, und was nicht unter dem Schwerdte der Engländer fiel, fand auf der

See

See den Tod. Denn Alfreds große Schiffe segelten die kleinen Fahrzeuge der Flüchtlinge gar bald in den Grund, und die Frucht seiner Weisheit, seiner Anstrengungen und seiner Tapferkeit war, daß er jetzt ganz England unter seinem Scepter vereiniget sah, da die Fürsten von Wallis sich lieber ihm, dem mächtigen und weisen Beherrscher, unterwerfen, als von den Normännern, denen sie nicht gewachsen waren, plündern lassen wollten.

## 8.

Die neue Gestalt, welche Alfred durch seine weisen Anstalten dem Königreiche gab.

England genoß nunmehr, nach vieljährigen schröcklichen Stürmen, der Ruhe, und der Staat hatte sein eigenes unabhängiges Daseyn. Alfreds Klugheit und Tapferkeit war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß eine gänzliche Zerrüttung verhütet wurde. Er hatte sich im eigentlichen Sinne sein Königreich erworben, jeden Fußbreit Landes in zwei und fünfzig Feldschlachten nicht einmal, sondern vielleicht zehenmal erobern müssen. Mit schwachen Hülfsmitteln, kleinen Heeren und muthlosen Kriegern hatte er den kühnsten, zahlreichsten und tapfersten Heeren seiner Zeit entgegen gehen müssen. Jetzt war das Ziel erreicht, der Thron wieder hergestellt. Aber dem gegen außen geretteten Vaterlande drohte Verderben durch innere Auflösung. Der lange Krieg hatte die Bande der innerlichen Ordnung zerrissen, den Volkscharakter verwildert, Noth und Elend aufs höchste gebracht. Das ganze Land befand sich, durch die vieljährigen Verwüstungen der Barbaren, in einer Unordnung und

Zer-

Zerrüttung, die das Elend dauerhaft machen konnte. Wohin man blickte, stieß man auf Spuren der Zerstörung und einer Vernichtung dessen, was der Fleiß früherer Zeiten mühsam geschaffen hatte. Seitdem die Armeen der Normänner zerstreut waren, hatte man vor ihren Einfällen sich nicht mehr zu fürchten. Allein das ganze Land war noch mit verlornen Truppen dieser Nation angefüllt, welche gewohnt waren, vom Plündern zu leben, und sich wegen der natürlichen Wildheit ihrer Sitten alle Arten von Gewaltthaten erlaubten. Die Engländer selbst hatten, durch diese fortdauernden Räubereien in den äußersten Mangel versetzt, die Bande der Regierung abgeworfen. Diejenigen, welche heute ausgeplündert wurden, ergaben sich morgen einer eben so unordentlichen Lebensart. Sie schlossen sich an die Räuber an, und plünderten ihre Mitbürger.

Es war eine schwere Aufgabe, allen diesen Gebrechen zu steuren. In einem Lande, wo Jahre lang Raub und Plünderung zur Gewohnheit geworden war, in einem Zeitalter, wo ganz Europa in Aberglauben versunken, ohne Gesetze, ohne Kultur, ohne Wissenschaften war, bedeutete der Kampf gegen diese Gebrechen und Mängel mehr, als der Kampf mit den feindlichen Normännern. Doch keine Schwierigkeit vermochte Alfreds Eifer zu schwächen. Sein erhabener Geist, der sich weit über die Denkungsart seines Zeitalters wegschwang, faßte den schönen Entschluß, die Menschheit heraus zu reißen aus ihrem niedrigen Zustande, und sie zu einer höhern Stuffe von Kultur, Wohlstand und Glück empor zu heben. Diesem Ziele strebte er entgegen, so lange er das Scepter führte.

Sobald die Normänner vertrieben waren, ließ

es Alfred seine erste Sorge seyn, die Wunden zu heilen, welche die lange Kriegsnoth dem Wohlstande des Volks und dessen bürgerlicher Ordnung geschlagen hatte. Man sah nichts als Verödung, Elend und Verwilderung, der Menschen nicht minder als des Landes. Eine Menge Städte hatte der wilde Ungestüm des Krieges zerstört. Alfred baute sie wieder auf, und gab ihnen eine schönere Gestalt, als sie zuvor gehabt hatten. In Rücksicht auf eine bessere Bauart ging er selbst mit seinem Beispiele voran, indem er der erste war, der seine Palläste aus Steinen aufführte. Die übrigen Großen, die sich bisher, wie der König, mit Wohnungen aus Holz begnügt hatten, folgten ihm bald in diesem Stücke nach. London, welches Alfred zur Hauptstadt des Reichs und zum Sitz der Ständeversammlung, die jährlich zweimal gehalten ward, bestimmte, erhielt viele Erweiterungen und eine durchaus verschönerte Gestalt. Eine Menge von Dörfern und Weilern, von Kirchen und Kastellen stiegen durch seinen Eifer aus der Asche wieder empor. Der Ackerbau wurde ermuntert, und die verödeten Felder wurden durch herbeigerufene fremde Ansiedler beurbart. Bald gesellten sich zu den Gaben der Natur die Segnungen der Industrie und des Handels. Alle nützlichen Gewerbe wurden begünstiget, Manufakturen errichtet, Erfinder, muthige Unternehmer erhielten Belohnungen. Die Schifffahrt zumal und der auswärtige Handel erfreuten sich Alfreds weiser und thätiger Fürsorge. Aus dem mittelländischen Meer und unmittelbar aus Indien holten die Engländer oder bekamen durch Zwischenhändler die Gegenstände erhöheten Lebensgenusses und einträglichen Handels. Der Priester Sighelm, den Alfred absichtlich nach Indien schickte, brachte viele Juwelen und andere kostbare Dinge mit sich zurück, und ver-

schie-

schiedene indische und andere ausländische Waaren, Pfeffer, Weihrauch, Seidenzeuge wurden seitdem in England eingeführt. In Alfreds freiem, weitsehendem Geiste entstand sogar der kühne Gedanke, eine nordöstliche Straße nach Ostindien zu suchen.

Nichts war schwieriger, als die Engländer an den Zügel der Gesetze zu gewöhnen, ohne die kein Staat bestehen kann. Die Nation war gänzlich verwildert. Ihrem Ursprunge nach, gleich allen deutschen Völkern, nur durch die losen Bande des Herkommens und der Gewohnheit in Ordnung gehalten, hatte sie der ewige Krieg mit den Normännern auch dieser entwöhnt, und Rauben, Morden, Gewalt, waren alltägliche Dinge geworden. Alfred steuerte diesem Unwesen. Mit Weisheit und einer durch die Umstände gerechtfertigten Strenge stellte er die innere Sicherheit, die Beobachtung der Gesetze, die Handhabung der Gerechtigkeit her. Aus den ältern Sammlungen und Nationaleinrichtungen entwarf er ein neues Gesetzbuch, wie es die Beschaffenheit des Reichs und seiner Bewohner erfoderte. Seine Gesetze, die bis auf Eduards des Vierten Zeiten galten, und noch vorhanden sind, werden gewöhnlich für den Ursprung des sogenannten gemeinen Rechts (common law) angesehen, und bis auf den heutigen Tag bestehen mehrere der von ihm gemachten weisen Verbesserungen und Anstalten. Verschiedene Einrichtungen, die von seinen Vorfahren herrührten, zeigen noch unverkennbare Spuren von dem rohen Geiste dieses Zeitalters. Um dem verderblichen Faustrecht Einhalt zu thun, war eben dieses Faustrecht als Mittel erlaubt. Der Beleidigte durfte nach einem der bestehenden Gesetze seinen Beleidiger dreißig Tage in seinem Hause belagern, um ihn zur Genugthuung zu zwingen. Aber

 man-

manches andere von Alfreds Gesetzen trägt sichtbar das Gepräge seines feinern Gefühls für das Wohl der Menschheit. Einer zahlreichen Klasse von Menschen, den Sklaven, die man so wenig als Menschen ehrte, daß sie ihre Herren ungestraft verstümmeln und tödten konnten, wenn sie nur nicht an demselben Tage noch an der Mißhandlung starben, erleichterte er ihr Schicksal. Er erklärte jeden Sklaven für frei, wenn ihm sein Herr einen Zahn oder ein Auge würde ausgestossen haben. Jeden, den sein Herr als Sklaven gekauft hatte, band sein Gesetz, wenn derselbe sechs Jahre gedient hatte, vom Knechtstande los. Den Sklavenhandel trieben die Sachsen in England bisher so widernatürlich stark, daß ein Vater nach Willkühr seine Tochter verkaufen konnte. Alfred schränkte diese und viele andere böse Gewohnheiten ein.

Ein bisher noch nie gesehenes Beispiel war der Eifer, womit der König Ungerechtigkeiten und Räubereien zu hindern suchte oder züchtigte, und die Strenge, womit er Nachläßigkeiten oder geflissentliche Vergehen in Verwaltung der Gerechtigkeit bestrafte. Und damit sich keine Obrigkeit mit Unwissenheit entschuldigen könnte, ließ er dem jungen Adel Unterricht in der Gesetzkunde ertheilen.

Die Grafschaften Englands theilte Alfred in Hunderte, diese in Zehntel ein; ein meisterhafter Kunstgriff, die Nation durch sich selbst zu bewachen. Einer ward dadurch der Aufseher des Andern, einer mußte für des Andern Aufführung stehen, daß nichts gegen die Gesetze unternommen würde. Ereignete sich dessen ungeachtet eine grobe Ungebühr, und hatte sich der Schuldige mit der Flucht gerettet, so mußten die Andern entweder eine bedeutende Buße erlegen, oder sich durch einen Eid rechtfertigen, daß sie nichts von seiner That gewußt

wußt hätten. Die Güter des Flüchtigen wurden eingezogen. Für jeden Fremden mußte sein Wirth vom dritten Tage an haften. Wer in keinem Zehntel eingeschrieben war, wurde als ein liederlicher Herumschwärmer behandelt. Nach dieser Eintheilung waren auch die Gerichte angeordnet. In jeder Grafschaft wurde ein oberster Richter angestellt. Sie mußten an den König ihre Urtheilssprüche einsenden, und wehe ihnen, wenn sie sich Ungerechtigkeit hatten zu Schulden kommen lassen! Der Tod war ihnen da gewiß; in einem Jahre wurden vier und vierzig Richter hingerichtet. Diese Anordnungen und die Strenge, mit denen sie beobachtet wurden, hatten in wenig Jahren einen bis ans Wunderbare grenzenden Erfolg. Wenn vorher kein Mensch ohne Waffen sicher die Landstraßen betreten konnte, so ward jetzt nicht einmal ein köstliches Reitzeug genommen, das der König heimlich des Nachts an einen Baum hatte aufhängen lassen, um zu sehen, wie weit es seine Maaßregeln gebracht hätten. Aber ungeachtet der großen Strenge in Verwaltung der Gerechtigkeit, die Alfred für das sicherste Mittel zur Verminderung der Anzahl der Verbrecher hielt, wachte er doch mit heiliger Ehrfurcht und unermüdet für die Erhaltung der Freiheit seines Vaterlandes. Er wollte nicht blos überhaupt Ordnung, sondern eine gerechte, auf Gesetze gegründete Ordnung. Kein Stand genoß einer besondern Begünstigung; und vor dem Gesetze sollten alle Einwohner des Königreichs gleich seyn. Daher gab er den Engländern und Normännern dasselbe Gesetz, sicherte dessen Herrschaft durch wohlberechnete Einrichtungen, und sprach noch in seinem letzten Willen das schöne Wort: „Die Engländer sollen so frei seyn als ihre Gedanken.“

Das ungeheure Stück Arbeit, ein Landbuch zu

fertigen,

fertigen, worin der Flächeninhalt, der Ertrag, die Bevölkerung, die Abgaben aller Theile angegeben waren, brachte Alfred zu einer Zeit zu Stande, wo es ihm dazu an allen Hülfsmitteln gänzlich fehlen mußte, wo tausend Schwierigkeiten anderer Art ihm im Wege standen. Seine eigenthümliche Theilung in Hundert- und Zehenttheile hatte diesen Kataster fast unumgänglich nothwendig gemacht, und Jahrhunderte lang baute die Nachwelt darauf fort. Eine Folge dieser Anordnungen und Einrichtungen war es auch, daß es ihm nie an den nöthigen Geldmitteln zur Ausführung seiner Plane fehlte. Seine Finanzen waren so trefflich geordnet, daß er den größten Theil seiner Einkünfte zur Verschönerung seines Reichs, zu milden Stiftungen und zur Unterstützung der Armen verwenden, und seiner Gemahlin und Kindern, seinen Verwandten, der Geistlichkeit und den Bedienten beträchtliche Vermächtnisse hinterlassen konnte, ohne die Krongüter mit Schulden zu belästigen.

Das Kriegswesen erhielt durch Alfred eine Einrichtung, die dem Volke nicht drückend wurde, den Feinden aber Respekt einflößte. Alle streitbaren Männer waren Krieger. Ein Theil war in den Städten, in den Burgen und auf den Schiffen; alle Andern mußten jeden Augenblick in Bereitschaft seyn, dahin zu eilen, wo es die Noth erheischte. Die eine Hälfte traf das Loos, sogleich dem Feinde entgegen zu gehen; die andere mußte fertig seyn, ihren Brüdern zu Hilfe zu kommen, oder an einen andern Ort zu ziehen, wo etwa ein unvermutheter Angriff statt fand. Vorzüglich sicherte er sich dadurch, daß er an allen Orten der Küste, wo Landungen bewerkstelliget werden konnten, Schanzen; an allen Mündungen der Ströme Burgen und Wartthürme errichten ließ, deren Besa-

tzung den Feinden um so eher gewachsen seyn konnte, je sicherer sie auf Hülfe rechnen, und sich nur in den ersten Augenblicken allein mit den Feinden messen durfte.

## 9.

### Wissenschaftliche Verdienste des Königs. Eheliches Leben. Tod.

Alfred verdankte den scharfen und großen Geistesblick, mit dem er die Bedürfnisse seines Volkes erkannte, nicht blos seinem Genie, sondern auch seinen eifrigen Studien. Verwahrlost in seiner ersten Erziehung, hatte er in seiner Jugend die geistige Nahrung kaum kosten gelernt, als er sie allen andern Vergnügungen vorzog. Der Ruf zum Throne war nicht das angenehmste, was ihm begegnen konnte, weil dieser Ruf ihn seinen Lieblingsbeschäftigungen entzog. Wie sehr das Streben nach höherer Bildung für ihn Bedürfniß war, erkennt man am besten daraus, daß er, belastet mit den Regierungssorgen, beunruhigt von Feinden, stets beschäftigt mit Planen, sich vor auswärtigen Angriffen sicher zu stellen, doch täglich einige Stunden dem Studiren widmete. Dieß wurde ihm aber nur dadurch möglich, daß er mit seiner Zeit eben so wirthschaftlich umging, wie mit seinen Einkünften. Aus Mangel einer Uhr bediente er sich einer eigenen Art Kerzen, welche vier Stunden brannten, um nach deren Abbrennen die Zeit zu messen, und die Geschäfte in Ordnung zu treiben. Ein Dritttheil der Tags und der Nacht war dem Essen, dem Schlaf und der Pflege des Körpers, das andere den Geschäften, und das Dritte dem Studiren gewidmet. Der ununterbrochene Fleiß, den er auf die

Aus-

Ausbildung seiner großen Gaben wendete, war Ursache, daß er in Rücksicht seiner persönlichen Kenntnisse alle seine Zeitgenossen weit hinter sich ließ. Er war der beste Dichter und der beste Mathematiker seiner Zeit, und eben so verhielt sich's in Ansehung einiger andern Zweige der Künste und Wissenschaften.

Niemand wußte den Umgang mit Gelehrten mehr zu schätzen und besser zu benutzen, als Alfred. Immer mußten sie in seiner Nähe seyn, und seine angenehmste Erholung waren die wissenschaftlichen Untersuchungen und literarischen Gespräche, die er mit ihnen anstellte. Da in England ein großer Mangel an guten, wissenschaftlich gebildeten Köpfen war, so ließ er vom Auslande Gelehrte kommen, die seinen Wünschen entsprachen. In Irland, das damals einer glücklichen Ruhe genoß, und daher auch auf einer höhern Stufe der Kultur, als England, stand, fand er den berühmten Johann, der unter dem Beinamen des Hiberniers bekannt war, ein Mann, der in Griechenland und Italien gewesen war, sogar die arabische Sprache verstand, und von Königen und Fürsten geehrt wurde. Aus Sachsen berief er einen andern Gelehrten. Wie alle große Geister wußte er auch in Lumpen den zu finden, der eines Talars würdig war, und ein Schweinjunge, den er zufällig kennen lernte und prüfte, ward in der Folge einer der gelehrtesten Bischöfe. Der vornehmste Günstling des Königs scheint Asserius gewesen zu seyn, der immer um ihn war, gemeinschaftlich mit ihm studirte, und ihm in der Ausführung aller seiner literarischen Absichten behülflich war.

Alfreds Wissen war nicht ein Schatz, den er in seinem eigenen Busen verschloß, und den er blos zu seiner Privatunterhaltung aufbewahrte. Er sah

wohl

wohl ein, daß der physische Zustand einer Nation so lange unvollkommen bleibt, als ihn nicht die Bildung des Verstandes durch Wissenschaft erhöhet. Nichts lag ihm daher mehr am Herzen, als seine Unterthanen aufzuklären und zu bessern, und mit Eifer ergriff er jedes Mittel, das zu einem so erwünschten Ziele etwas beitragen konnte. England war aber unter den beständigen kriegerischen Unruhen in eine schröckliche Barbarei und Unwissenheit versunken. Es bedurfte nicht blos des Wiederaufbauens, es bedurfte selbst der Legung eines neuen Grundes zur geistigen Bildung. Die Geistlichen, als die eigentlichen Lehrer des Volks, ermangelten sogar der nothdürftigsten Kenntnisse. Die römischen Missionarien, das heißt jene aus Italien, Frankreich, Spanien, Britannien, welche auf den alten Fuß in ihren Klostenschulen unterrichtet waren, hatten doch immer einige wissenschaftliche Kenntnisse inne, und ihre Sitten waren im Ganzen milder; die sächsischen Priester, welche ihnen folgten, gingen größtentheils zum Altar, wie der Bettler zur Klostersuppe. Viele konnten nicht lesen, und die meisten lebten brutal, wie das in seine Dummheit dahin gegebene Sklavenvolk, welches vom Teufel etwas, von Gott gar nichts wußte. Klagte doch Alfred beim Anfange seiner Regierung, daß er an der Südseite der Themse nicht einen einzigen Mann gekannt habe, der einen lateinischen Text aus der Bibel zu erklären im Stande gewesen wäre. Fast alle Bibliotheken waren verbrannt, die Schulen hatten aufgehört.

Mit liebender Sorgfalt, und durch alle Mittel, welche den Königen zu Gebote stehen, förderte Alfred das schöne Werk, seine Nation der Barbarei und Unwissenheit zu entreissen. Einer der ersten

Schritte,

Schritte, den er zu diesem Ende that, war, daß er aus den brittischen Klöstern und auch vom festen Lande so viel Gelehrte, als möglich, zu sich berief, die er mit offenen Armen aufnahm, sie zu seinen auserwählten Gesellschaftern und Freunden machte, und sie durch die höchsten Gunst- und Ehrenbezeugungen aufmunterte. In Gemeinschaft mit ihnen und mit ihrer Hülfe errichtete er eine Menge Schulen zum Unterricht seines Volks.

Um den Pfad der Erkenntniß noch bequemer für die englische Nation zu machen, gebrauchte er die fähigsten Köpfe, die er um sich hatte, solche Bücher zu schreiben, die zur Belehrung des großen Haufens eingerichtet, und dieser Absicht angemessen waren. Da er nur Wenige fand, die fähig waren, seine Plane auszuführen, so ward er selbst Autor, und verfertigte eine so große Menge verschiedener Schriften, daß man kaum begreifen kann, wie er mitten unter den gefährlichen Kriegen und den wichtigen Staatsangelegenheiten, die ihn unaufhörlich beschäftigten, Muße finden konnte, sie zu schreiben. Der Beweggrund, der seine literarischen Arbeiten veranlaßte, macht ihm Ehre. Er schrieb nicht aus Eitelkeit, auch nicht aus Begierde, einen wirklich ehrenvollen Ruf zu erlangen, sondern einzig in der Absicht, das Wohl seiner Unterthanen, und das Beste der Menschen überhaupt, zu befördern. Er übernahm dieß mühselige Geschäft, weil kein Anderer so geschickt dazu war, als er. Viele seiner Schriften bezogen sich auf die großen Gegenstände, Staatsverfassung und Gesetze, und andere waren für sein Volk überhaupt dienlich und nützlich. Sie hatten die Absicht, ihm wahre Frömmigkeit einzuflößen, seine Aufmerksamkeit auf die moralischen Tugenden rege zu machen,

und

und ihm eine unschuldige Unterhaltung zu verschaffen. Als Freund der Poesie schrieb er eine Menge Gedichte, Fabeln und kleine philosophische Erzählungen, die den Geist aufklären und das Herz zur Tugend bilden können. In eben dieser Absicht übersetzte er die lehrreichen Fabeln des Aesop aus dem Griechischen in die angelsächsische Landessprache; ferner die philosophischen Tröstungen des Boëthius, und andere, besonders historische Schriften. Die Kirchengeschichte des Beda, und das mit sehr wichtigen Ergänzungen und Zusätzen bereicherte Werk des Orosius gegen die Heiden, beide von dem Könige übersetzt, besitzen wir noch.

Die Art, wie Alfred bei Abfassung der von ihm übersetzten Schriften zu Werke ging, verdient bemerkt zu werden. Die Gelehrten, welche um ihn waren, mußten ihm den wesentlichen Sinn des Schriftstellers aufsetzen, und er legte ihm dann nur ein schickliches Gewand an; nicht mit ängstlicher Rücksicht auf die buchstäbliche Bedeutung, sondern auf eine freie Art, und mit solchen Aenderungen und Zusätzen, wie seine Absichten zum Besten seiner Unterthanen sie erfoderten. Er übernahm dieses ganze Geschäft darum, weil er einen vorzüglich klaren, leichten und fließenden Styl hatte, der zur Belehrung und Unterhaltung der Nation geschickter und angemessener war, als der Styl bloßer Schulgelehrten gewesen seyn würde.

Alfred richtete seine Aufmerksamkeit nicht blos auf seine eigene Zeiten, sondern hatte zugleich, bei den meisten seiner Unternehmungen, die edelsten Absichten auf das Wohl der Nachwelt. Außer den Schulen, die er an verschiedenen Orten stiftete, befahl er, daß keiner das Amt und die Würde einer Magistratsperson übernehmen sollte, der nicht in den Wissenschaften

ten bewandert wäre. Und damit es nie an einer hinlänglichen Anzahl Männer fehlen möchte, die im Stande wären, die verschiedenen öffentlichen Aemter zu verwalten, so zwang er diejenigen, welche hinreichendes Vermögen besaßen, durch ein Gesetz, ihren Kindern eine darauf hinzweckende Erziehung zu geben. Ein Hauptpunkt, der seine Sorge für die Nachkommenschaft bewies, und seinen Namen besonders berühmt machte, war, daß er die Universität Oxford stiftete. Er ließ daselbst drei Hallen errichten, in deren jeder sechs und zwanzig Studenten erzogen wurden. Die Wissenschaften, welche hier gelehrt wurden, waren Theologie, Logik, Musik, Geometrie, Astronomie, Grammatik und Rhetorik. Die geschicktesten Männer der Zeit wurden zu Lehrern bestellt, und Oxford behauptet noch jetzt unter allen gelehrten Stiftungen der kultivirten Welt eine der ersten Stellen. Diese Hochschule hat vielleicht ihres gleichen nicht an Anzahl und Pracht der Collegien und öffentlichen Gebäude, an Größe und Glanz der Bibliotheken, an Menge der Lehrer und Zöglinge, an reichen Stiftungen und Einkünften, und an mannigfaltigen Annehmlichkeiten.

Aufmerksam auf alles, was den Flor eines Staates befördern kann, bemühte sich Alfred, neben der eigentlichen Gelehrsamkeit, auch die mechanischen Künste zu befördern. Seine Freigebigkeit suchte die Künstler in allen Enden der Welt auf. Nie gab er zu, daß Jemand, der eine nützliche oder sinnreiche Kunst erfunden oder vervollkommnet hatte, unbelohnt bliebe. Unternehmende Leute, deren Genie und gute Sitten er kannte, wurden von ihm mit fürstlicher Großmuth unterstützt.

Alfred kämpfte lange mit den Beschwerden eines schwäch-

schwächlichen Körpers, und das, was er geleistet hat, erscheint um so bewundernswürdiger, wenn man es mit der kleinen Zahl von Jahren vergleicht, die er lebte. Er starb 901 in den schönsten Jahren der männlichen Kraft und in der vollen Stärke seines Geistes, nach einem Leben von drei und fünfzig, und einer ruhmvollen Regierung von neun und zwanzig und einem halben Jahre. Sein Name steht in den Jahrbüchern des Ruhms, und die Geschichte wird nie von großen Fürsten sprechen, ohne Alfreds Bild zu zeichnen. Keiner seiner Vorgänger und Nachfolger glich ihm an Geistesgröße und an Verdiensten um den Staat und um die Kirche. Beharrlich und doch lenkbar, gemäßigt und doch unternehmend, gerecht und doch barmherzig, streng bei Befehlen und doch gelind im Umgang, war er ein Muster der Fürsten und eine Zierde der Menschheit. Wenn seine Religionsgrundsätze auch einigen Anstrich von dem Geiste der Zeit hatten, in der er lebte, so war er doch über den gemeinen Aberglauben weit erhaben. Selbst seine Person hatte die Natur mit hohen Vorzügen begabt. Stärke und majestätisches Ansehen und ein einnehmendes offenes Gesicht verschafften ihm Achtung und Bewunderung. Er verband kriegerischen Geist, wie das Bedürfniß des Vaterlandes ihn erheischte, mit dem sanften Sinn des Friedens, der Bildung und der Gerechtigkeit. Er war der beste Ritter, der trefflichste Jäger seiner Zeit. Sein Hof war öfters, der glänzenden Turniere wegen, der Sammelplatz aller Edeln des Landes; seine Jagden dienten dazu, allen den Raubthieren nachzustellen, die damals die Wälder unsicher machten.

Alfred war nur einmal verheirathet. Die Geschichte sagt uns nichts von seiner Liebe; nur eine

alte

alte Ballade hat manche Züge davon aufbehalten. Wahr oder unwahr, ist sie ein rührendes Denkmal alter Einfachheit und Sitte, zärtlicher Liebe und Kindespflicht.

Als Alfred, unter dem Namen Wulf, in Verborgenheit unter dem Hirten lebte, sank er einst, von einem feindlichen Wurfspies getroffen, in Athelnays Sümpfe darnieder. Treue Freunde brachten ihn auf das Schloß Edelberts, eines sächsischen Grafen, wo so mancher verscheuchte Sachse Schutz hinter den hohen Wällen fand, welche die fremden Barbaren nicht zu stürmen vermochten. Alfred war kaum in das Gemach getragen worden, als die schöne Alswitha, des Grafen Tochter, erschien, und den verwundeten Arm mit heilenden Kräutersäften verband. Ruhe und die jugendliche kräftige Natur gaben Alfreden bald neues Leben, und als die Wunde am Arme heilte, da fühlte er nur eine neue im Herzen, die er von der Tugend und Schönheit der sanften Alswitha erhalten hatte. Er war ihr Dank schuldig, und dieser geht so leicht in Liebe über. Alfred fand keinen Grund, den zärtlichen Empfindungen, die sein Herz durchströmten, zu widerstehen; allein er wollte um sein selbst willen geliebt seyn. Noch lag es aber nicht in seinem Plane, mit der Krone zu glänzen, die er weislich abgenommen hatte. Er suchte daher wohl durch seine Bescheidenheit und Rede, und durch Huldigungen aller Art, das Herz der schönen Alswitha zu erobern; aber er hütete sich auch, den Widerspruch zu lösen, der zwischen seinem anscheinenden Stande und seinem adeligen Benehmen ins Auge fiel. Er sang seine Liebe auf der Harfe, wenn Alswithens Vater im rauhen Forste dem Wolfe nachjagte. Er schrieb, war er daheim, zärtliche Minnelieder, er schilderte ihr seine

Reisen

Reisen nach Rom, die Pracht dieser Capitale, die Gefahren, die Thaten in den Schlachten, denen er beigewohnt hatte. Sie staunte, bewunderte, schätzte, liebte den Mann, ehe sie es ahnete. Viele kühne, mannhafte Ritter waren auf der Burg ihres Vaters gewesen; aber Keiner hatte so viel Anmuth, so viel Künste, Schönheit und Sitte mit Tapferkeit vereint, als dieser, und oft ruhte ihr Blick mit Staunen auf Alfreden, um das Geheimniß, das sie ahnete, zu durchspähen. Begegneten aber zuweilen ihre Blicke den seinigen, dann richtete sie hocherröthend sittsam die Blicke zum Boden. Sie erschrack, und wußte nicht, sollte sie sich ihm entziehen oder bleiben. Er aber gestand offen seine Liebe, und bat um Gegenliebe.

Alswitha gedachte ihres Standes, und dessen, was sie ihrem Vater schuldig war. Nicht ohne Entrüstung führte sie ihm zu Gemüthe, was er sich, ein gemeiner Freier, und vielleicht das kaum, erkühne, auf eines ebenbürtigen vornehmen Grafen Tochter sein Auge zu richten. Doch die Liebe tadelte ihren Stolz, und sittsam, doch sanfter, bat sie ihn, davon abzustehen. Ein Seufzer, heiße Thränen, die ihre Wangen netzten, zeigten, was ihr Herz empfand, als sie ihn so von sich weisen mußte.

„Also, wenn ich ein Edler wäre, fragte Alfred? und weil ich keiner bin, so muß ich unbegünstigt scheiden?"

„Soll ich etwas thun, was meinen Vater betrüben würde? versetzte Alswitha. Das bleibe fern!" rief sie, fromm die Hände faltend, mit einem Blicke zum Himmel aus. Aber Alfred sah und fühlte es, daß er geliebt wurde. Als daher seine Wunde ganz heil, und kein Vorwand mehr da war, auf der Burg

zu

zu verweilen, da sank er, als er mit Alswitha allein war, zu ihren Füßen, neigte sich tief, ergriff ihre Hand, und drückte sie an sein Herz. „Nun so wißt, sprach er, nicht unedles Blut fließt in meinen Adern. Das Schwerdt allein war bis jetzt Zeuge davon. Wenn ihr mehr erfahren werdet: darf ich dann hoffen?"

„Meines Vaters Wille ist der meine," sagte sie sanft, und duldete die Küsse, mit denen er ihre zarte Hand bedeckte. Als aber der Graf zurückkehrte, empfahl er sich demselben, und dankte ihm und ihr für alle bewiesene Güte und Gastfreundschaft. „Bald wird vermuthlich, sagte er noch, die Zeit kommen, wo ich besser, als mit Worten, meinen Dank werde bezeugen können." Auch der Graf staunte über den tapferen Kämpen. Es mahnte ihn, wenn er sich Alles dessen erinnerte, was er gesehen, gehört und bemerkt hatte, daß Wulf mehr seyn möchte, als er schien. Er sprach öfters des Abends, wenn der rauhe Nord ihn daheim hielt, mit der sittsamen Alswitha von dem geheimnißvollen Wesen des braven Wulf.

Alfreds Zärtlichkeit gegen seine Geliebte wurde durch die Trennung nur noch vermehrt. Aber er bekämpfte seine Leidenschaft, denn er wollte Krone und Gemahlin mit Einem Schlage erobern. Erst als er vor Adurs Schlosse die Normänner vernichtet und sich als König gezeigt hatte, und nun sicher war, es bleiben zu können, feierte er seinen Sieg durch ein prächtiges Ritterspiel. Aus ganz England entbot er, es zu verherrlichen, die schönsten Jungfrauen und die edelsten Ritter. Den alten Grafen Edelbert ließ er mit Alswithen besonders einladen. Noch wußten sie nicht, daß Alfred und Wulf eines wären; erst als sie ankamen, erfuhr Edelbert, daß er des Königs Vater werden sollte. Auf dem goldenen Throne saß

dieser, und neben ihm sollte die Schönste Platz nehmen, um die Preise den Siegern zu spenden. Als nun Edelberth auf sein Verlangen Alswithen dahin führt, und als Alfred herabsteigt, sie hinauf zu begleiten, und sie ihn im königlichen Schmucke erkennt, da sinkt sie vor ihm auf die Kniee. Er aber hebt sie zärtlich auf, führt die zitternde und hocherröthende Jungfrau auf den Stuhl zu seiner Linken, und fragt: „Darf Alfred hoffen auf das, was Wulf nicht erhalten konnte?“ Sie schlug die Augen nieder, und sagte leise: „Die den Krieger Wulf liebte, wird auch nie vergessen, wie sie den König Alfred zu ehren hat.“ Alle Ritter und Edeln jauchzten, als sie den König und seine schöne Braut sahen.

So weit die alte Sage. — Alfred zeugte mit seiner Gemahlin zwei Söhne, wovon der Eine frühe starb, der Andere ihm in der Regierung folgte, und eben so viel Töchter, deren Nachkommen bis auf unsere Tage in England und Schottland, in Frankreichs und Deutschlands Fluren herrschten.

---

# Vierte Abtheilung.

# Kriegerische Ereignisse.

## I. Kriegerische Einfälle der Ungarn in Deutschland.

### In den Jahren 899 bis 955.

1.

Vaterland und Lebensweise der Ungarn. Sie verheeren Baiern und Sachsen.

Eine schröckliche Geißel für Deutschland waren in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts die Ungarn, eine große Horde Calmudischen Stammes, die sich selbst Magyaren nannten. Durch unbekannte Revolutionen wurde diese kriegerische Barbaren-Nation, wie viele andere Steppenvölker Hoch- und Nordasiens, allmählich über die Wolga und den Don nach Europa getrieben, und hauste mehrere Jahrhunderte in den weiten Ländern Südrußlands. Gegen das Ende des neunten Jahrhundeets zogen sieben ihrer Stämme,

me, mit denselben noch ein fremder Stamm, über die Karpathen herüber, und drangen in das heutige Ungarn ein. Jeder Stamm machte für sich ein Ganzes aus, hatte sein besonderes Oberhaupt und seine besonderen Wohnplätze. Sämmtliche Stämme standen in einem Vereine, und wenn sie zum Kriege auszogen, wählten sie ein gemeinschaftliches Oberhaupt, dem sie pünktlichen Gehorsam leisteten. In Sitten, Charakter und Verfassung hatten die Ungarn viele Aehnlichkeit mit den Hunnen, für deren Abkömmlinge sie auch von Einigen gehalten wurden. Alles trug den Stempel der Barbarei. Unstet, unter Gezelten hausend, den Ackerbau und bürgerlichen Fleiß verachtend, begehrten sie nur Raub und Krieg, lebten von Pferdefleisch und Stutenmilch, waren der edleren Gottesverehrung fremd, und fast fremd dem menschlichen Gefühl. Wohin ihre Kriegsschaaren drangen, da ward das Land zur Wüste. Die Väter lehrten die Knaben, wie man Städte verbrennen, und Länder zu rauchenden Feldlagern machen könne. Gewöhnlich stritten sie auf flüchtigen Pferden, die sie fast niemals verließen; Pferdeheerden waren ihr größter Reichthum, und um die Gottheit zu versöhnen, wurden Pferde geopfert und festlich verschmaust. Bogen von Horn und lange Pfeile waren ihre vorzüglichsten Waffen, und sie wußten dieselben mit großer Fertigkeit abzuschießen. Kinder und Knechte wurden täglich im Reiten und Schießen geübt. Sie fochten ohne Ordnung, und schossen einen Pfeilregen sowohl im Vorrücken als im Fliehen auf den Feind ab. Ihre Angriffe geschahen mit größter Behendigkeit, und ihre verstellten Rückzüge dienten, den unkundigen Feind in's Verderben zu locken. Die, welche in ihre Hände fielen, wurden grausam behandelt. Zuweilen sog man frisch erschlagenen Menschen das warme Blut aus,

 und

und das Herz des Menschen wurde als eine leckerhafte Arznei verschluckt. Ihrer Bildung nach waren sie noch im zwölften Jahrhundert schmalen und niedrigen Wuchses, schmutzigen Ansehens mit kleinen tief einliegenden Augen und gegen andere Westeuropäer kaum für Menschen zu achten. Das Haupt schoren sie kahl ab, und ritzten den neugebornen Kindern schon die Wangen auf, um sie zeitig abzuhärten, und an Schmerzen zu gewöhnen, oder vielmehr, weil das Volk sich dadurch schmücken wollte, das außer Filz und Thierhäuten keine andere Bekleidung und Schmuckmittel hatte.

So fruchtbar der beträchtlichste Theil des großen Landes war, das die Ungarn bewohnten, und so gewiß sie für sich und ihre Heerden Raum genug hier gefunden hätten, so erfuhr doch bald ganz Deutschland, Oberitalien und endlich selbst Südfrankreich, daß wieder Horden, wie weiland Attila's seine, nach Europa gekommen wären. Gleich andern rohen Nationen, die von Zeit zu Zeit aus Asien gekommen waren, machten sie ein Geschäfte daraus, aller Welt Feind zu seyn, und rund um sich her zu rauben und zu verwüsten. Unglücklicher Weise zeigte ihnen der deutsche König Arnulf selbst den Weg über die Gebirge, die Ungarn im Nordwesten von Deutschland, Mähren und Schlesien scheiden. Er lud sie ein, ihm gegen die übermüthigen Mähren, mit denen er im Krieg begriffen war, beizustehen. Sie kamen, unzählbar auf Rossen, und wohin sie sich wendeten, wurde das Land eine grauenvolle Wüste. Diesem ersten Einfalle folgten bald mehrere, und als Arnulf im Jahr 899 gestorben war, verging selten ein Jahr, da sie nicht Deutschland feindlich heimsuchten, und mit so fürchterlicher Wuth verheerten, daß dadurch fast alle Kultur, die Karl der Große eingeführt hatte,

wieder

wieder zu Grunde ging, und das Reich in seine vorige Barbarei zurück fiel. Sonderbar, daß die von den barbarischen Horden gemißhandelten Völker keine Bündnisse gegen sie schloßen, und lange Zeit keine gehörigen Anstalten trafen, um neue Anfälle kräftig abzuwehren. Man begnügte sich, Gott um Errettung von den Wurfspießen der Barbaren zu bitten (ab Vngarorum nos, defendas jaculis!) So lange man aber nur Bußtage hielt, wurde freilich dem Elend nicht gesteuert.

Baiern war die erste Provinz, die von den Barbaren angefallen wurde. Nachdem sie sich durch Kundschafter von der Beschaffenheit des Landes unterrichtet hatten, drangen sie in großen Schwärmen durch das wehrlose Mähren in das Osterland Baierns und über den Ensstrom. Aus weiter Ferne verkündeten Rauch und Feuersäulen der brennenden Ortschaften ihre Ankunft. Das uralte Münster auf einem Hügel des lieblichen Kremsthals; das den heiligen Florian, in schöner und fruchtbarer Landschaft, auf grünen Höhen lobende Kloster, loderte vor allen zuerst. Dann kamen sie mit Sturmesschnelle, und fünfzig Meilen weit und breit war alles ein Schauplatz wilder Verheerung. Es war ein grausames, reißenden Thieren vergleichbares Geschlecht, das durch seine entsetzliche Gestalt, mit nacktgeschornem Kopfe, tiefliegenden Augen neben kaum sichtbarer Nase und braungelbem Angesicht, schon von weitem Entsetzen einflößte. Die Unholden fraßen rohes Fleisch und tranken Blut. Mit unglaublicher Sicherheit schnellten sie aus der weitesten Ferne ihre Pfeile vom Bogen, und ihren behenden Rossen vermochte kein Verfolgter zu entfliehen. Feste Plätze ließen sie unbelagert. Gleich furchtbar im Angriff, wie in oft verstellter Flucht,

würden sie unwiderstehlich gewesen seyn, wenn sie eben so viel Beharrlichkeit als Ungestüm bewiesen hätten.

Gegen diese barbarischen Verwüster waffnete sich Luitpold, der Markgraf von der Ens, und der Bischof Richard von Passau. Aber die Ungarn waren eben so jählings verstoben, als gekommen. Nur einen ihrer Haufen, der sich verspätet hatte, ertappte man noch am nördlichen Donauufer. Wiewohl fast ohne eigenen Verlust bei zwölfhundert Mann erlegt wurden, so war doch die Rache gering, denn die große Menge war bereits in Sicherheit, und bezeichnete den Rückweg durch die Spur des Kommens. Darauf ward, nicht weit vom Einfluß der Ens in die Donau, die Festung Ensburg zur Hut gegen die Feinde gebauet, und dem Bischof von Passau, als Ersatz für die eingeäscherten Klöster, gegeben. Allein das focht die wilden Ungarn wenig an. Ihre schweifenden Banden durchliefen die kärnthischen Thäler, und plünderten weit hinauf in's Gebirg. Obgleich geschlagen und verjagt, kamen sie bald wieder, und erneuerten die alten Greuel. Dieß geschah besonders im Jahr 907, da sie mit größerer Macht denn zuvor über die Save und Raab in Baiern eindrangen.

Der deutsche König Ludwig, wegen seines jugendlichen Alters das Kind genannt, suchte dem weitern Vordringen der Barbaren Einhalt zu thun. Er versammelte ein starkes Heer vieler Grafen, Bischöfe und Aebte, mit ihren Dienstleuten an der bei der Ensmündung erbauten Feste. Die Hauptmacht übergab er dem Markgrafen Luitpold, der Baiern edelm Herzoge, und sandte ihn weiter hinab an die Donau, wo jenseit derselben die Ungarn ihr Lager hatten; er selbst blieb zur Nachhut mit einem Kriegshaufen an der Ens. Aber bei nächtlicher Weile, als die Deutschen allzu sorglos schliefen, schwammen die leicht bewaff-

waffneten gelenken Ungarn unbemerkt über den Donaustrom, stürzten mit dem Schwerdt in das Lager der Christen, und stifteten darin ein grausames Blutbad. Die Baiern, wie die Deutschen jener Zeit überhaupt, hatten noch zum Kriege meistens Fußvolk, schwer bewaffnet mit Panzerhemden, Bickelhauben, Tartschen, langen Schwerdtern, Pfeilen und Bogen; die Reiterei, fast ganz in Eisen gehüllt, war so unbehülflich, daß sie den leichtberittenen Ungarn kaum beizukommen im Stande war. Drei Tage lang währte bei diesem nächtlichen Ueberfalle am Donaustrom, das Morden. Der tapfere Herzog Luitpold, der Erzbischof Dietmar von Salzburg, der Bischof Otto von Freisingen, der Bischof Zacharias von Seben, und mit ihnen noch andere tapfere Aebte und Grafen, fanden ihren Tod; nur Wenigen gelang es, sich durch die Flucht zu retten, und zum Könige Ludwig an die Ens zu gelangen. Dieser, der den Seinigen Hülfe bringen wollte, fiel selbst, durch arglistige Flucht der Feinde in einen Hinterhalt gelockt, der unversehens aus den Wäldern hervorbrach, und entkam nur mit Mühe nach Passau. Nun überschwemmte die ungarische Heermenge das offene Baierland. Alles Leben wich, wohin die Verderber traten. Viele Dörfer loderten; Regensburg selbst, kaum aus der Asche entstanden, noch ohne Ringmauern, ging in Flammen auf. Von drei und fünfzig Klöstern des Landes stürzten ein und zwanzig öde zusammen. Freising, Alt-Oetting, Schlechtorf, das obere und niedere Altaich, Wessobrunn, Thierhaupten, die Zellen am Tegern- und Schliersee, Osterhofen, wo die königliche Pfalz und der alten Fürsten aus Baiern Begräbniß war, neben vielen andern Gotteshäusern, wurden in Schutt und Steinhaufen verwandelt. Priester verkauften ihre Chorröcke, Meßgewänder, silbernes und goldenes Geschirr,

schirr, Zierden und Güter der Kirchen, und gaben alles den Unglaubigen, um sie zum Frieden zu bewegen. Diese schleppten unermeßliche Beute davon. Viele tausend Männer, Weiber und Kinder, mit den Haaren zusammen gebunden, wurden gleich Viehheerden in die Knechtschaft nach Ungarn getrieben. Glücklich durften sich diejenigen preisen, welche Leben und Freiheit durch Lösegeld zu retten vermochten. Nur zuweilen wagte es die Verzweiflung, einen schwachen Widerstand zu leisten. So verlegten baierische Landleute bei Lengfeld den Räubern den Weg zwischen Fels und Wasser an der Donau, um die Gefangenen zu befreien, aber Alle wurden erschlagen oder zersprengt.

Als Baiern verheert und ausgeplündert war, brach das Ungewitter über Sachsen und Thüringen los. Ein mächtiger wendischer Stamm machte mit den Ungarn gemeine Sache, und beide wetteiferten in Grausamkeiten. Der Herzog Burchard von Thüringen stellte sich ihnen entgegen, verlor aber Schlacht und Leben. Reiche Beute war die Frucht dieses Sieges, und die Begierde nach mehrerer die Folge. Die Reihe traf bald nachher Schwaben, und nach dessen Verwüstung drangen die Barbaren in Franken ein. Das Entsetzen durchlief die Gemüther, niemand wagte mehr gegen die Unholde zu kämpfen. Umsonst bot König Ludwig den Heerbann gegen sie auf, und drohte jeden henken zu lassen, der den Kampf scheuen würde. Schmählicher Tribut blieb das einzige Mittel zur Erringung — nicht des Friedens, sondern nur eines unsichern Stillstandes.

So viele Unfälle machten einen Eindruck auf die Nation, der für den König Ludwig nicht günstig war. Man giebt sich in solchen Fällen selten Mühe, die wahre Quelle aufzusuchen, weil es viel bequemer ist, einzelnen Personen die Schuld beizumessen. So ent:

entdeckten die Deutschen jetzt erst, daß ihr König noch ein junger Herr sey, und die biblische Stelle: Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist! schien so vorzüglich auf Deutschlands Zustand zu passen, daß sie zum allgemeinen Waidspruch ward. Hatte die gemeine Meinung Recht, so gab Ludwig jetzt durch seinen frühzeitigen Tod die bequemste Gelegenheit zu günstigern Aussichten. Er starb, von Kummer erdrückt, im achtzehnten Jahre seines Alters, am zwanzigsten Junius 911, unvermählt. Mit ihm hatte Karls des Großen Regentenstamm ein Ende.

## 2.

### Deutschland unter dem Könige Konrad. Die Ungarn benutzen die Verwirrung im Reich.

Deutschland bestand damals aus fünf Hauptnationen, den Franken, Sachsen, Baiern, Schwaben und Lothringern. Jede derselben hatte ihren eigenen Herzog, jede beinahe ihr eigenes Interesse. Das gemeinschaftliche Band, das sie zu einem Körper vereinigen sollte, ward immer loser, je schwächer und ohnmächtiger die Könige wurden. Man findet sie daher um diese Zeiten selten mehr in Gemeinschaft gegen den Feind ausziehen, und mehrmals war der Nationaldünkel einer Nation, die sich aus diesem oder jenem Grunde besser als die andern zu seyn dünkte, und die daher entstandene gegenseitige Abneigung, der Zunder zu Mißhelligkeiten, welche den deutschen Staatskörper zu zertrümmern drohten. Es war daher auch mit Recht zu befürchten, daß nach Erlöschung des bisherigen Regentenstammes die verschiedenen deutschen Nationen zu einer neuen Königswahl

sich

sich nicht würden vereinigen können. Aber zum Glück für Deutschland stimmten wenigstens die beiden Hauptvölker, Franken und Sachsen, in der Ueberzeugung überein, die bisherige Verbindung der deutschen Nation müsse durch die Wahl eines gemeinschaftlichen Königes aufrecht erhalten werden.

Die Sachsen hatten damals einen Herzog Otto, der sich auszeichnete durch ein kluges Wesen in allen seinen Geschäften, durch großmüthige Denkungsart in allen seinen Handlungen, verbunden mit einer alles begeisterten Liebe für das Vaterland; so daß ihm, welcher gleichsam erhaben war über die gemeine Ansicht der Menschen, späterhin der schöne Beiname der Erlauchte zu Theil wurde. Da man jetzt bei der Wahl eines Königes vornemlich das Verdienst und die Brauchbarkeit, nicht aber die Abkunft des künftigen Oberhauptes in Anschlag brachte, so fiel die Wahl der Fürsten auf den Herzog Otto. Allein, schon mit grauen Haaren bedeckt, entsagte Otto willig dem Reitz der schimmernden Größe, und auf seine Empfehlung erhielt Konrad, Herzog der Franken, die deutsche Krone; denn er war bekannt als ein Mann, der nicht nur unter den Franken angesehen und mächtig war, sondern der auch mit vielen guten häuslichen Sitten männliche Tapferkeit und Tugend verband.

So lange der alte Herzog Otto, dessen Ansehen im Reiche unbeschränkt war, lebte, regierte Konrad in Frieden; kaum war aber dieser von hinnen gegangen, so zerfiel er fast mit allen deutschen Völkerschaften, und mußte alle Kräfte anstrengen, um sich auf dem wankenden Throne zu behaupten. Dieser innere Zwiespalt war für niemand erwünschter, als für die ungarischen Räuberhorden, die jetzt wieder die beste Gelegenheit fanden, ihre verheerenden Einfälle in

Deutsch-

Deutschland zu erneuern. Anstatt, daß die deutschen Nationen ihre ganze Macht hätten vereinigen sollen, um die Barbaren gemeinschaftlich zu bekämpfen, überließen sie vielmehr jede Provinz ihrem Schicksale. Daher fielen die raubsüchtigen Ungarn im Jahr 912 durch Böhmen und Meissen in Thüringen und Sachsen ein, und verheerten diese Lander ungestraft. Sie fanden zwar zuweilen in einzelnen Provinzen mächtigen Widerstand, und erlitten sogar im Jahr 913 am Inn, wo sie sich sorglos gelagert hatten, auf ihrem Rückzuge aus Schwaben eine starke Niederlage. Dieß hielt sie aber von neuen Streifzügen nicht ab. Schon im Jahr 915 kamen sie wieder, durchstreiften Thüringen und kamen bis nach Fulda, während ein anderer Schwarm Alemannien mit Feuer und Schwerdt verheerte. Im Jahr 917 drangen sie durch Schwaben bis nach Basel vor, zerstörten diese Stadt, brachen in Elsaß und Lothringen ein, und kehrten ungehindert mit reicher Beute zurück. Die unglücklichen Einwohner, die sie im Gefechte nicht niedergehauen hatten, ließen sie unter allerlei Martern sterben, verstümmelten sie an Händen und Füßen, oder schleppten sie in die Sklaverei.

Nie konnte Konrad Zeit gewinnen, diesen Unfällen zu begegnen; denn kaum hatte er in Deutschland selbst die Ruhe wieder hergestellt, so verkündete ihm ein siecher Körper seinen nahen Tod, nachdem er nur sechs Jahre die Königskrone getragen hatte.

Es verräth eine nicht gewöhnliche Seele, einen Feind, den man gehaßt und verfolgt, zum Erben einer Krone einzusetzen, deren Schwere eben durch diesen Feind sehr drückend geworden ist. Dieser Feind Konrads war der Herzog Heinrich von Sachsen, der gegen ihn die Waffen ergriffen hatte. Allein in der Nähe des Todes vergaß Konrad aller Feindschaft, und nur das Beste des Vaterlandes schwebte ihm vor

Augen.

Augen. Ueberzeugt, daß Heinrich, der Herzog von Sachsen, in jeder Rücksicht auf den Posten taugte, den ihm das Schicksal zu verlassen gebot, wünschte er diesen zu seinem Nachfolger zu erhalten. In dieser Absicht berief er seinen Bruder, den Herzog der Franken Eberhard, und alle Fürsten und Herren, welche um ihn waren, nach Limburg an der Lahn vor sein Krankenlager. „Ich fühle, mein Bruder, sprach er, daß ich sterben werde. Laß dir also deine eigene Wohlfahrt, und, was man von dir erwartet, das gemeine Wohl des Frankenreiches empfohlen seyn, wie ich dir es rathe. Wir sind im Stande, Heere zu stellen, haben Städte und Waffenvorrath, und alles, was zum königlichen Glanz gehört — nur Glück und Geschicklichkeit fehlen uns. Das aber besitzt im hohen Grade Heinrich; auf den Sachsen beruhet das Wohl des ganzen Staats. Nimm diese Kleinodien, die königliche Lanze, die Kleider und Geschmeide, und Schwerdt und Krone der alten Könige, gehe zum Heinrich und mache dir ihn zum Freund und Friedensgenossen auf immerdar. Warum sollst du und das Frankenvolk vor ihm erliegen? Er muß König werden und Fürst vieler Völker. Melde ihm, daß ich ihn euch zu meinem Nachfolger empfohlen habe."

So sprach der sterbende Konrad. Mit vieler Rührung und unter Thränen versprachen die Anwesenden, den Rath des Königs zu befolgen. Nach dieser That der Selbstverleugnung aus Vaterlandsliebe starb er im Jahr 919. Deutschland war unter ihm schwach und elend, weil er nicht im Stande war, den Eigenwillen der Häupter, die der Einheit des Volkes widerstrebend besondere Staaten bilden wollten, zu brechen. Doch kann man dem Könige nicht vorwerfen, daß er nicht das Rechte erkannt und zu fördern gestrebt habe.

## 3.

## Heinrich der Vogler, Deutschlands Retter.

Der Herzog Heinrich lebte in stolzer Einsamkeit, und ununterrichtet von diesen Begebenheiten, auf seinen Gütern am Harze, als die Abgeordneten der deutschen Stände zu ihm kamen, und ihm die Reichskleinodien überbrachten. Er war gerade mit Vogelfang und Waidewerk beschäftiget, daher nannten ihn die witzigen Chronikschreiber in der Folge den Finkler oder Vogelsteller; wie sie ihn vielleicht den Jäger oder den Fischer genannt haben würden, wenn er sich bei der Jagd oder beim Fischfang hätte finden lassen. Da Heinrich dem Antrage der Abgeordneten Gehör gab, so versammelten sich die Fürsten und Aeltesten der Franken und Sachsen auf einem Reichstage zu Fritzlar, und das Kriegsheer der Franken rief den Sachsenherzog zum Könige aus. Hierauf verlangte der Erzbischof Herigar von Mainz, ihn zu salben. Heinrich aber sprach: „Es ist mir genug, daß ich zuerst aus meinem Volke zur königlichen Würde gelangt bin. Euer Salböl und Diadem hebt Würdigern auf; für mich ist diese Ehre zu groß.“ Diese Rede ward von der Versammlung mit Beifall aufgenommen. Jeder hob freudig die Hände empor und rief mit lauten Glückwünschen dem Heinrich zum Königreich Heil zu.

Eine bessere Wahl hätte man unter den damaligen Umständen gar nicht treffen können, und Heinrich war ganz der Mann, wie ihn Deutschland bedurfte, und wie es noch keinen hervorgebracht hatte. Als er die Krone erhielt, schien das Reich zu zergehen und ein Raub der Feinde zu werden, welche es auf allen Seiten umgaben. Innerlich wüthete der

Unfriede in Fehden und Räubereien, auswärts war die Herrschaft dahin, und gegen die Einfälle der ungarischen Raubhorden gab es keinen Schutz. Aller dieser Ungebühr steuerte Heinrich mit Einsicht und unerschütterlicher Festigkeit, und es gelang ihm, in weniger als zwanzig Jahren Deutschland zur ersten Macht der Christenheit zu erheben. Und das that ein Mann, der weder lesen noch schreiben konnte, der weder einen geschäftskundigen Staatsrath, noch ein geübtes Kriegsheer, noch solche Anstalten und Einrichtungen vorfand, durch die große Unternehmungen leicht werden. Was er ausführte, geschah blos durch die Stärke seines großen Geistes und mit Hülfsmitteln, wie sie Erfahrung und Aufmerksamkeit seinem unverdorbenen Verstande darboten, und großentheils nur mit seinen Sachsen und Thüringern. In frühern Jahren riß ihn eine ungestüme Lebhaftigkeit zuweilen über die Grenzen der Gesetze und der Klugheit, ohnerachtet er für sehr fromm galt, und nach der gemeinen Sage seiner frühen Gottesfurcht haber zu so großer Weltherrlichkeit gelangte. War er doch in jungen Jahren mit seinem Vater, dem Herzoge Otto, beinahe ganz zu Fuß nach Rom, an die Gruft der heiligen Apostel gewallfahrtet, und hatte dort reuevoll Sünden gebüßt. Er war redlich und gerecht gegen Jeden, und zeigte frühe, bei männlicher großer Schönheit auch an Sitten großen Liebreiz. Dadurch gewann er die Herzen, und wurde der Liebling Aller, die um ihn waren. Seine Freundschaft war daurend, wie sein Wort. Unermüdliche Thätigkeit, Beharrlichkeit und unaufhaltsame Schnelligkeit im Streben nach einem Ziele bezeichneten ihn in allen seinen Handlungen. In seiner ganzen Regierung leiteten ihn, im Kriege wie im Frieden, Redlichkeit und Gerechtigkeit, selbst wenn sie sein Herz verwundeten. Nie führte er

als König einen ungerechten Krieg, nie verletzte er die Gesetze der Menschlichkeit. Ein unermeßliches Vermögen setzte ihn in den Stand, Werke der Wohlthätigkeit zu üben, und er that's mit aller Bereitwilligkeit. Am meisten war es ihm darum zu thun, daß die Gesetze regierten, und was er unternahm, geschah mit einer Lebhaftigkeit, die jedes Hinderniß niederwirft. So pflegte er es zu halten, wenn er, ein allberühmter Jäger, Hirsche oder Eber, Bären und reißende Thiere jagte, wo er wohl über vierzig in einem Jagen selbst ereilte; so, wenn er in Waffenübungen war, wo er allen Anwesenden Schrecken einjagte; so, wenn er die Feinde bekämpfte; so, wenn er Gott nnd seinen Heiligen diente. Er vertraute ihnen und ehrte die Ueberbleibsel heiliger Märtyrer, besonders in kriegerischer Gestalt, als Siegespfänder großer Thaten.

Die erste und größte Sorge Heinrichs ging dahin, die innere Ruhe und Eintracht im Vaterlande fest zu begründen. Dann erst durfte er das zweite Werk unternehmen, Deutschland von seinen Feinden und von großer Schmach zu befreien, und für die Zukunft davor zu bewahren. Die Wahl der Mittel, die er zu diesem Behuf anwendete, zeugt ganz von seiner Klugheit. Er wollte nur verbessern, nicht verderben. Dieß beweist vornemlich sein Betragen gegen den Herzog Burkhard von Schwaben und den Herzog Arnulf von Baiern, die ihm beide die Krone streitig machen wollten. Beiden fehlte es nicht an Macht, und der erstere hatte sich besonders noch den Ruf eines unwiderstehlichen Kriegers erworben. Heinrich wußte ihn zu gewinnen, ohne daß seine Nachgiebigkeit eine Furcht verrieth, und er belehnte ihn von neuem mit seinem Herzogthume. Hierauf wandte er sich nach Baiern, dessen Herzog mit ihm um den Thron zu kämpfen Miene machte. Ihn mit den

Waffen

Waffen zu bezwingen, würde wenigstens unersetzlicher Zeitverlust gewesen seyn, und den Thatendurstigen König zu lange mit unnützen Fehden aufgehalten haben. Er schlug daher lieber den Weg gütlicher Vorstellungen ein; eine Unterredung, hoffte er, sollte Frieden und Eintracht wieder herstellen. Während er die baierische Hauptstadt Regensburg belagerte, die Herzog Arnulf mit neuen Ringmauern und Streitthürmen umzogen hatte, ließ er ihm durch einen Herold entbieten, er solle kommen, die Sache mit ihm zwischen beiden Heeren auszumachen. Arnulf, eines Zweikampfes gewärtig, erschien gerüstet, Heinrich unbewehrt. „Ich habe, sprach der König, die Krone nicht gesucht, Gott hat sie mir gegeben. Wider wen streitest du also? Wärest du mein König geworden, ich würde dir gehorchen.“ Da erkannte Arnulf sein Unrecht, und ehrte Heinrichen als seinen König. Dafür bestätigte ihn dieser in seinem Herzogthum, und gab ihm noch obendrein das königliche Vorrecht, die Bisthümer in Baiern selbst zu verleihen. Sie schieden in Frieden.

So war binnen Jahresfrist Deutschland disseits des Rheins wieder vereiniget, und in einer Verfassung, welche für Oberhaupt und Volk gleich vortheilhaft war. Die verschiedenen Hauptnationen Deutschlands schienen unter Heinrichs Regierung ihrem Nationalstolze gänzlich entsagt zu haben, und ein harmonisches Ganzes zu bilden. Denn Heinrich besaß die Kunst, die Gemüther zu lenken, und selbst die besondere Zuneigung, die er gelegentlich für seine Sachsen blicken ließ, befremdete nicht, da er sonst gesetzmäßig regierte, und niemanden Unrecht that. Durch Klugheit und Tapferkeit gelang es ihm auch, ganz Lothringen wieder mit Deutschland zu vereinigen, und zur Erhaltung eines guten Vernehmens zwischen den

Be-

Bewohner beider Reiche gab er dem Herzog Giselbert von Lothringen seine Tochter Gerberg zur Ehe.

## 4.

### Neuer Einfall der Ungarn. Neunjähriger Waffenstillstand. Deutschlands neue Gestaltung.

Unterdessen durchdrang die deutschen Länder neues Schrecken: in furchtbaren Schwärmen näherten sich wieder die raubsüchtigen Ungarn den Grenzen. Aus Mähren, das sie damals im Besitz hatten, fielen sie unvermuthet in Baiern ein, belagerten Augsburg, von welchem Orte sie jedoch die Bitten des dasigen Bischofs wieder entfernten, drangen von da bis an den Bodensee, berennten das Kloster St. Gallen, so daß der Abt mit seinen Mönchen nach Appenzell fliehen mußte, und verwüsteten Franken und Elsaß. Ein anderer Heerhaufen drang in Sachsen ein, und verwüstete das offene Land mit Feuer und Schwerdt. Die Ungarn vergalten jetzt, was vor Zeiten Karl der Große in ihrem Lande an den Avaren gethan hatte.

Zum Unglück lag Heinrich den ganzen Sommer über, da die Feinde solche Grausamkeiten verübten, krank darnieder, und getraute sich nicht, mit seinen bisherigen Kriegsleuten den Ungarn im freien Felde zu widerstehen. Er gab daher nothgedrungen das platte Land preis, und schloß sich in die wenigen etwas verwahrten Schlösser ein, welche sein Land hatte, um auf einen oder den andern Vortheil zu lauern. Glücklicher Weise gelang es ihm, durch seine ausgeschickten Partheien einen der vornehmsten Anführer der Ungarn in seine Hände zu bekommen. Da diesen sehr viel an dessen Befreiung gelegen war, so

boten sie ein ansehnliches Lösegeld. Heinrich aber gab den Gefangenen nicht eher los, bis ihm die Ungarn einen neunjährigen Waffenstillstand bewilligten. Der Vertrag kam zu Stande, und die Ungarn kehrten unter der Bedingung, daß ihnen während des Waffenstillstandes ein jahrlicher Tribut bezahlt würde, in ihre Heimat zurück.

So sehr ein Tribut an die Ungarn Heinrichs Stolz beleidigte, so wenig sah er unter den obwaltenden Umständen ein Mittel, sich der Bezahlung desselben zu entziehen. Seit sechs und zwanzig Jahren hatten diese raubsüchtigen Feinde Deutschland auf's schröcklichste heimgesucht, und mit aller Anstrengung konnte man nicht verhindern, daß sie immer neue Einfälle machten, und sich als Sieger behaupteten. Der vornehmste Grund dieser auffallenden Erscheinung lag in dem großen Unterschiede zwischen der deutschen und der ungarischen Art Krieg zu führen. Die Ungarn, die sich auf die Kunst, in Schlachtordnung zu fechten, oder feste Plätze zu belagern, gar nicht verstanden, stritten zu Pferde, entweder mit schnellem Angriffe, oder mit verstellter Flucht. In der größten Hitze des Gefechtes wendeten sie sich schnell zum Rückzuge; bald aber drangen sie unvermuthet auf den sie verfolgenden Feind so lebhaft ein, daß sie demselben, gerade da er sich den Sieg versprach, am furchtbarsten sich zeigten. Die Pfeile schossen sie von ihren hörnernen Bogen mit solcher Sicherheit ab, daß dem Schusse derselben schwerlich auszuweichen war. Ihre leichten Pferde versagten ihnen keinen einzigen Dienst der Geschwindigkeit. Ganz das Gegentheil war das deutsche Kriegswesen und die deutsche Art zu fechten. Die Mannschaft der Deutschen bestand größtentheils noch aus Fußvolk; ihre ungleich schwächere Reiterei belasteten große Pferde und schwere Harnische. Nur

selten

selten trafen ihre Pfeile die äußerst schnell und leicht sich bewegenden Ungarn. Ihre schweren Lanzen, ihre Schwerdter und Streitäxte konnten ihnen bei Feinden, die so plötzlich angriffen und so schnell sich zurückzogen, wenig Dienste thun. Denkt man sich nun den furchtbaren Anblick der wilden Ungarn hinzu, so wird man die Furcht, die sie der Einbildungskraft der Deutschen einprägen mußten, sehr natürlich finden. Hierzu gesellten sich aber noch verschiedene andere, in der damaligen deutschen Verfassung liegende Ursachen, welche die Streifereien der Ungarn ungemein begünstigten. Die Gleichgültigkeit der verschiedenen deutschen Völkerschaften gegen das allgemeine Beste, ihre Uneinigkeit, ihre Eifersucht gegen einander; der Ehrgeiz und Trotz der mächtigsten Häuser, die sich im Besitz der herzoglichen und gräflichen Würden befanden, die in den Provinzen, wo ihre Güter lagen, großes Ansehen behaupteten; das Widerstreben der edeln Familien und der ihnen ergebenen Völker gegen Einrichtungen, die ihnen nicht gefielen: alle diese Aeußerungen der Anarchie, hatten nicht nur die ehemaligen Vertheidigungsanstalten und das Kriegswesen in Verfall gebracht, sondern waren auch Ursache, daß nie das ganze Reich gegen einen so furchtbaren Feind sich vereinigte. Bei jedem neuen Einfalle der Ungarn mußte daher die Provinz, die ihm blosgestellt war, sich so gut vertheidigen, als sie konnte.

Es war eine schwere Aufgabe, so viele Schwierigkeiten zu besiegen, und den deutschen Reichskörper gleichsam neu zu gestalten. Aber Heinrichs Einsicht und Thätigkeit gelang es, diese Aufgabe zu lösen. Während des neunjährigen Waffenstillstandes wurde er der Gründer von Ordnungen und Einrichtungen, die ihm ein unvergängliches Andenken sichern.

Die bei den Einfällen der Ungarn so oft gemachte

Bemerkung, wie wenig man im Stande wäre, den Einbrüchen fremder Völker Einhalt zu thun, da außer einigen Bergschlössern, Rittersitzen oder Klöstern alles aus einzelnen Höfen und offenen Dörfern bestand, brachte Heinrichen zuerst auf den Gedanken, zur Sicherheit der Einwohner Städte zu erbauen, uud sie mit Mauern, Thürmen und Thoren zu versehen; und die Noth bezwang bald die ursprüngliche Abneigung der Deutschen gegen diese Gräber der Freiheit. Um diese Städte zu bevölkern, wurde die Einrichtung getroffen, daß jeder neunte Freie zum Kriegsdienste verpflichtete Mann in die Stadt ziehen, für die auf dem Lande zurückgelassene acht Freie ein Haus bauen, und den dritten Theil aller Feldfrüchte, welche diese erzogen, jährlich einziehen und aufschütten mußte, damit sie in Kriegszeiten nicht nur einen haltbaren Zufluchtsort, sondern auch vorräthige Lebensmittel haben möchten. Daneben mußten alle Versammlungen, Gastmahle und andere Zusammenkünfte in Städten gehalten werden. Verschiedene Freiheiten und Vorzüge, die den Städten ertheilt wurden, halfen diese neue Einrichtung so angenehm zu machen, daß Deutschland in kurzer Zeit eine beträchtliche Zahl von Städten bekommen konnte. Manche Städte entstanden wahrscheinlich an Orten, wo schon mehrere Gebäude, etwa bischöfliche Kirchen, oder Klöster, oder Schlösser standen, die sodann in vergrößertem Umfange mit Mauern umgeben wurden. So sind zu Heinrichs Zeiten die Städte Quedlinburg, Nordhausen, Duderstadt, Goßlar, Meißen, Merseburg entstanden.

Durch diese Einrichtung war Deutschland gegen feindliche Verheerungen auf einer Seite sicher gestellt. Man konnte alles bewegliche Vermögen in die Städte brin-

bringen, und der Feind fand nichts als armselige leere Hütten.

Heinrich wollte aber den Ungarn nicht blos feste Städte, sondern auch eine Kriegsmacht entgegen stellen, die ihnen gewachsen wäre. In dieser Absicht erneuerte er das alte Sachsenrecht, das einen jeden nach dem ein und zwanzigsten Jahre für kriegspflichtig, und den, der drei Tage nach dem Aufgebot ausblieb, des Todes schuldig erklärte. Seinem geübten Blicke war es nicht entgangen, daß die Ungarn blos durch die schnellen Bewegungen ihrer Reiterei die unerwartetsten Siege erfochten und durch die List, mit welcher sie das feindliche Heer entweder zu gefährlichen Theilungen zwangen, oder durch verstellte Flucht in ein nachtheiliges Terrain zu ziehen wußten. Er suchte daher dem Reiter durch leichtere Waffen und unausgesetzte Uebungen mehr Gewandtheit zu verschaffen und der Masse der Reiterei durch Zertheilung derselben in allerlei kleinere Haufen mehr Beweglichkeit zu geben, als bisher. In dieser Absicht führte er auch neue Kriegsspiele ein, die vermuthlich in geschickten Wendungen mit dem Pferde, und im fertigern Gebrauche der Lanze oder der Pfeile bestanden. Diese Spiele hatten eine Aehnlichkeit mit unsern heutigen Musterungen und großen Kriegsübungen in Friedenszeiten.

Es gab bis auf Heinrichs Zeiten in Deutschland eine große Anzahl Leute, die das im Kleinen trieben, was die Ritter von ihren Burgen aus im Großen thaten, das heißt, sie raubten und weglagerten auf der Strasse zu Fuß und jene zu Pferd. Diese gemeinen Räuber, die keinen Herrn hatten, ließ Heinrich zusammen fangen, und da er überhaupt äußerst ungerne am Leben strafte, so begnadigte er sie und andere vorhandene Uebelthäter, unter der Bedingung,

daß

daß sie sich der Beraubung ihrer Mitbürger künftig gänzlich enthalten würden. Um sicherer noch zu gehen, machte er eine Art Landmiliz aus ihnen, legte sie in seine Festung Merseburg und andere Grenzfestungen, damit sie eines Theils gegen feindliche Ueberfälle die Grenzen deckten, und andern Theils, wenn die Lust zu rauben sie wieder anwandeln sollte, es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen möchte, dieselbe mehr gegen die Ungarn und Wenden, als gegen ihre Landsleute auszulassen. An seinem Hofe mußten die Herzoge, Grafen, Ritter und andere Edle beständig zusammen kommen, und sich mit einander zu Pferde herum balgen. Er selbst war ihr Lehrmeister und diente ihnen in jeder Art von Uebung zum Muster.

Nach allen diesen Vorbereitungen und neuen Einrichtungen glaubte Heinrich sein vaterländisches Reich mit gutem Erfolge von den Bedrückungen der benachbarten Feinde befreien zu können. Die an der Elbe, Havel und Oder wohnenden Slaven oder Wenden waren die ersten, welche er, vorzüglich wegen ihrer Anhänglichkeit an die Ungarn, seine Uebermacht fühlen ließ. Er besiegte sie gänzlich, kehrte dann seine Waffen gegen die Normänner, nahm ihnen die ganze Provinz Schleswig weg, und gab sie einem Markgrafen zu vertheidigen, der von ihr den Namen erhielt.

So hatte also auf einmal Deutschlands Verfassung und Milizwesen eine ganz andere und weit bessere Gestalt als zuvor bekommen. Ruhig sah jetzt Heinrich dem Ablauf des Waffenstillstandes entgegen. Er berief um diese Zeit eine Versammlung der Nation, um sie entscheiden zu lassen, ob man sich noch länger zu einem schimpflichen Tribute verstehen, oder Unabhängigkeit und Ehre lieber mit der Gefahr eines blutigen Krieges abkaufen sollte. Er selbst war entschlossen,

schlossen, das Kriegsglück zu versuchen, und setzte das größte Vertrauen auf seine Reiterei. „Ihr wißt, sprach er zu den Versammelten, wie das Reich einst durch innerliche Zwietracht und äußere Kriege verderbt war, und wie es jetzt einig und stark ist. Gott hat unser Bemühen und eure Anstrengung gesegnet: die Barbaren in unsern Grenzen sind besiegt und unterwürfig gemacht. Aber noch ist übrig, das Joch abzuschütteln, welches von unsern gemeinsamen Feinden, den Ungarn, uns auferlegt worden ist. Bisher hab ich nur eure Wohnungen plündern müssen, um einen entehrenden Tribut an die Barbaren abzutragen; jetzt muß ich, wie ein Tempelräuber, das Haus Gottes durchsuchen und seine Heiligthümer der schändenden Hand der Heiden überliefern, um von ihnen noch einige Tage Ruhe für meine Unterthanen zu erkaufen. Rathet euch nun selbst, und entscheidet, was in dieser Sache zu thun ist, ob ich den zum Dienste Gottes bestimmten Schatz nehmen, und den Feinden Gottes für unsre Befreiung hingeben soll? oder ob wir lieber damit uns die Gnade Gottes erkaufen sollen, auf daß wir durch ihn, der zugleich unser Schöpfer und Erlöser ist, auch von diesen unsern Feinden erlöset werden?"

Die ganze Versammlung hob die Hände zum Himmel, und gelobte dem Könige beizustehen gegen dieses barbarische Volk. Bald darauf erschienen die Gesandten der Ungarn, um nicht nur den bestimmten jährlichen Tribut einzufodern, sondern auch noch außergewöhnliche Geschenke, und zwar in einer Sprache, wie sie Heinrich nicht gewohnt war zu hören. Er verweigerte aber nicht nur den Tribut, sondern ließ ihnen statt dessen einen räudigen Hund überreichen, dem man Schwanz und Ohren abgeschnitten hatte, mit dem verhöhnenden Bescheid: wenn ihnen die-

dieser Tribut etwa nicht anstehen sollte, so möchten sie selbst nach Deutschland kommen, um einen bessern zu holen.

## 5.

### Die Schlacht bei Merseburg.

Die Losung zum blutigen Kampfe war nun gegeben. Der Spott und Uebermuth der Deutschen verdroß die Ungarn so sehr, daß sie einmüthig beschlossen, sich schröcklich zu rächen. Bisher hatten sie blos aus natürlicher Wildheit den Krieg auf eine grausame, verwüstende Art geführt; wie viel fürchterlicher mußten sie nun jetzt seyn, da ihr Stolz gekränkt, da ihre Rache gereitzt war.

Es war im Herbst des Jahres 932, als eine Masse von hundert (nach Andern dreimal hundert) tausend Menschen im Lande der Ungarn, und der mit ihnen verbundenen Slaven aufstand. Vom heutigen Oesterreich aus, das sie schon nach Arnulphs Tode verschlungen hatten, rückten sie nach Franken, wo sie sich in zwei Heere theilten; das eine gieng durch Thüringen und Niedersachsen, das andere belagerte Merseburg. Andere Horden nahmen andere Wege, und einige sollen durch Schwaben bei Worms über den Rhein gegangen seyn, und bis nach Frankreich gestreift haben. Sie schickten Abgeordnete an die Häupter der Wenden im Meisnerlande, um das Heer derselben zu dem ihrigen zu stellen; allein, statt gehoffter Theilnahme, fanden sie die Umstände sehr geändert. Ihre ehemaligen Freunde waren schon ganz Deutsche geworden, und wiesen sie verächtlich ab. Man beschimpfte sie, von den Schanzen aus, mit Worten und Thaten, und sandte ihnen, nach Heinrichs

richs Beispiele, einen fetten Hund zur Verehrung, mit Anspielung auf ihre Abkunft von den Hunnen. Weil der Winter nahe war, und sie nach Sachsen eilten, konnten sie diese Schmach nicht rächen. Wie Heuschrecken strömten sie nach Thüringen, und verbrannte Wohnungen, verwüstete Felder und ermordete Menschen bezeichneten ihren Weg. Priester wurden auf den Altären geschlachtet, eine gräßliche Parodie der heiligen Hostie; Kinder wurden mit siedendem Wasser getauft, und das ehrwürdige Alter lebendig begraben; geschändete Jungfrauen und Weiber mußten die Wagen ziehen.

Das Heer der Barbaren, welches nach Niedersachsen vorgerückt war, kam zuerst an den Feind. Die Deutschen, die sich ihm entgegen stellten, bestanden jetzt nicht, wie ehedem, aus unordentlichen in der Eile aufgebotenen Haufen. Wohlgeordnete geübte Schaaren muthiger Krieger rückten jetzt von allen Seiten auf die Ungarn los. Sie wußten den schnellen Pferden derselben auszuweichen, ihre Pfeile aufzufangen, und erwarteten vorsichtig den günstigsten Augenblick, um entschlossen und mit Nachdruck anzugreifen. Bei Jochaburg, unweit Sondershausen, kam es zum entscheidenden Kampfe. Fünfzig tausend Ungarn wurden geschlagen, ihre Anführer gefangen, und die Fliehenden vernichtet. Die Elemente traten in das schauerliche Spiel, und wer sich in einsame Wälder gerettet hatte, wurde ein Opfer der Kälte oder fand den Tod in Sümpfen. Kaum blieben einige Männer übrig, um dem zweiten Heere die Vernichtung des ersten zu melden.

Das Hauptheer war unterdessen an den Ufern der Saale hinaufgerückt, und belagerte Merseburg. Der Graf Wido, welcher eine natürliche Schwester des Kaisers zur Gemahlin hatte, war auf gute Ver-

theidigungsmittel bedacht gewesen, und wies jeden Sturm zurück. Schon sank die Sonne tiefer und tiefer, und die Noth wuchs wieder von Stunde zu Stunde in der beängstigten Stadt. Die Weiber wehklagten durch die Straßen, und die Kinder schrieen nach den gefallenen Vätern. Da beschloß Widdo einen Ausfall zu wagen. Er gelang, und nöthigte die Ungarn, die Belagerung in eine bloße Einschließung zu verwandeln. Die Nacht war herein gebrochen, und ließ den Kämpfenden Zeit, ihre Todten zu begraben.

Alle Unternehmungen gegen die Ungarn standen unter Heinrichs Leitung, und waren von ihm mit gutem Bedacht geleitet worden. Da der Feind noch ferne war, hatte er ein Aufgebot durch seine Länder erlassen und befohlen, bei Verlust der Freiheit und Ehre auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Als Versammlungsort hatte er Magdeburg bestimmt. Fast alle Herzoge und Grafen strömten mit ihren Hülfsvölkern herbei; der Erzbischof von Mainz allein schickte dreihundert Pferde, unter Anführung des Grafen Gerhard von Hanau.

Wie bei dem vorigen Einfalle der Ungarn, war Heinrich auch dießmal kränklich. So dringend ihm aber die Aerzte jede geistige und körperliche Anstrengung untersagten, so wenig konnte er sich entschließen, den Befehl über das Heer einem Andern zu übergeben. „Es ist jetzt nicht Zeit krank zu seyn, sagte er zu seinen Söhnen, welche die Bitten der Aerzte unterstützten: Gott wird mir zu den entscheidenden Augenblicken Kraft geben, und wenn er sie dann von mir nimmt, nachdem die Freiheit errungen ist, so ist der Gewinn doch groß genug, einige Jahre des Lebens dafür hinzugeben.“ Nach dieser Rede setzte er sein Heer in Bewegung, und zog nach den Ebenen

von

von Merseburg, um zu rechter Zeit als Retter in der Noth zu erscheinen.

Unter dem Schlosse Scopau dehnt sich ein weites, aber sumpfiges Saalthal aus, von Teichen und Gebüschen durchschnitten. Hier ließ er das ermüdete Heer Halt machen, und die Anhöhen nach Merseburg zu von leichten Truppen besetzen. An dem Felsenabhange, wo jetzt die Heerstrasse hinläuft, stießen in der Nacht die deutschen Vorposten auf die ungarischen, die sich zurück zogen, und den Anzug der Feinde in ihr Hauptquartier meldeten. Fast zu gleicher Zeit hatten verwundete Flüchtlinge der Ungarn die Nachricht von der Vernichtung des zweiten Heeres bei Sondershausen in das Lager gebracht, und auf der einen Seite Muthlosigkeit verbreitet, auf der andern das Gefühl der Rache noch stärker angeregt. Es war kein gewöhnlicher Krieg, wo politische Interessen der Fürsten ausgefochten werden und wo man den Feind haßt, aber nicht den Einzelnen; es war ein Vertilgungskrieg, jeder Einzelne hatte dem Einzelnen Haß und Unversöhnlichkeit geschworen.

Gegen Mitternacht verbreitete sich in dem Lager der Deutschen das Gerücht, Merseburg stehe in Brand; der Himmel war geröthet, und ein dumpfes Tosen ließ sich vernehmen. Aber durch ausgesendete Reiter erfuhr man, daß das Feuer im Lager der Ungarn als Signal angezündet worden sey, um die zerstreuten Haufen zurück zu rufen. Die Ungarn hielten ihre Position, welche sie den Angriffen des herangerückten Heeres und den Anfällen der Belagerten aussetzte, nicht für vortheilhaft, und zogen aus ihren Schanzen nach einem Walde zu, den die Chronik den Scolzig nennt. Am folgenden Morgen brannten nur noch einsame Feuer auf den Feldern. Heinrich, der die Gewohnheit der Ungarn kannte, sich vor einem großen

Heere

Heere zurück zu ziehen, und auf einzelne Haufen desselben sich zu werfen, wenn der Feldherr unvorsichtig gewesen war, es zu zerstückeln, ließ dem Rückzuge der Feinde nur eine Abtheilung der thüringischen Reiterei folgen, um sie durch kleine Gefechte aufzuhalten, und marschirte mit der ganzen Heermasse nach. Die Hauptfahne flatterte stolz im Winde, der noch kalt über die ersten Keime des Frühlings strich, und gab dem wandernden Verderben die Richtung an. In jeder Brust schlug das Herz der verhängnißvollen Stunde entgegen, und eine Heldenlippe sagte es der andern: „Für Gott und Vaterland!“

Am rechten Ufer des Saalstroms dehnt sich eine Ebene von Merseburg nach Lützen hinüber; kleine Hügel und Vertiefungen, Dörfer und Gebüsch bieten bequeme Vertheidigungspunkte dar. An den Floßgraben, der sich von Pegau herunter an Lützen vorüber zieht und unter Tragart sich mit der Luppe vereinigt, lehnte sich das ungarische Heer, wie 699 Jahre später das Wallensteinische. Eine unbedeutende Anhöhe, ebenfalls am rechten Saalufer, hebt sich nach dem Dorfe Keuschberg empor, wo man die Ebene zwischen der Saale und dem Floßgraben zum Theil mit dem Auge bestreichen kann. Eine große Schanze, die Heinrich aufwerfen ließ, umfaßte die Vertiefungen und das Dorf Keuschberg, so daß sich der rechte Flügel der Armee an den Strom lehnte, und der linke nach dem Floßgraben hinüber zog. Um das Fußvolk gegen die Angriffe der ungarischen Reiterei zu schützen, die stets mit einer ungeheuern Schnelligkeit erfolgten, wurde vor den Schanzen eine fast undurchdringliche Wagenburg aufgestellt: ein Vertheidigungsmittel, das durch die neuere Artillerie überflüßig geworden ist. Das Heer der Ungarn lehnte sich mit dem Rücken an Lützen an, mit dem rechten

Flü-

Flügel an den Floßgraben, und mit dem linken an das heutige Dürrenberg. Die Nacht hindurch arbeiteten sie an Schanzen und Wällen, und umschlossen sich ebenfalls uit einer Wagenburg.

Die Morgennebel lagen noch düster auf der Ebene, wo über Leben und Tod gewürfelt werden sollte, als Eilboten mit der Nachricht zu dem Könige Heinrich gelangten, das Heer der Oesterreicher, Baiern und Franken sey in Eilmärschen herangerückt, und stehe schlagfertig auf den Bergen von Dölitz bei Weißenfels. In der düsteren Kirche auf dem Berge Trebenitz knieete eben noch Berthold von Baiern, der Sohn Arnulphs, um sich und seine zwanzig tausend Menschen zu dem großen Kampfe einzusegnen, als er den Befehl des Kaisers erhielt, an der Saale herunter zu marschiren, und sich seinem rechten Flügel anzuschließen. Durch diese Bewegung geriethen die Ungarn in eine mißliche Stellung und liefen Gefahr, entweder umgangen zu werden, oder ihre linke Flanke preis gegeben zu sehen.

Am folgenden Morgen sollte das große Schauspiel beginnen. Die Sonne hob sich über den grauen Horizont empor, als Heinrich Befehl gab auszurücken. Die Masse wurde lebendig, das ganze Lager schien zu wandern. Ueber Keuschberg stand sie still und schweigend, als wenn sie einen feierlichen Gottesdienst beginge. Heinrich ritt durch die langen Heergassen und stellte die Armee in Schlachtordnung ohne alles Geräusch. Die aufsteigenden Dünste, die dem Auge eine ferne Aussicht nahmen, ließen den König erwarten, daß seine Bewegungen von dem Feinde nicht bemerkt würden. In die Vertiefungen über Keuschberg stellte er ein Geschwader Reiterei auf, um aus dem Hinterhalte dem Feinde in die linke Flanke zu fallen und seine Reiterei zu beschäftigen. Die Ungarn,

garn, durch Kundschafter von dem Anrücken der Deutschen benachrichtiget und durch ihre Stellung verhindert, sich zurück zu ziehen, bewegten sich aus den Schanzen hervor, die sie nicht lange vertheidigen zu können glaubten, und stellten sich dem feindlichen Heere gegen über ebenfalls in Schlachtordnung. Leichte Pferde mit Armbrust-Schützen flogen an die Ungarn heran und begannen ein spielendes Reitergefecht. Aber beide Theile hielten es nicht für gerathen, mit dem ganzen Heere zu schlagen; die Abenddämmerung brach ein, und man rückte mit der Nacht wieder in die Lager. Die Deutschen schliefen unter den Waffen und ihre leichte Reiterei machte jeden Versuch der Ungarn vergeblich, die Ruhe der ermüdeten Truppen zu stören.

Eine todte Stille lag auf den Gefilden, wie auf einem Gottesacker. Aus der Ferne leuchteten die Flammen durch die graue Nacht, welche von angezündeten Städten und Dörfern aufstiegen. Kaum war Mitternacht vorüber, als Heinrich aus den Schanzen stieg und seine Truppen in Schlachtordnung aufmarschiren ließ, und zwar in derselben Stellung, die er am vorigen Tage angeordnet hatte. Er ritt durch die Glieder und hielt noch einmal Musterung über das Heer, das in den nächsten Stunden die Erde mit seinem Blute färben sollte. „Krieger, redete er es an, jetzt steht es bei euch, ob eure Weiber und Kinder freie Männer umarmen sollen, wenn ihr zurück kehrt, oder ob ihr ihre Schande und Verstümmlung sehen wollt, wenn ihr feig ein Leben voll Qual und Knechtschaft einigen Augenblicken vorzieht, die in den Willen des Todes gegeben sind. Was sag' ich? Hier ist's ein Augenblick, und dieser Augenblick führt euch vom Felde der Ehre in die Versammlung eurer heldenmüthigen Väter; dort werden es Monate, Jahre,

Lebens-

Lebensalter seyn, wenn ihr flieht, wo jede Bewegung des Lebens vom Tode bewacht wird. Hier sterbt ihr einmal, dort in der Sklaverei sterbt ihr so oft, als sich der Himmel röthet. Krieger, sendet eure Blicke in die Nacht, vor euch, hinter euch steigen Feuersbrände zum Himmel hinauf. Eure Kinder sind's, die an den blutigen Flammenältären um die Frucht ihres Leibes winseln, die euch fluchen werden, wenn ihr die Rache verschiebt, die euch segnen werden, wenn ihr ihnen Freiheit und Sicherheit mitbringt. Seht, dort glüht der Himmel blutig roth; eure Habe ist's, die jetzt auflodert; eure Wünsche, eure Hoffnungen sind's, die jetzt in die Luft fliegen; eure Väter sind's, die ohne Obdach die greisen Häupter den Elementen preis geben müssen. Was sucht ihr, wenn ihr umkehrt und flieht? Eure Hütten? Sie liegen in Asche! Eure Weiber? Sie sind geschändet! Eure Kinder? Leichname sprechen nicht mehr! Euren Gott? Seine Altäre sind umgestürzt und seine Tempel, wo die Schande betet, bewohnt er nicht mehr! — Krieger, der Tag der Vergeltung ist gekommen; seyd Männer, und betet zu dem dort oben, der Hülfe sendet in der Stunde der Noth."

Wie auf ein Kommando stürzten die Kniee der Krieger auf die Erde, und das Heer lag im stummen Gebet auf der Wahlstatt. In jeder Brust glühte Kampfeslust; der Feldruf war: Kyrie Eleison? Auf dem Hauptpanner der Christen war das Bild eines Engels gemalt; der König selbst, als wahrhafter Streiter Gottes, flog von Schaar zu Schaar. Er hatte seine Reiterei beordert, wenn es zum Schlagen käme, festgeschlossen und mit vorgehaltenen Schilden anzurücken, und die erste Lage der ungarischen Bogenschützen abzuwarten, sogleich aber, wie sie sich verschossen hätten, spornstreichs auf sie einzudringen: die

einzige Art, sie zu besiegen, wenn man ihre rohe Streitart nicht nachahmen wollte. Der erste Anfall der Ungarn war schröcklich; die Massen stießen zusammen wie Fels an Fels. Es ertönte wildes Geschrei, vermischt mit dem Brausen der zusammen schlagenden Schilder und dem Zischen der Pfeile. Der Tod hielt eine schröckliche Erndte. Die Sonne stand hoch am Tage, und brennte auf die Kämpfenden nieder. Das furchtbare Huy! der Ungarn tönte zum Himmel wie bei der wilden Jagd; Glied auf Glied rückte vor, Glied auf Glied stürzte nieder. Heinrich jagte durch die Reihen, und suchte den Muth zu beleben, als das Centrum zu wanken anfing. Der Graf von Ballenstädt und Askanien sank todt zur Erde; vor und neben ihm Hunderte. Umsonst sprengt Heinrich in den Kampf, umsonst drängt er vorwärts, umsonst beschwört er: immer zurück geht die Mittelschlacht. In diesen entscheidenden Augenblicken muß die Reiterei, welche in den Vertiefungen versteckt ist, zum Angriffe vorrücken. Ein Reiter, den Heinrich an sie absendet, bringt ihr den Befehl zum Einbruch in die linke Flanke der Feinde. Das entscheidet: die Reiterei bricht unwiderstehlich ein und theilt das Treffen der Ungarn. Das Centrum rückt wieder vorwärts, und von allen Seiten wüthet der Tod. Der Ungar stirbt oder flieht, und die scheidende Sonne hört das Dankgebet der Deutschen: Herr Gott dich loben wir.

Das ist die Ungarnschlacht in der Fastenzeit des Jahres 933. Vierzig tausend Ungarn bedeckten die blutige Erde, und fünfzig tausend erwarteten als Gefangene Vergeltung von den Deutschen. Ein Theil floh über die Elster nach der Elbe zu, aber das Verderben jagte hinter ihnen her, und von Bernburg an dienten ihre Leichname zu schauerlichen Wegweisern auf das Schlachtfeld. Der Rest suchte in den böhmischen Wäl-

Wäldern Zuflucht und Ruhestätte. Das ganze reiche Lager fiel den Deutschen in die Hände, und eine ansehnliche Menge von Gefangenen verdankte seine Freiheit dem Glück dieses Tages. Den Sieg selbst ließ Heinrich im obern Stocke seines Pallastes zu Merseburg abmalen. Schon längst hat die Zeit dieses Denkmal vertilgt, aber noch heut zu Tage feiert die dankbare Nachkommenschaft jener Gegend diesen Sieg Heinrichs, der Deutschland von seinen furchtbarsten Feinden befreite, mit Gottesdienst und Volksfreude. Der König selbst bezeugte Gott und dem Volke seinen Dank und seine Freude zwar nach den Sitten der Zeit, aber auch nach den Bedürfnissen der Nation, und wie Königen vorzüglich gebürt, durch löbliche Benutzung. Er baute wieder an Kirchen und Klöstern, was die Ungarn zerstört hatten; er sorgte für Wittwen und Waisen, welche der Krieg gemacht hatte; und indem er für seine Zeit gerecht wurde, erwies er zugleich der zukünftigen Wohlthaten. Ihm gebührt die Ehre theils der Anlage, theils der Benutzung mancher Reichsstifter zu Erziehungs- und Versorgungsanstalten, so wie bisher manche als Missionsanstalten anzusehen waren. Unter andern verordnete er, daß im Stifte Quedlinburg die Töchter der Edeln, welche im Kriege fürs Vaterland gefallen waren, anständig erzogen und bis zu ihrer Verheirathung unterhalten würden.

## 6.

### Einfälle der Ungarn unter Otto dem Großen. Die Schlacht auf dem Lechfelde macht den Einfällen der Ungarn ein Ende.

So lange Heinrich lebte, wagten es die Ungarn nicht mehr, die deutschen Grenzen zu betreten. Er

starb am zweiten Julius des Jahres 936 zu Memleben an der Unstrut, im sechzigsten Jahre seines Alters, und wurde im Münster zu Quedlinburg begraben; „der größte unter den Königen von Europa, sagt ein Zeitgenosse, der keinem an Vorzügen des Geistes und des Körpers nachstand.“

Die deutsche Krone erhielt nach Heinrichs Tode und nach dessen Wunsche, sein Sohn Otto, dem man den Beinamen des Großen gegeben hat. Ohne seinem Vater an Geistesgröße beizukommen, erwarb er sich in seiner langen, fast dreißigjährigen Regierung großen Ruhm. Vernachläßigt in seiner Erziehung, nach dem Geiste der damaligen Zeit, ersetzte er alles durch seine natürlichen Anlagen. Indessen scheute er keine Mühe, selbst in reiferen Jahren, jene Anlagen auszubilden, und die Fehler seiner Erziehung zu verwischen. Schon zu männlichen Jahren gelangt, fing er erst an, das Lesen zu lernen. Mit einem so rühmlichen Beispiele ging er seinen Großen voran, die größtentheils noch unwissender waren, als er. Von der Natur mit einem empfindungsvollen Herzen beschenkt, vergab und vergaß er gern Beleidigungen, selbst wenn sie wiederholt wurden. Unbestechlich war sein Sinn für Gesetzmäßigkeit, der edelste Schmuck eines Mannes auf dem Throne, und das Schild, unter welchem seine Unterthanen sicher schlafen können. Die glänzendste Seite seines Charakters aber ist sein Muth und seine Tapferkeit; nur Wenige unter seinen Großen kamen ihm darin gleich, kein Einziger übertraf ihn. Mitten im Getümmel der Schlacht behielt er seine Besonnenheit, und gab die überlegtesten Befehle. Von seinem Vater hatte er jene nicht unwürdige Eigenschaft eines königlichen Sinnes ererbt, der das Eroberte und Wohlbegründete nicht nur männlich zu erhalten, sondern auch auf die nachdruckvollste

Weise

Weise den Glanz der erworbenen Größe noch zu erheben suchte. Das Glück war ihm hierzu besonders günstig, weniger aber die Menschen; denn seine Regierung ist reich an Verschwörungen und innerlichen Unruhen. Sein Gemüth mochte das Eigene haben, daß er sich zur Behauptung seiner Rechte gegen die Großen in ein zu hochgeltendes Ansehen setzen wollte, wodurch die Anzahl seiner Feinde groß wurde. Selbst mit seinen Brüdern und dem eigenen Sohne hatte Otto zu kämpfen, und unter den auswärtigen Feinden waren es wieder die Ungarn, welche ihn am meisten ins Gedränge brachten.

Kaum hatten diese raubsüchtigen Horden von Heinrichs Tode Nachricht erhalten, so faßten sie den Entschluß, ihr Glück in Deutschland wieder zu versuchen. Sie drangen im Jahr 937 durch Baiern und Schwaben nach Frankreich vor, raubten wie gewöhnlich und verwüsteten alles mit Feuer und Schwerdt. Sie machten Miene, von Franken aus auch in Sachsen einzufallen, aber Otto empfing sie mit einem starken Heere und schlug sie zurück. Warum sie nicht schon von Baiern aus einen Versuch machten, in das Herz Deutschlands vorzudringen, ist nicht zu erklären; nach ihrem Verluste aber standen sie davon ab, wendeten sich nach Burgund, und wütheten durch Italien nach Hause. Aber schon im nächsten Jahre kamen sie wieder, und drangen bis nach Sachsen vor. Hier schlugen sie ihr Lager an der Bode im Magdeburgischen auf, und verbreiteten sich von da aus gleich einem übergetretenen Strome über die benachbarten Gegenden. Einer von ihren Haufen ließ sich's einfallen, den festen Ort Stedesburg im Halberstädtischen belagern zu wollen, allein die Einwohner desselben, welche bemerkten, daß die Ungarn theils vom Marsche, theils von dem hef-

 tigen

tigen Regen, welcher an jenem Tage gefallen war, äußerst ermüdet vor der Stadt angekommen waren, thaten einen so nachdrücklichen Ausfall, daß die Feinde die Flucht ergriffen, und eine Menge Pferde sowohl als einige Fahnen zurückließen, welche den Siegern in die Hände fielen. Noch unglücklicher ging es jenen auf ihrem Rückzuge. Die Städte, auf welche sie stießen, merkten, daß sie geschlagen waren, fielen über sie her, machten die Meisten nieder, und jagten ihren Anführer in einen schlammigen Brunnen, wo er erstickte. Der nördliche Flügel der ungarischen Armee zog kein günstigeres Loos. Er wurde durch die List eines gewissen Slaven in den morastigen Wald geführt, der jetzt der Drömmling heißt, und erlag hier unter dem Arme der Deutschen auf dem für ihn ungünstigen Boden. Ihr Anführer nahm mit einigen Wenigen die Flucht, wurde aber eingeholt, gefangen genommen und dem Könige Otto überliefert. Die Nachricht von diesem Unfalle erschütterte die übrigen Schwärme der Ungarn, die noch in Sachsen wütheten, so sehr, daß sie alle die Flucht nahmen, nachdem sie jenen gefangenen Anführer theuer losgekauft hatten. Verfolgt von den Deutschen kamen die zerstreuten Horden auf allerlei Umwegen, und mit großem Verlust, in die Heimat zurück.

Die wiederholten Niederlagen, welche die Ungarn erlitten hatten, und das Mißgeschick, das sie auf ihren Streifzügen verfolgte, hätte ihnen wohl die Lust benehmen können, neue Einfälle in Deutschland zu machen. Aber sobald sie sich von ihren Unfällen einigermaßen erholt hatten, erwachte ihr Raubgeist von neuem, und sie beschlossen mit einem größern Heere, als jemals zuvor, Deutschland zu verwüsten. Ihre Pferde sollten, wie sie sich selbst rühmten, die Flüsse und Seen austrinken, und mit ihren Hufen die Städte

zer-

zertrümmern. An Widerstand dachten sie so wenig, daß sie, ihrer Meinung nach, nicht anders überwunden werden könnten, als wenn der Himmel über sie einstürzte, und die Erde sie verschlänge. Um indessen den König Otto zu täuschen, beschlossen sie, ihm Friedensanträge machen zu lassen. Er war eben aus Baiern nach Sachsen zurückgekommen, als er daselbst ungarische Gesandte antraf, welche die Miene der Freundschaft annahmen, im Grunde aber nur gekommen waren, um sich über den Ausgang des bürgerlichen Krieges zu erkundigen, in den Otto verwickelt gewesen war. Der Monarch nahm sie gütig auf, machte ihnen einige Geschenke, und entließ sie im Frieden. Kaum aber hatten sie sich entfernt, als Eilboten von Otto's Bruder, dem Herzoge Heinrich von Baiern, ankamen, welche den Einfall der Ungarn meldeten, und den König zur schleunigsten Hülfe aufforderten.

Mit dem Frühlingsausgange des Jahres 955 waren dieser raubsüchtigen Feinde berittene Schaaren, gewaltiger als je, über das waldige Kalengebürge und den Ensstrom in Baiern eingefallen. Ihrer Hunderttausende bedeckten das Land, und verwandelten es in eine Wüste. Alles Volk flüchtete vor ihrem Grimm, mit Hausrath und beweglichem Gute, in die verschlossenen Städte, Vesten, Klöster und Kirchen, oder verbarg sich in Wäldern und auf Bergen. Wo die Barbaren heilige Wohnungen erbrachen, wurden alte Mönche erschossen oder in den Flammen der Klöster verbrannt, die stärkern aber als Knechte mit fortgeschleppt.

Der Herzog Heinrich sammelte schleunig den baierischen Heerbann bei Regensburg am linken Ufer der Donau, wohin die Ungarn nicht kamen. Da er selbst krank darnieder lag, so übergab er den Oberbefehl

befehl dem tapfern Grafen Eberhard an der Sempta. Unaufgehalten wälzte sich inzwischen der Ungarn verheerender Zug bis zum Lech, und die Barbaren schienen hauptsächlich ihre Absicht auf Augsburg gerichtet zu haben, wohin sich eine große Menge Landvolk geflüchtet hatte. Sie lagen vor dieser Stadt an beiden Lechufern; ihr größerer Haufe vor den obern Pforten gegen Sonnenaufgang, daß ihre Menge die ganze Stadt umgab. Doch fochten sie mit Sturm- und Kriegszeug umsonst die Mauern an, welche der Bischof Udalrich, von vielen edeln Herren unterstützt, tapfer vertheidigte.

Inzwischen hatte Otto ein Aufgebot durch ganz Deutschland ergehen lassen, um den grausamen Feind zu vertilgen. Er eilte zuerst mit seinen Sachsen herbei, entschlossen, den Ungarn die belagerte Stadt abzugewinnen, oder sich unter ihren Trümmern zu begraben. Bald stießen zu ihm die in der Geschwindigkeit aufgebotenen Batern; die Franken, größtentheils Reiterei, rückten unter dem Herzog Konrad heran; der schwäbische Herzog Burchard führte einige Schwaben herbei, und unter dem Befehle Boleslaus eilten tausend Böhmen zu Hülfe. Unbemerkt und durch unwegsame Gegenden näherten sich die Verbündeten der hartbedrängten Stadt, voran der König Otto selbst. Da die Ungarn seine Ankunft inne wurden, ließen sie von Augsburg ab, und zogen sich alle auf das rechte Ufer des Lechs. Die Deutschen wünschten nichts mehr, als bald mit dem Feinde sich messen zu können, besonders nachdem der tapfere Herzog Konrad angekommen war, unter dessen Anführung sie sich für unüberwindlich hielten. Schon sah man voraus eilende Haufen der Feinde, und vermuthete die Annäherung des Hauptheers. Der König gebot daher, sich nicht mit Nahrungsmitteln zu überfüllen,

füllen, und sich auf den folgenden Tag zum Kampfe zu rüsten.

Von Augsburg aufwärts breitet sich eine unabsehbare Ebene aus zehen Stunden Weges lang zwischen den Strömen Lech und Wertach; ohne Baum und Strauch, nur mit kurzem Gras bewachsen; ringsum ziehen sich Hügel, von Dörfern besetzt. Dieß ist das Lechfeld, das vielleicht einst ein See war, und noch jetzt einer Wasserfläche gleicht. Die Ungarn fanden dasselbe für die Bewegung ihrer ungeheuren Massen bequem; aber auch der König der Deutschen verschmähte den Wahlplatz nicht, welcher der Tapferkeit so großen Raum gab, und richtete nach demselben sein Heer. Der Zug ging durch eine unwegsame, mit Wald oder Gesträuch bewachsene Gegend, war aber eben dadurch gegen die Geschoße der Feinde gedeckt. Die erste, zweite und dritte Abtheilung des Heeres bestand aus den Baiern, unter Anführern, die der Herzog Heinrich von Baiern selbst gewählt hatte, da ihn seine Krankheit hinderte, dem Kampfe selbst beizuwohnen. Die vierte machten die Franken aus, unter ihnen Herzog Konrad, dessen Ankunft bei dem ganzen Heere die größte Freude verursacht hatte, weil da, wo er focht, auch der kühnste Feind wich. In der fünften, welche die zahlreichste war, zog König Otto daher, umgeben von dem Kern des deutschen Adels, und von den Sachsen, einem zierlichen kriegerischen Menschenschlag, mit langen Speeren, kurzen Schilden und großen Messern an den Hüften. Vor ihm her wurde das Bild des Erzengel Michaels getragen, jenes Hauptpanier, dessen Begleiter der Sieg war. In die sechste und siebente waren die Schwaben gestellt, die von ihrem Herzoge Burchard angeführt wurden, einem Schwiegersohne des Herzogs von Baiern. Den Beschluß machten

in

in der achten, unter ihrem Herzoge Boleslaus, die Böhmen, welche das Gepäck decken sollten, das man am Ende des Zuges gegen die Anfälle der Feinde glaubte am meisten gesichert zu haben. Zu diesem Heere stieß von Augsburg Graf Theobald, des Bischofs Bruder, und Bischof Udalrich selbst mit vielem Adel und Stadtvolk zu Fuß und zu Roß unter dem Panner der Stadt. Otto, der bei diesem schröcklichen Zeitpunkte über die Menschheit erhaben zu seyn schien, ritt mit hoher Ruhe und Zuversicht vor den Gliedern her, nannte die Tapfersten des Heeres bei ihren Namen, nannte sie seine Kriegsgefährten, seine Brüder, und vergaß überhaupt keine Aufmunterung des Muthes und der Tapferkeit. Das ganze Heer bereitete sich wie zum Tode. Man versöhnte sich, wie auf dem Sterbebette und vor dem Abendmahl; König und Volk schwuren sich laut und feierlich, bei einander getreulich zu leben und zu sterben. Der König, die heilige Lanze in seiner Hand, gelobte, wenn ihm Gott den Sieg verleihen würde, dem Flammenüberwinder, dem heiligen Lorenz, aus seinem Pallaste zu Merseburg ein Stift zuzurichten.

Es war am zehenten August des Jahres 955, am Tage des heiligen Lorenz, als die entscheidende Schlacht vorfiel. Während das deutsche Heer über das Lechfeld sich ausbreitete, setzte die Ungarn über den Fluß, umschwärmten lange mit beweglichen Schaaren die deutschen Haufen, und stürzten dann jählings, beutelüstern, mit gräßlichem Geschrei über die Böhmen und deren Gepäck im Nachtrab her. Zu schwach gegen die Menge, wichen die Böhmen, und überließen das ganze Gepäcke den Siegern. Diese drangen dann nach dem siebenten und sechsten Zuge vor, und auch diese erlagen nach männlicher Gegenwehr der ungestümen Uebermacht. Da ihre Fähnlein wank-

ten, änderte Otto schnell seine Ordnung, und befahl dem Herzoge Konrad, sich mit seinen Franken gegen die Feinde zu wenden, und die Schwaben zu unterstützen. Dieser zerstreute alsbald die ungarischen Schaaren, machte die Gefangenen frei, rettete das verlorne Gepäck und kehrte als Sieger auf seinen vorigen Platz. Doch jetzt hatten andere Schaaren sich gesammelt, und griffen des Königs Heer von vorn an. Als er sie von weitem auf sich eindringen sah, rief er den Seinigen zu: „Sieg oder Tod!" Hierauf ergrif er Schild und Schwerdt und die heilige Lanze, und sprengte an der Spitze seiner Haufen auf jene zu. Der Kampf war einige Zeit sehr hart, aber die Deutschen hielten fest Mann an Mann, und es gelang ihnen, die Ordnung ihrer Feinde zu trennen. Die Kühnsten unter ihnen leisteten auch jetzt noch hartnäckigen Widerstand; aber als ihre Gefährten geflohen waren, wurde sie umringt und niedergemacht. Viele von jenen suchten sich in die nahen Meierhöfe zu retten, aber diese wurden angesteckt und mit jenen verbrannt. Noch mehrere von den Flüchtlingen warfen sich mit ihren Pferden in den Lech; aber da das gegenseitige Ufer zu steil war, als daß sie es hätten erklimmen können, so wurden sie ein Opfer der Fluthen. Die den Fluthen des Lechs entrannen, wurden von dem Landvolk erschlagen.

Ein solcher Sieg wäre seit Jahrhunderten nicht erfochten worden, rühmte man mit Freuden Mehr als hundert tausend von den rohen Barbaren bedeckten mit ihrem Leichnam das Schlachtfald. Nur Wenige entgingen dem Tode, um ihren in Ungarn zurückgebliebenen Brüdern die traurige Botschaft zu bringen. Ihr König Bultzko und viere seiner vornehmsten Generale oder Fürsten (Schal, Lál, Sur und Tox) wurden gefangen vor Herzog Heinrich

nach

nach Regensburg geführt, der sie dort, zur Strafe für die verübten Greuel, am Osterthore aufhenken ließ. Ja die Erbitterung der Deutschen gegen den Erbfeind ihres Vaterlandes ging so weit, daß der Graf Eberhard von Ebersberg eine Menge gefangener Ungarn in eine Grube werfen, und sie auf diese Art lebendig begraben ließ. Andere wurden verstümmelt, gekreuziget, oder sonst mit langsamer Qual getödtet. Unter den Gehängten war Bulogudes, ein Fürst der Ungarn, der zu Konstantinopel die Taufe und die Würde eines Patricius erhalten hatte, bei der Rückkehr ins Vaterland aber treulos zum Heidenthume zurückgekeeten war. Die große Beute von goldenen und silbernen Schmuckketten, Gefäßen und Münzen war unschätzbar; reich beschenkte damit der König den tapfern Bischof Udalrich, der davon zu Augsburg eine Schule und ein Frauenkloster erbaute, für die Kinder und Wittwen der Erschlagenen.

Der große Sieg über die Ungarn war von den Deutschen durch schmerzliche Opfer erkauft worden. Viele deutsche Helden sanken. Theobald, der edle Graf von Kyburg und Dillingen, und Reginald, sein Vetter, lagen unter den Todten. Starchart, Bischof von Eichstädt, und Michael, Bischof von Regensburg, gingen mit starken Wunden aus dem Kampfe. Der letztere lag schon halb entseelt auf dem Schlachtfelde, als ihm ein neben ihm liegender, ebenfalls tödtlich verwundeter Ungar vollends den Garaus machen wollte. Zum Glück kehrten in eben dem Augenblicke, wo der rachgierige Ungar seine letzten Kräfte zusammen nahm, um seinem Haß gegen die siegenden Deutschen noch ein Opfer zu bringen, des Bischofs Lebensgeister zurück. Er bemerkte die Gefahr, in der er geschwebt hatte, und fühlte sich von der Liebe zum Leben so gestärkt, daß er den Kampf auf Leben und

Tod

Tod mit der Hoffnung des besten Erfolgs mit seinem unversöhnlichen Feinde übernehmen konnte. Der Ungar büßte seinen rachesüchtigen Vorsatz mit dem Leben, der Bischof aber, durch dieseu Vorfall schüchtern gemacht, strengte seine letzte Kraft an, um vom Wahlplatz wegzukriechen, und entging glücklich dem Tode.

Unter allen Gefallenen wurde keiner mehr beklagt, als derjenige, welcher nebst dem Könige den größten Antheil am Siege hatte, der tapfere, verwegene und sehr erfahrne Herzog Konrad von Franken. Heiß war der Tag, noch heißer der Kampf. Um freier Athem schöpfen zu können, hatte Konrad die Riemen seines Panzers gelockert; da fuhr ihm ein feindlicher Pfeil tief in den Hals, und er hauchte auf der Stelle, wo er gesiegt hatte, sein Leben aus. So starb einer der ersten Helden in Deutschland, von allen betrauert, die seinen Verlust zu schätzen wußten. Auf des Königs Befehl wurde dessen Leichnam unter den größten Ehrenbezeugungen nach Worms abgeführt, und hier begraben.

Nach diesem denkwürdigen Siege kehrte König Otto, der von seinen Truppen den Namen: Vater des Vaterlandes, erhalten hatte, nach Sachsen zurück, und wo er durchzog, da folgten ihm der Beifall und der Segen der Menge. Die Furcht vor den Ungarn verlor sich jetzt aus den Gemüthern, und sie wagten es nicht mehr, gegen Deutschland feindlich zu handeln. Aus ihrem eigenen Lande machten sie eine weite Raubhöhle, die durch Moräste, Seen und Wälder, durch Wälle, Graben und Verhaue ganz unzugänglich wurde. Eine Folge dieses Sieges war es, daß Oesterreich wieder mit Deutschland vereiniget wurde.

# II. Die Belagerung von Ancona.

## Im Jahr 1174.

Aufgebracht über das kühne Widerstreben der Einwohner von Ancona gegen die kaiserliche Oberherrschaft, befahl Kaiser Friedrich von Hohenstaufen, von den Deutschen Rothbart oder von den Italienern Barbarossa genannt, dem Erzbischof Christian von Mainz, seinem Verweser in Italien, die rebellische Stadt zu züchtigen. Der Erzbischof rückte im April 1174 mit einem aus Deutschen und Welschen zusammen gesetzten Heer, gegen die Stadt an. Zu eben der Zeit legte sich eine venetianische Flotte, mit einer Menge Belagerungsgeschütz versehen, verbunden mit den Gibellinen*), in den Hafen von Ancona.

Der Untergang der Stadt schien unvermeidlich, besonders da sie mit Lebensmitteln nur nothdürftig versehen war. Die vergangene Erndte war schlecht gewesen, die Hoffnung auf die zu erwartende aber hatte der christliche Erzbischof vernichtet, auf dessen Befehl sogar alle Oel- und Obstbäume, so wie die Reben umgehauen und zerstört worden waren. Es währte daher nicht lange, so begann innerhalb der Mauer eine empfindliche Hungersnoth auszubrechen. Der Erzbischof Christian davon benachrichtiget, glaubte die Zeit sey gekommen, mit Glück einen Sturm zu unter-

*) Ganz Italien war damals in zwei Parteien zerfallen, die man die kaiserliche oder gibellinische nannte, und in die italienische, die sich den Namen der welfischen beilegte.

unternehmen, und gab das Zeichen dazu. Während die Landmacht mit großer Gewalt andrang, immer aber durch die verzweifelte Gegenwehr der Belagerten wieder zurück getrieben wurde, schifften sich auch die Venetianer auf der andern Seite aus, und begannen die Mauern zu erklimmen. Aber auch sie wurden, wie Christians Truppen, nicht allein aufgehalten, sondern sogar bis hinter die aufgerichteten Belagerungswerkzeuge zurückgetrieben.

Die Aeltesten und Anführer der Anconesen ermunterten ihre Leute, die unheilbringenden Maschinen der Feinde durchs Feuer zu zerstören. Keiner wollte es aber wagen, einem gewissen Tode entgegen zu gehen, der jedem von von den Geschossen der Gibellinen drohte, die wie ein Hagel rings umher alles bestrichen. Da ergriff endlich eine Wittwe, Stamura mit Namen, unwillig über das feige Zagen der Männer, einen Brand, stürzte mitten durch den Pfeilregen, und wich nicht eher, bis die Flamme an den Belagerungswerkzeugen unlöschbar aufloderte, und in Kurzem alle Maschinen in Asche zusammen sanken. Die Belagerer wurden dadurch genöthiget, sich etwas zurück zu ziehen, und die getödteten Pferde, die die Anconesen auf dem Platze fanden, halfen einige Zeit ihren dringenden Bedürfnissen ab. Gleich vortheilhaft war für sie die Eroberung von sieben venetianischen Fahrzeugen, welche durch Windstöße an der Küste scheiterten, nachdem Anconische Taucher die Ankertaue heimlich zerschnitten hatten. Dieß alles konnte aber doch den Eingeschlossenen nur auf kurze Zeit frommen, da ihre Feinde nicht abließen, sie auf's hartnäckigste zu bedrängen, und von Bedingungen durchaus nichts hören wollten.

In dieser großen Noth, da alles aufgezehrt war, bis auf sechs Säcke Waizen und neun Säcke ande-

res Korn, und alle Aussicht auf menschliche Hülfe verschwunden war, überließ sich das Volk, noch aus zwölf tausend Seelen bestehend, laut seinem Jammer, und verzweifelte an Allem. Da trat ein Greis unter die kleinmüthig Zagenden, und sprach: „Bürger von Ancona, vergesset doch nicht, daß ein Gott ist. Ich war Consul dieser Stadt, als uns König Lothar mit einem furchtbaren Heere belagerte, und uns mit ewiger Knechtschaft bedrohte; aber bald zwangen wir ihn, sich mit Schande zueück zu ziehen. Andern Kaisern und Königen, vor und nach ihm, sind ihre feindlichen Absichten gegen unser Vaterland nicht besser gelungen. Welche unauslöschliche Schande für uns, wenn diese Stadt, die ihrer Macht Trotz bot, sich einem Priester ergeben müßte! Welche Demüthigung, wenn es einem Priester gelänge, über unsere Krieger zu triumphiren! Erinnert euch, Bürger Ancona's, welches Loos den Ueberwundenen erwartet; erinnert euch Mailands, das Friedrich bis auf den Grund zerstören ließ, und überzeugt euch, daß die Uebergabe an den Erzbischof von Mainz unter allen Uebeln das schlimmste ist. Macht noch einen Versuch, ob ihr euch nicht durch Geld Bundesgenossen und Hülfe zu erkaufen im Stande seyd. Mißlingt euch dieß, dann laßt uns mit eigenen Händen unsere Schätze ins Meer werfen, um sie der Raubsucht der Feinde zu entziehen, und mit dem Schwerdte in der Hand einen rühmlichen Tod, im Kampfe für's Vaterland, suchen und finden."

Die Worte des Greises fanden die Aufnahme, die sie verdienten; allgemein ward beschlossen, nach seinem Rathe zu thun. Drei edle Anconesen schlichen sich des Nachts auf einer Barke, mit so vielem Gelde als in Eile aufgetrieben werden mochte, durch die Flotte der Venetianer, um bei der Gräfin Bertinoro

und

und bei Wilhelm Adelardis von Marchesella, dem Haupte der Welfen zu Ferrara, Hülfe zu erkaufen.

Der Hunger stieg unterdessen in der Stadt zu einer solchen Höhe, daß die unglücklichen Bewohner zu den widernatürlichsten Dingen ihre Zuflucht nehmen mußten. Selbst giftige Gewürme und Seegewächse wurde mit Heißhunger verschlungen. Abgemergelt, gleich wandelnden Gerippen, wankten sie in den Straßen umher, kaum vermögend, die ermatteten Glieder zu tragen. Und dennoch! ertönte die Sturmglocke, oder rief der Trompeter zum Kampf, so schien ein überirdisches Feuer ihre Adern zu durchwallen, und mit Kraft und Muth warfen sie sich auf die Feinde, die mit Entsetzen vor den bleichen Gestalten zurückwichen. Da begab es sich, daß einst, als eben wieder der Klang der Trompeten und der dumpfe Ton der Glocken die Streiter aufrief, eine junge Frau mit ihrem Kinde auf dem Arm, ausgezeichnet durch Schönheit und Rang, an der Porta Balista einen wachthabenden Krieger fand, der ermattet hingesunken war. Als sie ihn um seine Wache gefragt, er ihr aber geantwortet hatte: wie wüthender Hunger ihn aufzehre und seine letzte Stunde nahe, erwiederte sie ihm: „Seit vierzehn Tagen hab' ich nichts anders denn gekochtes Leder über meine Zunge gebracht, und meinem Kinde fängt an die Milch zu gebrechen. Raffe dich indessen auf, und wenn meine Brust noch einigen Vorrath faßt, so schöpfe Kraft, dein Vaterland zu vertheidigen."

Da richtete der Krieger sich empor, erkannte die Frau, die voll so hoher Hingebung zu ihm sprach, und Schaam über seinen Kleinmuth ergriff ihn. Er nahm Schwerdt und Schild, stürzte sich begeistert in die Schaaren der Streiter, und tödtete noch viere

der-

derselben, bevor er selbst mit Wunden bedeckt, als ein heiliges Opfer der Vaterlandsliebe, niedersank.

Es ertrugen aber Ancona's Bewohner fortwährend alle Leiden mit einer Standhaftigkeit, die sie der höchsten Bewunderung würdig macht, bis endlich die lang ersehnte Hülfe, und mit ihr die Rettung nahte. Denn als der Erzbischof Christian von Mainz vernahm, daß Wilhelm Marchesella, mit den Schaaren der Gräfin Bertinoro, sich der Stadt nahe, hob er die Belagerung auf und zog sich zurück. Da auch die Venetianer dem Beispiele der Landmacht folgten, so sahen sich die Anconesen gänzlich von ihren Feinden erlöset. Auf solche Weise scheiterte an dem einmüthig kräftigen Widerstande tapferer Bürger, und an der heldenmüthigen Hingebung edler Seelen, die Macht unterdrückender Gewalt auch hier, wie sie zu allen Zeiten gescheitert ist, sobald sich ihr mit Festigkeit ein treuer Sinn entgegen stellte.

---

## III. Furchtbarer Seekampf.
### Im Jahr 1513.

Heinrich der Achte von England, dieser launenhafte Despot, war bald Frankreichs Bundsgenosse und Vertheidiger, bald dessen erklärter Gegner und Feind. Bei den Bündnissen, die er schloß, und bei den Kriegen, die er unternahm, gab gewöhnlich nicht das Interesse des Staats, sondern der Stolz und Eigenwille des Königs, oder eine andere verwerfliche Neigung, die ihn gerade beherrschte, die Entscheidung. Oefters war es auch fremder Einfluß, der ihn bestimm-

bestimmte, und zu verkehrten Maaßregeln verführte. So ließ er sich z. B., seinen wahren Vortheil und Ruhm verkennend, im Jahr 1513 von dem ränkesüchtigen Pabst Julius dem Zweiten verleiten, an dem Bündnisse Theil zu nehmen, wodurch Frankreich an der Wiedereroberung Mailands verhindert werden sollte. Er ließ in dieser Absicht eine Armee von fünf und vierzig tausend Mann nach Calais übersetzen, rückte an der Spitze derselben in Artois ein, und belagerte Torouane. Um aber Frankreich recht viel Abbruch zu thun, mußte zu eben der Zeit eine englische Flotte die Küsten von Normandie und Bretagne verheeren.

Als geschworne Feinde der Engländer von alten Zeiten her, beschlossen die Bewohner von Normandie und Bretagne eine Rüstung, wodurch sie der englischen Flotte auf den Wellen des Meeres selbst Trotz bieten wollten, und schufen auf diese Weise in sehr kurzer Zeit eine Eskadre von zwanzig Segeln.

Die englische Flotte bestand aus vier und zwanzig Schiffen, als die französische Eskadre am Tag des heiligen Lorenz im Jahre 1513 auf der Höhe von St. Mahé auf dieselbe stieß. Die letztere hatte den Vortheil des Windes, den sie zu behaupten wußte, als einen Ersatz für ihre geringe Schiffszahl. Das Gefecht nahm sogleich seinen Anfang, aber es blieb unentschieden, so lange man sich nur mit Kanonen angriff. Dieß verdroß den Schiffskapitain Primauguet, einen gebornen Bretagner. Fest entschlossen, in diesem Kampfe zu siegen oder zu sterben, bestieg er das größte der französischen Schiffe, la Cordeliere genannt; so groß, daß es außer den Matrosen zwölfhundert Soldaten führen konnte. Kaum hatte er das Kommando auf demselben übernommen, als er sich von zehn bis zwölf englischen Schiffen um-

geben sah, unter welchen sich das englische Admiralsschiff befand. Primauguet verlor indessen den Muth nicht. Mit der Tapferkeit eines Verzweifelnden gelang es ihm, mehrere englische Schiffe in den Grund zu bohren und die übrigen zur Flucht zu nöthigen. Selbst das englische Admiralsschiff gehörte zu den fliehenden. Den errungenen Vortheil zu benutzen, verfolgte es Primauguet, und eben war er im Begriff, es zu erreichen, als er sich von einem englischen Kapitain angegriffen sah, der, nachdem er eine volle Ladung ausgehalten hatte, die Cordeliere mit Pechkränzen und andern brennbaren Stoffen bekämpfte, welche sie in helle Flammen setzten. Vergeblich bemühte man sich, das Feuer zu löschen. Sobald es überhand nahm, sprang ein großer Theil der französischen Mannschaft in's Wasser, um schwimmend die übrigen französischen Schiffe zu erreichen. Unerschrocken bei diesem Zufall und seinen Folgen, gebot Primauguet, alle Segel anzuspannen, um das englische Admiralsschiff zu verfolgen, und dieß gelang so vollkommen, daß er es förmlich enterte.

Nun entwickelte sich ein Schauspiel, wie man es selten erblickt. Der Wind trieb die Flammen von der Cordeliere auf das englische Admiralsschiff, welches sogleich in Brand gerieth. Unter Rauch und Dampf kämpften Franzosen und Engländer auf Leben und Tod, niemand wagte, sich den Kämpfenden zu nähern. Fernhin schallte das Getümmel und das Geschrei der Verzweifelnden. Um nicht in den Flammen umzukommen, sprang ein großer Theil der englischen Mannschaft in die Wellen und ertrank, weil keine Hülfe in der Nähe war. Die Franzosen hatten eben obgesiegt, als das Feuer die Pulverkammer der Cordeliere erreichte. Sie flog in die Luft, aber

nicht

nicht ohne das englische Admiralsschiff in tausend Trümmer zu schlagen, welche die Wellen bedeckten.

Der Anblick dieses Schauspiels hatte jede Leidenschaft in dem Busen der Kämpfenden getilgt. Wie auf eine Verabredung trennten sich die feindlichen Flotten. Jede segelte in einen vaterländischen Hafen zurück; aber Primauguets Name blieb den Engländern eben so merkwürdig, als den Franzosen, und gelangte auf diese Weise in den Tempel der Geschichte.

---

## IV. Uebergabe von Mantua.

### Im Jahr 1796.

Der tapfere kaiserliche General-Feldmarschall Wurmser, welchem im Jahr 1796 das Kommando über die italienische Armee übergeben wurde, begann im Julius seine Unternehmungen gegen die Franzosen mit dem glücklichsten Erfolge. Er erfocht herrliche Siege, entsetzte Mantua, und umwickelte beinahe die französische Armee, die in Gefahr gerieth, aufgerieben zu werden oder sich ergeben zu müssen. Allein Bonoparte nöthigte ihn im August, alle genommene Posten wieder zu verlassen, und zwang ihn im September, sich nach mehreren blutigen Gefechten mit einem mäßigen Korps in Mantua einzuschließen. Hier behauptetete sich Wurmser, trotz alles Elends, das in der, an allem Mangel leidenden Festung herrschte, unter wiederholten Ausfällen bis zum zweiten Februar 1797, wo er sich unter ehrenvollen Bedingungen zu kapituliren gezwungen sah.

Einige Zeit vor dieser Kapitulation wurde von

 dem

französischen Belagerungsheer ein Deutscher gerade in dem Augenblicke ertappt, als er in die Festung zu kommen suchte. Die Franzosen, welche ihn für einen Spion hielten, durchsuchten ihn, fanden aber nichts. Da er ihre Sprache nicht verstand, und folglich ihre drohenden Fragen nicht beantworten konnte, so brachte man einen Franzosen herbei, der etwas deutsch sprach. Dieser sagte ihm, man werde ihn sogleich niederschießen, wenn er nicht augenblicklich gestehe, was er in Mantua habe machen wollen. Diese Drohung begleitete der Franzose mit wilden Geberden, zog seinen Degen, hielt dem Geängsteten die Spitze desselben vor den Leib, und sagte, daß er ihn durchstechen werde. Der arme Mensch erschrack, und da er das, was der französische Soldat in seinem Kauderwelsch sprach, nicht ganz verstand, so schloß er aus der drohenden Stellung und den Geberden des Franzosen, daß sein Geheimniß entdeckt sey. Er sagte daher, es sey nicht nöthig, zu einem so grausamen Mittel zu schreiten; man möchte nur einige Stunde warten, dann würde man auf einem ganz natürlichen Wege erfahren können, was man zu wissen wünschte.

Dieße Aeußerung gab zu neuen Fragen Anlaß. Der Deutsche gestand nunmehr, daß er der Ueberbringer von Depeschen an den General Wurmser sey, und daß er sie verschlungen habe, sobald er bemerkt, daß er Gefahr laufe, gefangen genommen zu werden. Man brachte nunmehr diesen Menschen in Bonaparte's Hauptquartier, wohin mehrere Aerzte berufen wurden. Es war in Vorschlag gebracht worden, ihm ein Laxirmittel einzugeben, allein die Aerzte widersprachen und behaupteten, es sey besser, den Gang der Natur abzuwarten. Man sperrte daher den Deutschen in eine Kammer ein, wo ihn zwei Stabsoffiziere bewachen mußten. Nach einigen Stunden erhielt

man,

man, was man wünschte. Die Depesche, welche der Spion verschluckt hatte, befand sich in einer Wachskugel, welche die Größe einer Nuß hatte. Es war ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers Franz an Wurmser, in welchem er ihm meldete, sich noch einige Tage zu halten, indem der General Alvincy zu seiner Unterstützung anrücke. Zugleich war die Richtung angegeben, welche die Truppen nehmen würden.

Sobald Bonaparte dieß vernahm, brach er augenblicklich mit dem größten Theile seines Heeres auf, marschirte auf dem angegebenen Wege hin, und stieß bei Arcole auf Alvincy. Hier kam es zu einem äußerst hartnäckigen Treffen. Die Franzosen fochten mit außerordentlichem Muthe, aber umsonst war alle ihre Kühnheit, sie konnten den österreichischen Batterien nicht widerstehen. Endlich kam der General Guieux, nach einem langen und beschwerlichen Flankenmarsche, den Oestreichern im Rücken heran, und nun erst, mit Einbruch der Nacht, entschied sich das Treffen zum Vortheil der Franzosen. Aber bald drang Alvincy wieder vor; es kam bei Rivoli zu einem zweiten Treffen, in welchem die Oesterreicher eine gänzliche Niederlage erlitten. Bonaparte kehrte nach Mantua zurück, und jetzt, da Wurmser sich nicht länger halten konnte, sandte er einen Parlementair an Bonaparte, um Vorschläge wegen Uebergabe der Festung zu thun. Die Besatzung, sagte der Parlementair, sey zwar noch auf vier Monate mit Lebensmitteln versehen, indessen wolle man sich auf ehrenvolle Bedingungen ergeben. Bonaparte ließ Wurmsern sagen: er hege eine zu gute Meinung von seiner Tapferkeit und seinen persönlichen Verdiensten, und er habe die ihm anvertraute Festung zu muthig vertheidiget, als daß er nicht geneigt seyn sollte, ihm eine ehrenvolle Kapitu-

pitulation zuzugestehen, ob er gleich wisse, daß er nur noch auf drei Tage mit Lebensmitteln versehen wäre.

Wurmser gerieth in großes Erstaunen, als er hörte, daß Bonaparte so gut von seinem kläglichen Zustande unterrichtet war. Die Kapitulation kam zu Stande, und der Officier, den Bonaparte nach dem Abschlusse der Hauptartikel in die Festung sandte, fand, daß die Besatzung nur noch auf einen Tag Lebensmittel hatte. Vor diesem Zeitpunkte hatte Wurmser den General Bonaparte gewöhnlich nur einen jungen Menschen genannt; jetzt empfand er mehr Achtung gegen ihn. Etwas später rettete er ihm das Leben. Bonaparte marschirte nach der Einnahme von Mantua gegen die Truppen des Pabstes. Bei seiner Ankunft zu Rimini erhielt er von Wurmsern einen Brief mit der Nachricht, daß man ihn zu vergiften trachte; zugleich gab er genau den Ort an, wo dieses Verbrechen ausgeführt werden sollte. Es war zu Rimini selbst, und die Urheber dieses strafbaren Unternehmens waren einige Pfaffen. Wahrscheinlich würde ihnen ihre Absicht gelungen seyn, wenn Bonaparte nicht noch zeitig genug von Wurmsern davon unterrichtet wäre.

---

Fünfte

# Fünfte Abtheilung.

# Reiseabentheuer.

## I. Gezwungener Aufenthalt einiger Engländer an der grönländischen Küste. Im Jahre 1630.

Die Küsten von Grönland, welche den Europäern schon im zehnten Jahrhundert bekannt waren, werden alljährlich, hauptsächlich des Wallfischfanges wegen, von Holländern, Engländern und Franzosen besucht. Es versammelten sich ehemals jährlich dreihundert und fünfzig Schiffe dieser Nationen in diesen Gewässern, wo sie öfters binnen zwei Monaten an zwey tausend Wallfische fingen, wovon ein großer auf sechs tausend Thaler an Werth geschätzt wurde. Seit geraumer Zeit werden aber diese Thiere immer seltener, und man fängt dafür viele Seehunde.

Am meisten haben diejenigen, welche die grönländischen Küsten besuchen, von der Kälte auszustehen. Die See fängt schon am Ende Augusts an zu gefrieren, und steht bis in den April und May.

Schnee

Schnee ist sehr häufig und bleibt manches Jahr bis in den Junius liegen. Am strengsten ist die Kälte, wenn der Nordostwind wehet, welcher über Eisfelder kommt und die Luft ganz mit Eistheilchen anfüllt. Da wird die Kälte so scharf, daß der Franzbranntwein in den Häusern gefriert. Indessen fällt auch bisweilen Thauwetter ein, wodurch der drückende Mangel des Wassers ersetzt wird. Während dieses Winters wird die Sonne nur wenig, und vom dreißigsten November bis zwölften Januar gar nicht sichtbar. Aber bei reiner Luft geben Mond und Sterne einen so hellen Widerschein, daß man ohne Licht arbeiten kann, und in den kürzesten Tagen ist der erstere beständig über dem Horizont. Auch sind die Nordlichter so häufig und hell, daß man dabei recht gut in einem Buche lesen kann. Die Sommer sind zwar nur kurz, aber in mehreren Gegenden wirklich angenehm. In den Thälern und den Niederungen am Meere sammeln sich dann die Sonnenstrahlen, die Hitze wird stark und in den längsten Sommertagen bisweilen so heftig, daß man die Kleider ablegen muß, und das Pech an den Schiffen schmilzt. Dieser Sommer ist aber sehr kurz, denn kaum steht die Sonne etwas niedrig, so fangen die Eisberge an zu wirken, und man muß gegen Abend schon wieder die Pelze hervorsuchen. Nächstdem sind die Nebel an den Seeküsten äußerst lästig und fast undurchdringlich. Diese Nebel verursachen Husten und Brustzufälle, sonst ist die Luft meistens gesund. Der Regen hält selten lange an, Platzregen und Donner sind noch seltener, und, je weiter man gegen Norden kommt, ganz unbekannt. Ueberhaupt ist die östliche und meistentheils unzugängliche Küste weit rauher und unwirthbarer, als die westliche.

Die englische Handelsgesellschaft in Rußland sandte

sandte im Jahr 1630 drei Schiffe nach der grönländischen Küste in der Absicht, daselbst Wallfische und Seekälber zu fangen. Eines dieser Schiffe, die Salutation genannt, gelangte mit einem günstigen Winde an den Ort seiner Bestimmung, kreuzte einige Tage hin und her, und schickte endlich die Schaluppe mit acht Mann ans Land auf die Jagd. Diese nahmen zween Hunde, eine Flinte, zwei Lanzen und ein Feuerzeug mit. Das Schiff war damals vier Meilen von dem schwarzen Vorgebirge, und etwa fünf von einer gewissen Gegend entfernt, welche die Engländer Maiden Pap nennen.

Die Schaluppe segelte am fünfzehnten Junius, bei heiterem Wetter, binnen vier Stunden ans Land. Die Matrosen schossen hier vierzehn Gemsen; ermüdet von der Jagd und vom Rudern beschlossen sie auszuruhen und etwas zu essen. Unterdessen brach die Nacht herein, und da es gefährlich war in der Finsterniß nach dem Schiffe zurückzukehren, so verschoben sie es auf den folgenden Morgen. Dieser war aber sehr trübe, und es erhob sich überdieß ein heftiger Südwind, der eine Menge Eis zwischen das Land und das Schiff trieb, wodurch letzteres genöthigt wurde, etwas weiter in die See hinauszugehen, so daß es von der Schaluppe nicht mehr gesehen werden konnte. Erschrocken darüber, hielten es die acht Matrosen für das sicherste, immer dem Ufer nachzufolgen, bis nach dem grünen Hafen, wo eines der andern Schiffe lag, und wo sie Nachrichten von ihrem eigenen Schiffe erwarten wollten, weil sie nicht ohne Grund vermutheten, daß es vom Eise eingeschlossen worden sey. Sie ruderten also immer längs dem Ufer hin, und erlegten unterwegs noch acht Gemsen, die sie an Bord der Schaluppe brachten. Als sie aber am siebenzehnten Junius den grünen Hafen

erreich-

erreichten, machten sie die niederschlagende Entdeckung, daß das Schiff bereits wieder abgesegelt sey. Das Unglück traf sie desto härter, da sie nicht Lebensmittel genug hatten, um die Rückreise nach ihrem Lande zu wagen. Der bestimmte Termin, wo die Schiffe die Küste verlassen sollten, war bis auf drei Tage verflossen. Wohl einsehend, daß langes Berathschlagen sie unvermeidlichen Gefahren aussetzen würde, beschlossen sie nach Bellsund zu rudern, welches zum allgemeinen Versammlungsort der Schiffe bestimmt war. Um die Schaluppe zu erleichtern, und desto schneller zu segeln, warfen sie den größten Theil des erlegten Wildes in die See. Da sie keinen Seekompaß hatten, und der Küste unkundig waren, so irrten sie mehrere Tage umher und landeten am ein und zwanzigsten Junius in einer Gegend, die von Bellsund etwa zehen Meilen entfernt war. Sogleich machten sich zwei Matrosen dahin auf den Weg, um zu sehen, ob noch Jemand von der Schiffsequipage daselbst wäre. Die Wanderer kamen aber mit der traurigen Nachricht zurück, daß sie niemand mehr angetroffen hätten.

Als die Verlassenen von der ersten Betäubung zur Besinnung gekommen waren, faßten sie den Vorsatz, mit Muth und Geduld zu ettragen, was nicht zu ändern wäre. Zugleich vernachläßigten sie aber auch keine Vorkehrung, um sich gegen die Strenge des Winters und gegen den Mangel der nothwendigsten Bedürfnisse zu schützen. Ihr erster Gedanke war daher darauf gerichtet, einen beträchtlichen Vorrath von Lebensmitteln zu sammeln. In dieser Absicht beschlossen sie, wieder nach dem grünen Hafen zurückzukehren, und daselbst wo möglich eine gute Jagd zu halten. Nach einer Fahrt von zwölf Stunden liefen sie, am fünf und zwanzigsten August, glück-

glücklich in den grünen Hafen ein. Sie steckten die Ruder in die Erde, und breiteten das Schaluppensegel drüber, woraus eine Art von Zelt entstand, unter welchem sie die Nacht zubrachten. Am folgenden Morgen begann die Jagd, und sie waren so glücklich, sieben Gemsen und vier Bären zu erlegen, die sie als künftigen Proviant aufbewahren wollten. Nach einiger Zeit schossen sie abermals zwölf Gemsen, wurden aber nunmehr durch Sturm, Regen und Kälte verhindert, die Jagd weiter fortzusetzen.

An den Ufern fanden sie eine andere, zu den Schiffen der Kompagnie gehörige, Schaluppe, die immer deren zwei bis drei zurückläßt. Der Vorrath, der in Bären, Gemsen und anderm Wild, nebst etwas Wallfischspeck bestand, wurde in die beiden Schaluppen vertheilt, und der Entschluß gefaßt, wieder nach Bellsund zurückzukehren, um daselbst zu überwintern. Bei heiterm Wetter gingen sie unter Segel, aber bald erhob sich ein Sturm, und die See wurde so ungestümm, daß die beiden Schaluppen gegen einander stießen, und mit Wasser angefüllt wurden. Hierdurch wurde ihr Mundvorrath zum Theil vom Seewasser verdorben, zum Theil von dem Wasser über Bord gerissen, so daß sie sich in die See werfen mußten, um ihn wieder herauszuholen, und ihre Schaluppen auszuschöpfen, die sie nachher ans Ufer zogen und mit starken Tauen befestigten. Endlich erreichten sie am dritten September Bellsund, wo sie ihre Lebensmittel ausluden, und unter das Zelt in Sicherheit brachten. Dieses Zelt, unter welchem sie den Winter zubringen wollten, bestand nicht aus Rudern und Segeltüchern, wie das erstere; es war ein vollkommenes, von Holz erbautes und mit Ziegeln bedecktes Haus, welches die Holländer zum Gebrauch ihrer Kaufleute, die hieher auf den Fischfang kommen,

men, erbaut hatten. Es hatte ohngefehr achtzig Fuß in die Länge, und fünfzig in die Breite, und war eigentlich für die Faßbinder bestimmt, um ihre Thranfässer darunter zu verfertigen.

Es war bereits so kalt und der Frost so heftig, daß die englischen Matrosen es nicht wagen durften, noch einmal nach dem grünen Hafen zurück zu kehren, um eine abermalige Jagd zu halten. Sie mußten befürchten, daß die Meerenge mit Eis belegt würde, und daß sie dann nicht wieder zur See zurückkehren könnten. Der Landweg war aber zu rauh und bergigt, und so sahen sie nichts anders vor sich, als Gemsen zu schießen, und ihre neue Wohnung so viel möglich gegen Kälte und Nässe zu verwahren. In dieser Absicht errichteten sie unter der großen Hütte noch eine kleinere von Balken, Brettern und Mauerwerk, wozu sie das Holz von einem andern alten Hause nahmen, das nicht ferne davon gestanden hatte. Die Backsteine nahmen sie von den Oefen, und sie fanden zum Glück auch noch vier Scheffel guten Kalch, woraus sie mit Seewasser einen dauerhaften Mörtel bereiteten.

Alle Hände waren bei diesen Arbeiten unabläßig beschäftiget. Einige führten die innere Mauer von Backsteinen auf; Andere schleppten die Materialien herbei; Andere schlugen die Bretter zusammen, u. s. w. So brachten sie endlich ein sehr warmes, gänzlich vor der Luft gesichertes Behältniß zu Stande, worin sie den Winter über bequem leben konnten. Das Dach wurde genau mit Brettern belegt, so daß der Wind nicht durchstreichen konnte, und um zugleich Helligkeit und einen Rauchfang zu erhalten, nahmen sie die Ziegel der großen Hütte weg, und ließen dadurch eine Oeffnung, welche ihnen zugleich zum Kamin und zum Fenster diente. Endlich vermachten

sie

sie die Thüre mit einer Matratze, so daß die Luft durchaus nicht eindringen konnte. Innerhalb dieser Wohnung bereiteten sie sich vier Betten von Gemsfellen, wo immer zwei und zwei zusammen schliefen, und zur Heitzung nahmen sie das Holz von sieben alten Schaluppen, welche noch am Ufer lagen, und die ehemals der Kompagnie gehört hatten. Da nunmehr die Tage oder vielmehr die Nächte, denn die Sonne bekamen sie wenig zu sehen, immer kälter wurden, so zündeten sie ein großes Feuer an, und zur Ersparung des Holzes sammelten sie jedesmal die Asche und Kohlen auf einer Wurzel vom Ulmbaum, welche das Feuer zuweilen sechzehn Stunden lang erhielt, bevor sie zersprang und eine große Hitze gab. Auf diese Art reichten sie mit ihrem Holze acht Monate lang aus, ohne daß das Feuer einen Augenblick ausgehen durfte.

Am zwölften September kamen große Stücke Treibeis in die Meerenge angeschwommen, und zu ihrer Freude erblickten die Matrosen auf einem derselben zwei Seepferde, die eingeschlafen waren. Sogleich ließen sie das Boot in's Wasser, nahmen die Harpune und einiges Tauwerk mit, und näherten sich so leise, daß die Thiere nicht eher erwachten, als bis ihre Feinde ganz in der Nähe waren. Einer von ihnen zielte so glücklich, daß die Harpune tief eindrang und so fest saß, daß das Thier sich nicht wieder losmachen konnte. Dadurch bekamen die Uebrigen Zeit, es mit Lanzenstichen vollends zu tödten. Eben so wurde das junge Seepferd erlegt, welches so sehr an seiner Mutter hing, daß es neben dem Boot herschwamm, während man den todten Körper derselben an Bord zog. Beide wurden an's Ufer gebracht, und das gebratene Fleisch ward sehr schmackhaft gefunden. Nach wenigen Tagen waren die Matrosen

trosen so glücklich, abermals eines dieser Thiere zu erlegen.

Die Kälte nahm inzwischen immer zu, und soweit das Auge reichte, war das ganze Meer mit Eis belegt. Da die Kleider der Engländer beinahe in Stücken zerrissen waren, so machten sie sich Nadeln von Fischgräten und Faden von alten Tauen, und flickten damit ihre Kleider so gut zusammen, als es sich thun ließ. Auch bereiteten sie aus einem Stück Blei eine Lampe, in welche sie einen Dacht von Stricken thaten, um dadurch die langen Nächte zu erleuchten. Ohnweit der Wohnung fiel ein kleiner Bach von einem benachbarten Hügel in eine Art Becken herunter; sie durften also nur das äußere Eis entzwei schlagen, um süßes und frisches Wasser zu erhalten. Dieß dauerte bis zum Januar, wo die Kälte so sehr zunahm, daß sie zum Schneewasser ihre Zuflucht nehmen mußten, welches sie mit einem glühenden Eisen schmolzen. Schon gegen das Ende des Septembers konnten sie ihren Mundvorrath übersehen und berechnen, daß sie denselben nur durch zufällige Erlegung irgend eines Bären vermehren könnten. Daher beschlossen sie, eine genaue und regelmäßige Ordnung im Genusse der Nahrungsmittel zu beobachten. Jeder schränkte sich demzufolge vier Tage in der Woche auf ein Stück Fleisch ein; Mittwochs und Sonnabends hingegen aßen sie blos das Fleisch vom Wallfisch, das heißt, das Ueberbleibsel vom Fett, wenn das Oel herausgezogen worden ist. Nachdem sie auf diese Art drei Monate durchlebt hatten, brachen sie sich noch einen Fleischtag ab, weil der Vorrath immer mehr abnahm.

Vom vierzehnten October bis zum dritten Februar bekamen sie die Sonne nicht zu sehen; dagegen leuchtete der Mond sehr helle, die trüben Tage ausgenom-

genommen, einer Folge der dicken, schweren und neblichten Luft. Bis zum ersten December hatten sie eine Art Dämmerung, die sich aber am zwanzigsten gänzlich verlor. Die Nacht blieb nun stockfinster bis zum ersten Januar, wo sie wieder einen Schein der Morgenröthe gewahr wurden. Gegen das Ende des Januars war der Tag wieder acht Stunden lang; aber beinahe verließ sie aller Muth, als sie ihren Mundvorrath berechneten, und fanden, daß er nur noch sechs Wochen ausreichen würde. Am dritten Februar näherte sich bei einem heitern schönen Tage eine Bärin nebst ihren Jungen dem Zelte, wahrscheinlich aus Hunger. Alle griffen sie mit vereinigten Kräften an; die Bärin wurde getödtet, aber das Junge entkam. Erfreut über diesen Fang kehrten sie einen Augenblick in ihr Zelt zurück, um sich zu erwärmen, und gingen dann wieder hinaus, um die Bärin zu zerhauen, und stückweise in der Hütte aufzubewahren. Sie lebten davon zwanzig Tage, und das Fleisch kam ihnen schmackhafter vor, als das von den Gemsen. Während dieser Zeit bekamen sie alle eine neue Haut, weil die alte sich nach und nach von selbst abschälte. Diese neue Haut gab ihnen gleichsam neue Kräfte, und sie hatten eine Empfindung, als ob sie von einer gefährlichen Krankheit genesen wären.

In der Folge erlegten sie mehrere Bären, unter andern einen von sechs Schuh in der Länge. Das Fleisch, welches sie zum Theil an hölzernen Spiesen brateten, zum Theil kochten, schien ihnen so schmackhaft, wie das beste Rindfleisch, und da sie reichlich damit versehen waren, so hoben sie die bisherige Einschränkung auf, und aßen zuweilen drei bis viermal des Tags, wodurch sie bald wieder zu Kräften kamen. Die Tage wurden allmählich immer länger und das Wetter heiterer. Sie fingen jetzt

Vögel, dagegen verloren sie am sechzehnten März einen Hund, und konnten keine Spur von ihm entdecken. Auch fingen sie von dieser Zeit an eine große Anzahl Füchse, wodurch ihr Vorrath immer zunahm. Der Vogel, der sich auf Bellsund am häufigsten sehen läßt, legt im Frühjahr seine Eier auf die Berge, und nährt sich von Fischen. An Dicke und Höhe gleicht er ohngefähr der Ente, aber seine Füße sind so nahe an dem Hintertheil des Körpers, daß er sich nur mit großer Mühe wieder aufrichten kann, wenn er einmal zur Erde fällt; dagegen scheint das Wasser sein eigentliches Element zu seyn. Diese Vögel werden in Fallen gefangen, welche von Wallfischgräten errichtet, und mit Bärenfellen bedeckt sind, so daß der fleischichte Theil auswärts hängt; auch lassen sich die Füchse durch diese Haut anlocken.

Im May war es bereits sehr heißes Wetter, und die Engländer gingen täglich auf die Jagd aus. Am ein und zwanzigsten jagten sie ein Reh auf und hetzten ihren Hund darnach, der aber so faul und schwerfällig geworden war, daß er es wieder entwischen ließ. Denselben Tag entdeckten sie auf einer Anhöhe eine große Menge Eier, wovon sie dreißig mit nach der Hütte nahmen, mit dem Vorsatze, den folgenden Tag die übrigen zu holen. Allein es brach eine so heftige Kälte ein, daß sie die Hütte nicht verlassen konnten. Selbst ihrer täglichen Bewegung mußten sie entsagen, welche darin bestand, daß sie auf eine Anhöhe kletterten, um zu sehen, ob das Eis in der Meerenge aufging. Endlich hatten sie die Freude zu sehen, daß die ganze Meerenge davon frei war, weil es durch einen Ostwind in die offene See getrieben wurde.

Am fünf und zwanzigsten May, einem sehr kalten Tage, den die Engländer in ihrer Hütte zubrachten,

ten, kamen zwei Schiffe von Hull in der Meerenge an. Die Mannschaft derselben erinnerte sich noch, daß im vorigen Jahre einige Leute am Lande zurückgelassen worden waren. Der Kapitain sandte deswegen eine Schaluppe aus, um sich nach ihrem Schicksale zu erkundigen. Das erste, was den Neuangekommenen auffiel, war die Schaluppe, welche bereits ganz zum Fang der Seepferde ausgerüstet war, um mit dem ersten günstigen Winde in die See zu gehen. Sie staunten, die Schaluppe noch in so gutem Zustande anzutreffen, ohngeachtet sie wenig Hoffnung hatten, ihre Kameraden noch hier am Leben zu finden. Indessen fingen sie doch an laut zu rufen, je näher sie dem Zelte kamen, bis sie endlich zu ihrer großen Freude von Einem, der gerade ausserhalb desselben war, Antwort erhielten. Diejenigen, welche im Zelte waren, wurden anfangs durch die fremden Menschenstimmen in Furcht und Staunen versetzt. Sie stürzten mit Ungestüm zur Thüre hinaus, und standen mit einem Male vor dem Zelte. Ihr Anblick war abschreckend, denn sie waren vom Kopf bis zu den Füssen mit Kühnruß und Rauch geschwärzt, und ihre Kleider hingen nur in Lumpen an ihnen. Als das erste Staunen vorüber war, fielen sie den Ankömmlingen in die Arme, und nahmen sie mit in ihre Hütte. Die Engländer von Hull erstaunten über die Ordnung und Bequemlichkeit, welche sie wahrnahmen. Sie wurden von den bisherigen Besitzern des Hauses bewirthet, und Jeder trank zum Willkommen ein Glas frisches Wasser, und verzehrten ein Stück von dem Wildpret, welches vor vier Monaten gebraten worden war.

Nachdem sie eine Zeitlang in der Hütte verweilt hatten, begaben sie sich sämmtlich nach einem der Schiffe, wo die Fremdlinge mit Frohlocken empfan-

gen wurden. Drei Tage nachher kamen auch die Schiffe, zu denen sie gehörten, in der Meerenge an, und jeder trat wieder in seinen alten Posten. Am zwanzigsten August verließen sie diese Gegenden, und kamen glücklich wieder in England an, wo sie von der russischen Handlungsgesellschaft eine Belohnung erhielten, die ihren ausgestandenen Beschwerden angemessen war. Sie erholten sich binnen kurzer Zeit vollkommen wieder, doch dauerte es eine Weile, bis sie sich wieder an Brod und Branntwein gewöhnen konnten.

---

## II. Die Portugisen auf einer wüsten Insel im chinesischen Meere.

### Im Jahr 1680.

Ein portugisisches Handelsschiff, welches von der Küste Koromandel nach den philippinischen Inseln segelte, erreichte glücklich den Hafen von Cavita, der Hauptstadt der Philippinen, auf der Insel Manila. Nach einiger Zeit ging das Schiff, mit Landesprodukten beladen, wieder unter Segel. Die Mannschaft bestand aus ungefähr sechzig Personen, Mauren, Heiden und Portugisen. Der Kapitain und der Steuermann, auf ihre Erfahrung vertrauend, schifften mit zu viel Sicherheit auf dem, durch seine Klippen gefährlichen, Meere der Philippinen unbesorgt dahin. Ehe man sichs versah, strandete daher das Schiff auf einer Sandbank, und ging in Trümmern. Dieses Unglück ereignete sich den Inseln Calamianes gegenüber, einer zu den Philippinen gehörigen Inselgruppe.

Die

Die Mauren und Heiden, welche den größten Theil der Mannschaft ausmachten, bemächtigten sich sogleich der Schaluppe, um damit eine benachbarte Insel zu erreichen. Während ihrer Fahrt erhob sich aber ein ungestümer Wind; die Schaluppe ging unter, und Alle, die darin waren, fanden ihren Tod in den Wellen. Die Andern, welche sich glücklicher Weise auf dem Sande erhalten hatten, bedienten sich eines bretternen Kastens, um nach und nach auf die nächste Insel zu gelangen, die zwei Meilen von der Stelle des Schiffbruches entfernt war. Nach angestellter Untersuchung fand man aber, daß diese Insel ohne Wasser war. Der glückliche Erfolg des ersten Versuches trieb jedoch die Schiffbrüchigen an, eine weitere Fahrt, nach einer ungefehr drei Stunden weit entlegenen Insel, zu unternehmen. Auch hier kamen sie nach und nach an, allein ihre Lage ward dadurch wenig gebessert, denn diese Insel war fast überall sehr niedrig, klein, und ohne Holz und Wasser, wie die erste. Vierzehn Tage lang mußten sie, vom brennendsten Durste gequält, Schildkrötenblut trinken. Endlich machte sie die Noth erfinderisch; sie gebrauchten die Bretter ihres Kastens, um Rinnen daraus zu machen, welche mit der Oberfläche des Meeres gleich liefen. Das Meerwasser, welches darin zurück blieb, verlor dadurch nach einigen Tagen einen Theil seiner Salzigkeit. Die erstenmale genossen sie mit Widerwillen davon, nachdem sie es aber unschädlich gefunden hatten, überwanden sie bald den Eckel, mit welchem sie Anfangs davon tranken.

So unfruchtbar die kleine Insel war, auf der sich jetzt eine Anzahl dem Schiffbruche entkommener Menschen befand, so fehlte es den Unglücklichen doch nicht an Mitteln, auch den Hunger zu stillen. Dazu diente ein außerordentlicher Ueberfluß an Schildkrö-

 ten,

ten, die eben ihre Laichzeit hatten. Alle Nächte kamen sie aus dem Meere, um ihre Eier in den Sand zu legen. Die Portugisen paßten ihnen auf, und sobald sie ein wenig von der See entfernt waren, wandten sie die Schildkröten um, daß sie auf den Rücken zu liegen kamen. Durch diese Leichtigkeit, die Schildkröten zu fangen, erhielten sie eine so große Anzahl derselben, daß sie sechs Monate lang davon leben konnten. Dieser Vorrath erschöpfte sich jedoch, und sie hatten kaum noch auf einige Tage übrig, als sie eine Art großer Seevögel auf die Insel kommen sahen, welche die Portugisen pàsaros bòbos oder Dummvögel nennen. Sie kommen regelmäßig alle Jahre auf diese Inseln, um sich Nester zu bauen und Eier zu legen; diese und das Fleisch der Jungen waren eine doppelte Hülfsquelle für die Verunglückten. Sie schlugen auch viele der Alten todt, wozu ihnen die Bretter und andere Ueberreste des Kastens dienten, und sie sammelten so viel solcher Vögel, daß sie ein halbes Jahr davon leben konnten. So lieferten ihnen die Schildkröten und diese Art Vögel regelmäßig für jede Jahreshälfte hinlängliche Nahrung, ohne weitere Zubereitung zu bedürfen, als das Trocknen an der Sonne. Sie aßen das Fleisch auch frisch; dann dämpften sie es aber erst in irdenen Gefäßen, welche zu verfertigen ihnen gelungen war.

Krankheiten und die Beschwerden des Wohnortes hatten die Zahl dieser unglücklichen, aus der bewohnten Welt gleichsam verstossenenen Menschen, bis auf achtzehn vermindert. Mit der Zeit waren auch ihre Kleider zerrissen; sie geriethen daher auf den Einfall, den Vögeln, welche sie todtschlugen, die Häute abzuziehen, und diese mittelst Nadeln zusammen zu nähen, welche einer von ihnen im Augenblicke des

Schiff-

Schiffbruches glücklicherweiſe bei ſich hatte. Einige kleine, hier und da an der Küſte ſtehende Palmbäume lieferten ihnen eine Art Zwirn, den ſie zu dieſem Gebrauche hinlänglich fanden. Bei der Annäherung des Winters zogen ſie ſich, um Schutz vor der Kälte zu finden, in unterirdiſche Höhlen zurück, welche ſie mit ihren Händen gegraben hatten. Dieſe Höhlen waren auf der Mittagsſeite in dem erhabenern Theile der Inſel.

So verſtrichen mehrere Jahre, ohne daß ſich in der Lage dieſer Unglücklichen etwas änderte. Einige Male erblickten ſie zwar Schiffe im vollen Segeln ziemlich nahe an ihrer Inſel; allein vergeblich riefen ſie den Beiſtand derſelben durch Schreien, auf Stangen geſteckte Vögelhäute und angezündete Feuer an. Ohne Zweifel hielt die Furcht vor Sandbänken und Klippen jene Schiffe zurück; ſie fuhren alle vorüber, ohne ſich nur merken zu laſſen, daß ſie die Zeichen auf der Inſel geſehen hätten. Die Verunglückten ſchloſſen auch aus den Planken und andern Schiffstrümmern, welche die Wellen, während ihres dortigen langen Aufenthaltes, von Zeit zu Zeit auf den Sand warfen, daß Schiffbrüche in dieſem Meere häufig, und ſie ſelbſt wahrſcheinlich nicht die einzigen hier Verunglückten wären.

Die jährliche Rückkehr der Schildkröten und Vögel, die ihnen einen hinlänglich ſichern Unterhalt gewährten, machte ihnen dieſen traurigen Aufenthalt ſechs Jahre lang erträglich. Auch zu Anfang des ſiebenten wurde ihr Muth durch die Ankunft der Schildkröten erhalten, welche ſich noch eben ſo zahlreich wie ſonſt zeigten; aber in der zweiten Hälfte des Jahres war es nicht ſo. Die Dummvögel, ohne Zweifel durch die ſeit mehreren Jahren erfahrnen Niederlagen verſcheucht, kamen in ſo geringer Anzahl wieder, daß unſere Inſulaner darüber nicht

wenig

wenig in Schrecken geriethen. Zu gleicher Zeit unterlagen zwei von ihnen, sowohl dem Unglück, das immer mehr über sie hereinbrach, als auch der schrecklichen Aussicht für die Zukunft; sie erkrankten und endigten ihr Leben auf diesem entlegenen Theile der Erde. Die noch übrigen sechzehn waren so abgezehrt, daß sie mehr Gespenstern als Menschen glichen. Aufgeregt, wie sie jetzt waren, überließen sich die Einen ganz der Verzweiflung, den Andern schien aber doch noch ein Strahl der Hoffnung zu leuchten. Nach und nach beruhigten sich jedoch Alle wieder und blieben am Ende, nach einigem Hin- und Herreden, bei dem Entschluße stehen, die Insel zu verlassen, auch auf die Gefahr, noch einmal an einer unbewohnten Insel zu landen. Sie legten sogleich Hand an's Werk und bauten in wenig Tagen, von Planken und andern Schiffstrümmern, die das Meer an's Ufer geworfen hatte, eine Art von Barke, oder vielmehr einen Kasten. Dieß Fahrzeug kalfaterten sie mit einer Mischung von Vogelfedern, Sand und Schildkrötenfett; das Tauwerk wurde aus Schildkröten-Sehnen gefertiget und die Segel von einer Menge Vogelhäuten zusammengenäht. Die Barke ließ, ungeachtet sie schlecht gearbeitet war, kein Wasser ein und konnte sowohl durch Ruder als durch die Segel regiert werden. Sie beluden dieselbe mit dem wenigen Mundvorrath, den sie noch übrig hatten. Mit so schwachen Hülfsmitteln gingen sie, bei günstiger Witterung, den Himmel um seinen Segen anflehend, noch einmal unter Segel.

Das Glück begünstigte das gewagte Unternehmen. Nach achttägiger ungewisser Fahrt, wobei die Schiffenden blos von Wind und Wellen abhingen, wurden sie endlich an die Insel Hay-Nan, an der Südküste von China, getrieben. Als sie hier landeten, und die Insel bewohnt fanden, dankten sie

der

der Vorsehung tief gerührt für ihre Rettung, und gingen dann weiter in's Land. Einige der Portugisen, welche etwas Chinesisch verstanden, waren unterdessen voraus gegangen und hatten Einwohner angetroffen, denen sie sich ohne Bedenken naheten, da sie keine Waffen bei ihnen bemerkten. Die Einwohner vergossen Thränen, als ihnen die Portugisen ihre Unfälle kürzlich erzählten. Sie brachten ihnen sogleich Lebensmittel und zeigten ihnen eine Süßwasser-Quelle. Als die ersten Bedürfnisse befriedigt waren, führte man sie zum Mandarin der Insel, der sich beeiferte, ihnen Wohnungen zu verschaffen, und allen Beistand zu leisten, dessen sie bedürftig waren. Er trug sogar dafür Sorge, ihnen die Mittel zur Rückkehr in ihre Familien zu verschaffen.

Die Portugisen, welche sich jetzt nicht weit von Makao befanden, trafen in wenig Tagen daselbst ein. Einer von ihnen, welchen seine Frau für todt gehalten hatte, war erstaunt, sie an einen Andern verheirathet zu finden. Beiderseitige Freunde brachten ihn jedoch leicht dahin, seiner Frau eine Unbedachtsamkeit zu verzeihen, welche nach einer siebenjährigen Abwesenheit wohl zu entschuldigen war.

---

## III. Abentheuer und Rettung eines Franzosen in Louisiana.

Um das Jahr 1720 wurde ein französisches Schiff der westindischen Kompagnie, welches das Fahrwasser verfehlte, durch die Strömungen nach Westen in die Sanct Bernhards-Bay getrieben, gerade bei der jetzt mit dem Namen Belle-Isle bezeichneten Halbinsel. Fünf Officiere bedienten sich der Schaluppe, welche auf diesem unbekannten Landstriche Wasser ho-

len

len wollte, und begaben sich, sobald sie das Ufer erreicht hatten, auf die Jagd. Ohne es gewahr zu werden, entfernten sie sich zu weit von der Küste und verirrten. Die Schaluppe wartete lange Zeit vergebens auf sie, und kehrte endlich, da sie keinen Zuruf beantworteten, zum Schiffe zurück. Der Kapitain hatte die Grausamkeit, die Anker zu lichten, und die fünf Officiere ihrem Schicksale preis zu geben.

Lange Zeit irrten diese Unglücklichen vergebens an den sumpfigen öden Küsten umher, in der fürchterlichsten Angst, den Wilden zu begegnen, welche sie als Menschenfresser kannten. Vier dieser unglücklichen Officiere starben nach und nach vor Hunger, der fünfte aber, der lebend blieb, mit Namen Belle-Isle, erwies ihnen die letzte Ehre, und bedeckte ihre Leichname eigenhändig mit Erde, damit sie nicht von den wilden Thieren gefressen werden sollten.

Belle-Isle irrte mehrere Tage umher, und theilte, was er fand, mit seinem Hunde; allein da das Thier von einer Tigerkatze verwundet worden war, so mußte es der Herr tödten, und er verzehrte es. Vom Hunger immer mehr gequält, und ihm fast erliegend, fand er Menschenspuren. Indem er diesen Spuren nachging, kam er an einen Fluß, wo er eine Pirogue fand, die ihm zur Ueberfahrt diente. Am andern Ufer wurde er sogleich von Wilden aufgehalten, welche sich gerade mit dem Dörren (Bukaniren) von Fischen und Fleisch beschäftigten. Sie erschracken vor seiner Magerkeit, beraubten ihn seiner Kleider, theilten diese unter sich, und gaben ihm Menschenfleisch zu essen. Da er sich vor diesem schröcklichen Gerichte entsetzte, so erhielt er Fische. Man machte ihn zum Sklaven einer Wittwe, nachdem man beschlossen hatte, den Fremden, der nicht in feindlicher Absicht gekommen sey, auch nicht feindlich

zu

zu behandeln. Seine gewöhnliche Bestimmung war, die Körper der zum Verspeisen bestimmten Feinde zu tragen. Bald nachher ward er von der Wittwe adoptirt und der Nation einverleibt. Da Krieg entstand, so fand er leicht Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und den Seinigen nützliche Dienste zu leisten. Er selber konnte sich zwar niemals au den Genuß des Menschenfleisches gewöhnen, aber täglich mußte er dieses abscheuliche Schauspiel mit Augen sehen.

So verflossen zwey Jahre, ohne daß Belle-Isle Gelegenheit fand, seine traurige Lage zu verbessern, und diese Gegend zu verlassen. Als aber eines Tages andere Wilde, Nachbaren der Artchitochen, als Abgeordnete zu diesen kamen, verschafften sie ihm die Mittel, den Kommandanten dieses Cantons (Herrn von Saint-Denis) von seiner Lage zu unterrichten. Dieser bot bereitwillig die Hand, um den Verlassenen aus seiner tranrigen Lage zu erlösen. Nach seiner Rückkehr zu den Louisianern trug Belle-Isle durch seine Erzählungen viel dazu bei, daß die Kolonisten die Idee aufgaben, sich in dieser Gegend niederzulassen. Noch heut zu Tage sprechen die Louisianer von der St. Bernhards-Bay mit einer Art von Schauder.

---

## IV. Empörungen auf einem Sklavenschiffe. Im Jahr 1797.

Die Neger auf einem Sklavenschiffe haben schon öfters Versuche gemacht, sich der Fesseln zu entledigen, welche ihnen angelegt werden. Schröcklich ist, wenn ihnen ein solcher Versuch gelingt, das Loos derer, die in ihre Hände gerathen. Mit furchtbarer

Wuth

Wuth fallen sie über die Mannschaft eines Schiffes her, und opfern alles ihrer öfters gerechten Rache auf.

Ein solches Schicksal traf die Mannschaft des Schiffes Thomas, welches der Kapitain M'Quay kommandirte. Er hatte an der afrikanischen Küste eine Ladung Sklaven eingenommen, um sie nach den englischen Kolonien in Amerika zu bringen. Die Furcht vor den französischen Kapern, welche in der Gegend herum schwärmten, bewog den Kapitain, die Schwarzen im Gebrauch der Feuerwaffen unterrichten zu lassen, um im Fall eines Angriffes kräftigen Widerstand leisten zu können. Die Neger waren gelehrig, sie erkannten bald ihre Wichtigkeit, und sannen auf den Untergang derer, welchen sie dienen sollten. Ehe man sich's versah, bemächtigten sie sich am zweiten September 1797 früh Morgens des Munitions-Vorrathes, und drangen, zweihundert an der Zahl, auf das Verdeck. Einige von der Mannschaft wurden durch ihr Feuern sogleich getödtet, Andere sprangen eilig über Bord, während der Kapitain mit dem Rest der Mannschaft versuchte, den Aufrührern Widerstand zu leisten. Es fehlte aber, um dieß mit der Hoffnung auf einen guten Erfolg zu thun, an Waffen. Verschiedene von der Mannschaft schlüpften daher durch die Cajütenfenster in das Boot, welches hinten am Spiegel hing. Sie waren im Begriff damit abzugehen, als der Kapitain es merkte, und durch die dringendsten Vorstellungen sie bewog, wieder zurück zu kommen. Da sie sich aber überwältigt sahen, und keine andere Aussicht da war, der Gefahr zu entkommen, stiegen sie wieder in das Boot und verließen das Schiff.

Einer Gefahr waren sie entgangen, aber eine weit schröcklichere erwartete sie. Es war unmöglich gewe-

gewesen, das mindeste an Lebensmitteln oder Wasser zu retten; nicht einmal ein Steuerruder war da. So trieben sie, ein Spiel von Wind und Wogen, dahin, und sahen alle Augenblicke dem Tode entgegen. Der nagendste Hunger und Durst stellte sich ein. Schon hatten sie einige Tage lang die Qualen derselben erduldet, als sie so glücklich waren, eine Schildkröte zu fangen, die schlafend auf dem Wasser schwamm; sie ward zerrissen und verschlungen. Nicht lange reichte das Fleisch hin, um die Bedürfnisse des Magens zu befriedigen. Sie nahmen daher ihre Schuhe und zwei mit Haaren besetzte Mützen, weichten sie in Seewasser und verzehrten sie.

Ein Tag nach dem andern schlich hin, ihr Elend war auf's höchste gestiegen. Unfähig, ihrem wüthenden Hunger länger zu widerstehen, geriethen sie auf den gräßlichen Einfall, einen von ihnen zu schlachten, und sich mit dessen Fleisch zu nähren. Es ward beschlossen zu losen, um allem Streit vorzubeugen. Derjenige, den das Loos traf, ergab sich mit männlichem Muthe in sein Schicksal; er verlangte, daß der Wundarzt, der sich mit seinen Instrumenten bei ihnen befand, ihm die Adern zerschneiden solle. Kaum hatte das unselige Instrument die Ader berührt, als der Operateur seine ausgedörrten Lippen daran heftete, und mit größter Gier das ausströmende Blut sog. Neidisch, mit stieren, wildflammenden Blicken, sahen seine Gefährten ihm zu, und zählten die Minuten, bis das unglückliche Opfer seinen letzten Athem aushauchte. Dann fielen sie darüber her, und stillten ihren wüthenden Hunger. Gräßlich waren die Folgen, die diese unnatürliche Mahlzeit nach sich zog. Entweder konnten ihre geschwächten Verdauungswerkzeuge das Uebermaaß nicht ertragen, oder die Nahrung gerieth in ihrem Magen in Fäulniß; sie fielen

in

in die gräßlichste Wuth und starben in wenig Augenblicken. Blos zwei Männer und ein Knabe, der sich standhaft geweigert hatte, das unmenschliche Mahl zu theilen, blieben übrig; aber in welcher Lage! Wie schröcklich mußte ihnen der Gedanke an ihre Gefährten seyn, die durch eben das Mittel, welches ihr Leben erhalten sollte, dasselbe geendet hatten. Immer trostloser ward der Zustand der Uebriggebliebenen, immer mehr verschwand der letzte Strahl von Hoffnung. Acht und dreißig Tage des Jammers waren vergangen, als sie am zehnten October die Insel Barbadoes in der Ferne erblickten. Aber was half ihnen diese Aussicht? Wie sollten sie ohne Ruder und Steuer es möglich machen, das Ufer zu erreichen? Verzweiflung überfiel sie, doch wurden sie allmählich ruhiger, und gaben der Hoffnung Raum, daß die Vorsehung, die sie so weit gebracht hätte, sie auch jetzt nicht verlassen würde. Diese Hoffnung ging in Erfüllung, indem das Boot gegen das Ufer trieb; aber auch hier verfolgte sie noch das Unglück, denn als der Knabe im Begriff war, auszusteigen, fiel er ins Wasser und ertrank. Die übrigen Beiden waren so entkräftet, daß sie nur mit Anstrengung des letzten Restes ihrer Kräfte ans Land kommen konnten. Sie schleppten sich auf dem Bauche nach dem Foe-Fluß, wo sie ihren Durst löschten, und einen Menschenfreund fanden, der sich ihrer edelmüthig annahm, und ihnen allen nöthigen Beistand leistete.

---

## V. Rettung eines Schiffes durch List.

Ein reichbeladenes französisches Schiff, das von Smyrna kam, lief Gefahr, von einem Korsaren genom-

genommen zu werden. Der Kapitain, überzeugt, daß er zu schwach zum Widerstande sey, ließ die ganze Mannschaft eiligst sich in den untersten Raum des Schiffes verbergen, und nur einer der verschmitztesten Ragusaner durfte auf dem Verdecke bleiben.

Der Kaper näherte sich und that einige Schüsse. Der Ragusaner schwang dagegen ein weißes Schnupftuch in der Luft, als ein Nothzeichen. Der Kaper hielt mit dem Schießen inne, und rief, man solle streichen. Der Ragusaner antwortete: „Ach, dazu fehlt es mir an Kraft; kommt und thut es selbst. Ich bin ein Passagier auf diesem Schiffe; wir kommen von Smyrna, und die Pest wüthet unter uns. Der Kapitain und der größte Theil der Mannschaft ist schon daran gestorben. Es sind unser nur noch fünf Mann, aber wir sind unstreitig auch ein Opfer des Todes, wenn wir nicht bald von diesem angesteckten Schiffe fortgebracht werden. Um Gottes willen, rettet uns!"

Der Kaper rief zornig: „Fahrt zum Teufel!" und machte Anstalten sich zu entfernen. Der Ragusaner bat nun noch dringender um Rettung. Da reichte man ihm endlich von dem Kaperschiff einige Flaschen Weinessig auf einer Stange zu, und der Kaper suchte schleunigst einer so gefährlichen Nachbarschaft zu entrinnen. Das Schiff lief demnächst glücklich in den Hafen von Marseille ein.

---

Sechste

# Sechste Abtheilung.

# Außerordentliche Naturereignisse.

## I. Pest in Schlesien. Im Jahr 1633.

Der dreißigjährige Krieg hatte, außer manchen andern Folgen, auch die, daß eine schreckliche Pest mehrmals entstand, wenn dieß oder jenes Land der Schauplatz eines Feldzugs geworden war. Die Barbarei, mit der man den Krieg führte, kannte keine Grenzen. Die Religion gab den Vorwand her, daß der Bürger von dem Soldaten geplündert wurde, wie man sich's in unsern Tagen nicht vorstellen kann, weil die Generale, besonders Wallenstein, den Grundsatz hatten, daß der Soldat für seine Mühe auch etwas haben müsse. Während ein kaiserlicher Oberster kaum mit siebenzig Schüsseln des Mittags zufrieden war, mußten Tausende von Bürgern im eigentlichen Sinne nackend, Brod von Baumrinde und Heu hinunterwürgen. Wenn selbst in unsern Tagen Nervenfieber, als Folgen des Krieges, viele Schlachtopfer würgten, wie viel mehr mußten sich die Seu-

chen

chen entwickeln, wo Quaal und Kummer, Hunger und Kälte einander wechselsweise die Hand boten, das menschliche Geschlecht zu vernichten.

So erzeugte sich denn in Schlesien im Jahr 1632 eine Pest, die im folgenden Jahre nach und nach eine Wuth annahm, welche alles in dieser Art übertraf. So waren im October in Pribus hundert und sechzig Familien ganz ausgestorben, und von allen Einwohnern nur noch sieben Bürger und dreißig Wittwen übrig geblieben. Dem Rathe wurde endlich gar befohlen, die Pestkranken mit Gewalt auszutreiben, und da sich kein Gesunder ihnen nähern durfte, sie mit Steinen aus der Stadt zu werfen.

Noch schrecklicher sah es in Schweidnitz aus. Zwei Heere standen in seiner Nähe einander gegenüber, und vor ihnen hatten sich Tausende in die Stadt geflüchtet, wo sie zum Theil in den Winkeln und auf den Straßen verhungerten, so daß man schon im Julius täglich fünfzig bis sechzig Leichen zählte, welche aus Mangel an Todtengräbern meist unbegraben liegen blieben und die Ansteckung vermehrten. Im August stieg endlich die Zahl der Sterbenden auf zweihundert, den fünf und zwanzigsten August gar auf dreihundert, und die schwedisch-sächsische Besatzung mußte sich deshalb ins Lager vor der Stadt begeben. Der Hunger trieb sie in diese Schaarenweise zurück, und übermüthige Krieger, die vorher mit den ausgesuchtesten Speisen nicht hatten befriedigt werden können, dankten jetzt demüthig, wenn sie nur eine Brodkruste empfingen. Die Aerzte und Chirurgen, ja sogar die Apotheker waren gestorben, und selbst die Reichen hatten also keine Hoffnung und keinen Trost. Die Landleute lagen haufenweise unter dem Kaufhause, vor den Häusern, todt oder im schrecklichsten Elende und schrieen nach Brod, nach Wasser oder

liefen

liefen halb nackend herum; Leichen häuften sich auf Leichen, und wurden von den Hunden zerrissen. Viele versprachen ihre ganze Habe den Todtengräbern, welche unaufhörlich die Leichen in zwei großen Karren fort in die Schanzen und Laufgräben der abgezogenen kaiserlichen Truppen führten. Im Lager verfertigten die Soldaten Särge, um die Eitelkeit der Vornehmen zu nützen, da es in der Stadt weder Tischler noch Bretter gab. Eine ungeheure Menge Fliegen, die überall auf den Leichnamen saßen, vermehrten den Eckel. Wenige Jahre zuvor war die Bürgerschaft 1800 bis 1900 stark gewesen, und diese waren bis auf etwa siebenzig weggerafft worden. Die Soldaten und Landleute abgerechnet, betrug die Zahl der Todten 16 bis 1700, und erst gegen Fastnacht 1634 hörte das Sterben ganz auf.

---

## II. Erdbeben auf Jamaika.

### Im Jahr 1692.

Auf der Insel Jamaika, welche Columbus im Jahr 1494 auf seiner zweiten Reise entdeckte, sind Erdbeben nichts seltenes; eines der schrecklichsten brach im Jahr 1692 aus. Port-Royal, damals die Hauptstadt der Insel, reich und blühend, hatte zwei tausend sehr schön gebaute Häuser und einen der besten Häfen in der Welt, wo über tausend der größten Schiffe mit aller Bequemlichkeit vor Anker liegen konnten. In dem genannten Jahre verwüstete ein Erdbeben die ganze Stadt, und versenkte die Häuser in einen vierzig Klafter tiefen Meeresschlund. Es

war

war von einem hohlen, dem Donner ähnlichen Rumpeln in der Erde begleitet. In weniger als einer Minute war der größte Theil der Häuser an einem Ende der Straßen, mit ihren Bewohnern, in's Wasser vtrsunken; während die am andern Ende, wo sich der sandige Boden, auf welchem sie erbaut waren, gleich den Meereswogen erhob und sie ihrer Grundlage beraubte, über den Haufen stürzten. Aus den Quellen sprang das Wasser mit der größten Gewalt hervor. Das Meer war in der heftigsten Bewegung, überstieg seine Ufer, durchbrach seine Dämme, überschwemmte alles, und riß mit sich fort, was ihm in den Weg kam.

Die Klüfte in der Erde waren an manchen Orten so groß, daß eine von den Straßen der Stadt mehr als doppelt so breit erschien, als sie eigentlich war. An manchen Stellen that sich die Erde auf, schloß sich wieder zu, und setzte diese Bewegung eine lange Zeit fort. Viele Hunderte dieser Oeffnungen zeigten sich zu gleicher Zeit. Manche dieser Oeffnungen verschlangen die unglücklichen Einwohner: während andere, wo sich die Erde schnell wieder schloß, sie in der Mitte faßten, und zu Tode quetschten. Andere, noch fürchterlichere Klüfte verschlangen ganze Straßen, während wieder andere ungeheure Wassermassen ausspieen und diejenigen ersäuften, welche das Erdbeben verschont hatte.

Ueberall war ein schrecklicher Gestank verbreitet. Der Donner der in der Ferne einstürzenden Berge, der mit düsterer Finsterniß bedeckte Himmel, und das Krachen der zusammen fallenden Häuser, veranlaßten eine Scene, schröcklich über alle Beschreibung. Als das furchtbare Unglück vorüber war, zeigte sich auf der ganzen Insel nichts als Zerstörung und Verwüstung. Wenige von den Häusern, die nicht verschlun-

gen worden waren, standen noch aufrecht; und was in den Pflanzungen wuchs, war von der allgemeinen Zerstörung vernichtet. Die schön angebauten Ebenen waren in große Wasserpfühle verwandelt, und als diese durch die Sonne austrockneten, hinterließen sie lauter unfruchtbare Sandflächen. Die meisten Flüße waren durch die hineingestürzten Bergtrümmern in ihrem Laufe gehemmt, und erst einige Zeit nachher brachen sie sich wieder neue Betten. Die Berge schienen insbesondere der Gewalt des ersten fürchterlichen Stoßes ausgesetzt gewesen zu seyn, und man vermuthete, daß unter ihnen der Hauptsitz der Erschütterung gewesen sey. Was sich von den Einwohnern gerettet hatte, suchte Schutz am Bord der im Hafen liegenden Schiffe, wo sie eben zwei Monate blieben, denn so lange wütheten die Erschütterungen, bald mit mehr bald mit weniger Heftigkeit, täglich fort.

Port-Royal wurde zwar von neuem aufgebaut, allein schon zehen Jahre nach jenem Unfalle sank die Stadt durch eine Feuersbrunst in Asche. Ein drittes Unglück betraf sie im Jahre 1722, wo ein schrecklicher Orkan sie abermals in einen Steinhaufen verwandelte. Seitdem verließ der größte Theil der Einwohner die Gegend, und wandte sich nach der Stadt Kingston.

---

## III. Zerstörender Ausbruch eines Vulkans auf den Philippinen.

### Im Jahr 1814.

Die philippinischen oder manilischen Inseln, von dem

dem großen Ozeane und dem chinesischen Meere umgeben, bestehen aus einem unförmlich zerstreuten Haufen hoher Gebirge, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren, und deren Inneres aus Basalt, Schwefel, Lava, Schlacken und andern Merkmalen eines vulkanischen Ursprungs zusammen gesetzt ist. Zwischen den Bergen breiten sich reiche und fruchtbare Thäler aus. Man findet Reis in Menge, Weitzen, Roggen, Kakao, Tabak, Zuckerrohr, Indigo, Pfeffer, Ingwer, wilde Muskatnüsse, Kampfer, Oel, fast alle europäische Gartengewächse, Orangefrüchte, Kokospalmen, treffliche Holzarten, die lieblichsten Blumen ꝛc. Die Natur ist das ganze Jahr grün, aber das Klima heiß, feucht und ungesund.

Die Zahl der zu dieser Gruppe gehörigen Inseln soll sich auf fünfzehnhundert belaufen, wovon aber die meisten nur unbedeutend sind. Unter den Bergen werfen zehen Feuer aus, worunter besonders der Mayon auf Manila oder Luzon, der nördlichsten und größten dieser Inseln, am heftigsten wüthet. Schrecklich war der Ausbruch des Vulkans Albay, in der Provinz Camarines auf Manila, der am ersten Februar 1814 sich ereignete. Ein Augenzeuge hat davon folgende Erzählung bekannt gemacht.

Dreizehn Jahre lang hatte der Vulkan Albay ein tiefes Schweigen beobachtet. Er wurde nicht mehr mit dem Mißtrauen und der Furcht betrachtet, welche die Vulkane gewöhnlich denjenigen einflößen, die in ihrer Nähe wohnen. Seine geräumigen, ausgedehnten Seitenflächen waren in wohlangebaute, schöne Gärten verwandelt. Beim Beginnen des Jahrs dachte noch niemand auf die entfernteste Weise an den Schaden, den ein so böser Nachbar so bald im Laufe desselben verursachen sollte. Vor sonstigen Ausbrüchen hatte man bisher immer gewisse unterirdische

 Töne

Töne als Vorboten vernommen. Allein jetzt wurden wir gar nichts der Art gewahr; nur bemerkten wir am letzten Tage des Januars einige leichte Erdstöße. In der folgenden Nacht wurden die Erdstöße stärker. Um zwei Uhr des Morgens fühlte man einen, der viel stärker war, als alle vorhergehenden. Um vier Uhr wiederholte er, und von dieser Zeit an dauerten die Erdstöße fast ununterbrochen fort, bis zum Anfang des Ausbruchs.

Der Tag brach an, und ich habe fast nie in Camarines einen heitrern und angenehmern Morgen erlebt. Doch bemerkte ich, daß die Höhen zunächst dem Vulkan von einer Art Wolken bedeckt waren, welche ich indeß für Rauch von irgend einem, die Nacht über in Brand gerathenen, Hause hielt. Aber um acht Uhr fing der Vulkan plötzlich an, eine dicke Säule von Steinen, Sand und Asche auszuwerfen, die sich hoch in die Luft emporhob. Bei diesem Anblick wurden wir von großer Furcht ergriffen, besonders da wir bemerkten, daß in einem Augenblicke die nach aussen gekehrte Seite des Berges ganz bedeckt wurde. Wir hatten noch keinen ähnlichen Ausbruch erlebt, waren aber alsbald überzeugt, daß sich ein Feuerstrom nach uns zuwälzte und uns Vernichtung drohte. Das erste, was man in meinem Orte that, war, das heilige Sakrament vor Entweihung zu sichern! Dann begaben wir uns auf die Flucht. Die Schnelligkeit, mit welcher der furchtbare Strom auf uns zurollte, ließ uns keine Zeit, weder zur Besinnung noch zur Berathschlagung. Das schreckliche Lärmen des Vulkans erweckte auch in den muthvollsten Herzen Furcht. Wir alle liefen in der größten Angst und Bangigkeit umher, und suchten die höchsten und entlegensten Orte zu gewinnen, um uns vor der drohenden Gefahr zu schützen. Der

Him-

mel begann sich zu verdunkeln, und unsre Angst verdoppelte sich. Das Lärmen des Vulkans wurde mit jedem Augenblicke stärker, die Finsterniß dichter, und wir setzten unsre Flucht fort. Allein trotz unsrer Eile wurden wir von einem starken Schauer großer Steine eingeholt, durch dessen Heftigkeit viele Unglückliche sogleich getödtet wurden. Dieser schreckliche Umstand zwang uns, in unsrer Flucht inne zu halten, und unter Gebäuden Schutz zu suchen; indessen wurden diese durch die Flammen und glühenden Steine, die auf sie herabstürzten, bald in Asche gelegt.

Der Himmel wurde nun ganz verdunkelt, und wir waren in die dichteste Finsterniß gehüllt. Von diesem Augenblick an verloren wir fast alle Besinnung, und konnten nichts erwarten als den Tod. Die Mutter verließ die Kinder, der Mann das Weib, und Kinder dachten nicht an bejahrte Eltern.

In Häusern konnten wir nicht länger Obdach suchen. Wir mußten sie verlassen, oder in ihnen umkommen; wollten wir aber unbedeckt herausgehen, so setzten wir uns nicht minder drohender Gefahr aus; denn Steine fielen so dicht wie Regentropfen, und viele waren von ungeheurer Größe. Wir mußten uns also zu schützen suchen, so gut wir konnten. Manche bedeckten sich mit Fellen, andere mit Tischen und Stühlen, noch Andere mit Brettern und Mulden. Manche suchten Zuflucht hinter den Baumstämmen, Andere unter Rohr und Hecken, und noch Andere verkrochen sich in Höhlen der Berge.

Gegen zehn Uhr hörte das Fallen der großen Steine auf, und ein dichter Sandregen folgte. Um halb zwei Uhr fing das Lärmen des Berges an sich zu vermindern, und der Himmel klärte sich ein wenig auf. Um zwei Uhr wurde er ganz klar, und nun nahmen wir die schrecklichen Verwüstungen erst wahr,

welche

welche die Dunkelheit unsern Blicken bisher entzogen hatte. Der Boden war mit Todten bedeckt, von denen ein Theil durch die Steine erschlagen, Andere von der Gluth erstickt waren. Zweihundert kamen in der Kirche zu Budiao, und fünf und dreißig in einem einzigen Hause dieses Dorfes um. Die Freude, welche die Lebenden über ihre Rettung empfanden, wurde bei vielen in die gränzenloseste Traurigkeit verwandelt, da sie sich aller ihrer Verwandten und Bekannten beraubt sahen. Väter fanden ihre Kinder todt, Männer ihre Weiber und Weiber ihre Männer; im Dorfe Budiao gab es Wenige, die nicht den Verlust mehrerer ihrer nächsten Anverwandten beklagten. An andern Orten fanden wir viele Personen, auf tausenderlei Art verwundet und gequetscht, auf dem Erdboden liegend. Einigen waren die Beine gebrochen, andern die Arme abgeschlagen; Andern die Hirnschaalen zerschmettert, und noch Andere waren mit Wunden bedeckt. Manche starben sogleich, manche am folgenden Tage, und die Uebrigen waren dem traurigsten Schicksal überlassen, ohne Aerzte, ohne Arzneien, ja es mangelte ihnen sogar die nöthige Nahrung.

Fünf volkreiche Städte wurden durch diesen Ausbruch ganz vernichtet, und mehr als zwölfhundert Menschen unter den Ruinen begraben, und die zwanzig tausend, welche die Schreckensscene überlebten, waren ihrer Habe beraubt, und in die tiefste Armuth gestürzt.

Der Berg gewährt jetzt einen äußerst traurigen und schrecklichen Anblick. Sein Abhang, der vormals so schön bebaut war, und die malerischeste Aussicht darbot, hat sich in eine öde Sandwüste verwandelt. Die Steine, der Sand und die Asche, welche ihn bedecken, liegen an manchen Orten dreißig bis sechs und dreißig Fuß hoch auf dem alten Grunde,

ja

ja in der Gegend, wo sonst das Dorf Budiao lag, giebt es Stellen, wo sogar die Kokusbäumn bis über die Wipfel verschüttet sind. In den verwüsteten Dörfern und in der ganzen Gegend, über welche sich die Wirkungen des Ausbruchs erstreckten, ist der Boden unter anderthalb Fuß tiefem Sande begraben, aus welchem nur hier und da noch ein grüner Baum hervorragt. Der Krater des Vulkans hat sich um mehr als hundert und zwanzig Fuß gesenkt, und seine Südseite zeigt eine weite und häßliche Mündung, schrecklich dem Anblicke. Drei neue Krater haben sich in beträchtlicher Entfernung von dem ursprünglichen aufgethan, und werfen unaufhörlich Rauch und Asche aus. Das prachtvolle Dorf Camarines und der vornehmste Theil dieser schönen Provinz liegt tief vergraben unter unfruchtbarem Sande.

---

## IV. Großer Brand in Kasan.

### Im September 1815.

Im asiatischen Rußland, eine halbe Meile vom Einflusse der Kasanka in die Wolga und zwei hundert und zehen Meilen von St. Petersburg entfernt, liegt die Stadt Kasan mit 2700 Häusern und 18000 Einwohnern, wichtige Leder-, Seife- und Eisenfabriken, einer Universität, sehr vielen griechischen Kirchen, acht Moscheen und andern ansehnlichen Gebäuden. Von dieser ansehnlichen Stadt, deren Handel sich fast nach allen Gegenden des russischen Reichs erstreckt, wurde die größere und bessere Hälfte am dritten September 1815 auf eine grauenvolle Weise ein Raub der Flammen.

Diese

Diese Feuersbrunst nahm ihren Ursprung in der Fuhrmannsslobode oder Vorstadt, Jamskaja genannt, in der Nachbarschaft der Warlaamskischen Kirche, und griff, bei der bereits länger als zwei Monate anhaltenden Dürre, und einem heftigen gegen Mittag bis zum Sturme gesteigerten Südwinde, mit unerhörter Schnelligkeit um sich, so daß binnen einer Stunde bereits drei Straßen in Asche lagen. Die Gluth war so heftig, daß sie wohl an fünf Häuser auf einmal verschlang, und sich queer über die breiten Straßen wälzte. Selbst die auf der Höhe liegende, mit Wall und Graben umgebene, Festung blieb nicht verschont. Der Sturmwind, der die Gewalt der Flammen verstärkte, vermehrte das Furchtbare der grauenvollen Scene auch noch von einer andern Seite, denn er wirbelte Staubsäulen empor, die kaum einige Schritte weit umher zu schauen erlaubten. Mit schwarzen Rauchwolken vermischt, führten diese Staubsäulen eine Dunkelheit herbei, die gräßlich mit dem Aufblitzen der durchschlagenden Flamme kämpfte.

Mit diesem Schrecken paarte sich das Geschrei der Unglücklichen, das Getöse des durcheinander laufenden Volks, das Brüllen des umkommenden Viehes, das Rasseln der hin- und herjagenden Gespanne, das Läuten der zahlreichen Glocken, das Krachen der einstürzenden Häuser und der Donner der aufsteigenden Pulvervorräthe in der Festung.

An Löschen war unter diesen Umständen nicht zu denken. Die gewöhnlichen Mittel konnten den aufgeregten Elementen keinen Widerstand leisten; es war wegen der ungeheuren Gluth nicht einmal möglich, den von der Gefahr am meisten bedrohten Orten sich zu nähern, weil der Sturm den zu Hülfe Eilenden die Flamme schon aus der Ferne her entgegen trieb, und sie durch Sand und Rauch am Beobach-

bachten und Handeln verhinderte. Jeder dachte also nur an Rettung seiner Person, seiner Familie, und, wenn es möglich war, seines beweglichen Eigenthums. Aber viele wurden bei diesem Wagestück eine Beute des Todes. So verbrannte z. B. ein Pope, der sich mit den Seinigen in die steinerne Kirche geflüchtet hatte, welcher er diente, hier jämmerlich mit denselben, zusammen sieben Personen. Was man von beweglicher Habe in den Bulak, einen durch die Stadt gezogenen Kanal, geworfen hatte, verbrannte zugleich mit den Brücken desselben, denn er war von der vorausgegangenen Dürre ausgetrocknet. Selbst die am Ufer eines Teiches, unter den Bäumen eines Gartens, aufgehäuften Sachen, konnten eben so wenig als jene, der Wuth des Feuers entgehen. Alles floh daher am Ende nach dem arskischen Felde, einer vor der Stadt sich ausbreitenden Ebene, und ohne Unterschied des Standes, Geschlechts und Alters wogte hier die jammernde Menge durch einander, und häufte ohne Ordnung auf, was sie von dem Ihrigen zu sammeln vermochten. Equipagen aller Art jagten hin und her, um das etwa noch zu rettende Eigenthum anzuführen. Wer indessen nicht selbst Pferde besaß, war genöthiget, diesen Transport sehr theuer zu erkaufen, denn der Eigennutz sucht ja auch aus dem Unglück Anderer Vortheil zu ziehen. Daher kam es, daß für einen Transport von einem einspännigen Wagen wohl hundert Rubel gefodert wurden. Doch die Selbstsucht zeigte sich in einer noch weit schändlichern, das Herz empörenden Gestalt. Das rohe Gesindel brach die Fesseln der äußern Zucht, ging auf Raub und Plünderung aus, und warf, um seine Habsucht zu befriedigen, noch Feuerbrände in die unberührten Theile der Stadt. Es suchte den Unglücklichen, wenn es konnte, auch den letzten Rest

ihrer

ihrer Habe zu entreissen. Als ein Kaufmann im Getümmel seine Brieftasche aus dem Busen zog, um den Fuhrmann für das Wegführen eines Theils seiner Waare zu befriedigen, schlug sie ihm ein Bösewicht aus den Händen, um sich einiger vom Winde zerstreuten Banknoten zu bemächtigen.

Wo indessen solche wilde Ausbrüche zügelloser Begierden auch nicht zum Vorschein kamen, empörte doch oft die Fühllosigkeit und Kälte des gemeinen Herzens fast nicht minder, weil sie mit der Gluth der Umgebung im schneidendsten Contraste stand. Zum Beweise diene folgendes Beispiel. Als bei besänftigtem Sturme die Flammen schon weniger um sich griffen, zeigte sich auf dem abgesondert stehenden Hause eines Edelmanns plötzlich noch ein neues Feuer. Der hoch bejahrte Besitzer war allein, und überzeugt, daß die Brunst im Entstehen durch einige Eimer Wasser erstickt werden könne, bat er die bei ihm einquartirten Soldaten, auf's Dach zu steigen und sein Haus zu retten. Sie foderten fünfzig Rubel. Da der Besitzer dieselben indessen nicht bei der Hand hatte, wiewohl er sie den folgenden Tag, nach der Rückkehr seiner Familie vom Lande zu geben versprach, sahen sie ruhig zu, wie auch hier das Feuer sein Zerstörungswerk vollendete.

Als der Sturm gegen Abend nachließ, hatte auch der Brand endlich seine Grenzen erreicht. Sie umfaßten aber einen Umkreis von sieben Werften (einer deutschen Meile), und innerhalb derselben loderte zwischen den ausgebrannten Mauern noch überall das Feuer von den niedergestürzten Trümmern empor, und erhellte furchtbar die einbrechende Nacht, bis der Glanz desselben am folgenden Morgen von der aufgehenden Sonne verlosch. Aber welches schreckliche Schauspiel erleuchtete diese!

Eine

Eine der ersten Städte des großen russischen Reichs war über die Hälfte vernichtet. Wo sonst lebhafter Verkehr getrieben wurde, und Wohlstand und Freude herrschte, lagen gegenwärtig nur dampfende Ruinen, und im Umkreise trieben sich Tausende von denen, die ihr Obdach verloren hatten, in dumpfer Verwirrung bis an die Ufer der Wolga umher, überzählten den Rest ihrer Habe, blickten weinend auf das Grab ihres Wohlstandes, und suchten Theilnahme, Rath und Trost bei denen, die ihrer selbst eben so sehr bedurften. Jetzt erst war man im Stande, den Umfang der Zerstörung zu übersehen, und den Verlust einigermaßen zu schätzen. Ausgebrannt war die Festung mit der Kathedralkirche, von deren Thurme die Glocken herabgestürzt waren, dem Spaskischen Kloster, der Kirche der Heiligen Cyprian und Ustin, den Tribunalen samt ihren Archiven, dem geistlichen Consistorium nebst der Wohnung des Erzbischofes, der Stückgießerei samt dem Arsenale, den Salzmagazinen, die 235,000 Pud enthielten, und den Kasematten. In Ruinen verwandelt standen außerhalb des Kreml drei allgemeine und zwölf Kirchspiels-Kirchen, so wie drei Klöster. Zerstört waren die Wohnung des Vicegouverneurs, die geistliche Akademie, das kaiserliche Postamt, das Gymnasium mit seinen Nebengebäuden, das Haus der Adelsversammlung, das Mehlmagazin, die Soldatenschule, das Armenhaus, das Arbeitshaus, verschiedene Gebäude, der Kammer der allgemeinen Fürsorge gehörig, und unter diesen die Volksschule nebst den Wohnungen ihrer Lehrer und Beamten, vierzehn Branntweinhäuser, das öffentliche Bad, der große Kaufhof, die Stadtmühle, zwey größere und eine kleinere Brücke auf dem Bulak und eine auf der Kasanka, so wie der Brodmarkt, mit seinen zahlreichen Buden. Vernich-

tet

tet sah man ganze und halbe Straßen. Die Mokraja, Warlaamskaja, Moskowskaja, Wladimirskaja, Uspenskaja, Sasypkina, die untere und obere Fedorowskaja nebst dem, was zwischen dem Kaufhofe und dem Kasanischen Kloster lag, so wie die Häuser zwischen der Admiralität und der Wosdwischenskischen Kirche waren völlig verschwunden. Von den Gebäuden zu beiden Seiten des Bulaks, der großen und kleinen Prolomnaja und Woskresenskaja waren nur wenige übrig geblieben, und von der Jamskaja und Wosnesenskaja, so wie vom Umkreise des schwarzen Sees, war wenigstens die Hälfte verzehrt. Man vermißte, außer den zahlreichen oben genannten öffentlichen Gebäuden, in allem sechs hundert und neun und fünfzig Privathöfe, von denen einer in der Regel mehr als ein Haus umschloß.

Die Zahl derer, welche bei diesem großen Brande verunglückten, ist nicht bekannt geworden; sie war nicht unbedeutend. Der Verlust an Privat- und Staatseigenthum muß um so höher angeschlagen werden, je schneller sich die Zerstörung über die Festung, die ansehnlichsten Häuser des Adels und die Niederlagen der Kaufleute verbreitete. Selbst auf entfernte Bewohner des Reichs hatte die Vernichtung der Gerichtshöfe mit ihren Archiven einen höchst nachtheiligen Einfluß. Die letztern waren unersetzlich, wie so viele Merkwürdigkeiten, die in den verbrannten Büchersammlungen, namentlich der geistlichen Akademie aufbewahrt wurden.

Ein solches Unglück würde in manchen europäischen Reichen seine Wirkungen den folgenden Generationen zu vertilgen überlassen haben. Nicht so in Rußland. Das kräftige Eingreifen der Regierung, die ausgezeichnete Liberalität der Nation und die Mannigfaltigkeit der Hülfsquellen der Einzelnen schlossen

die

die geschlagenen Wunden früher. Vor allen Dingen wurden die Staatsbeamten und das Militair in den noch stehenden Theilen der Stadt, wohin vorzüglich die Sloboden der Tartaren gehörten, nntergebracht. Die Sitzungen und Institute wurden theils in erhaltene, theils in stehen gebliebene Privatgebäude verlegt, ohne viel nach der Einwilligung der Bewohner zu fragen. Jeder mußte der Nothwendigkeit ein Opfer bringen, und es geschah ohne Murren. Gern räumte der Adel ganze Häuser in der Stadt, wenn er sie verlassen konnte, und begab sich aufs Land. Kaufleute und Bürger nahmen Freunde und Bekannte auf, und Hunderte zogen sich in's Enge, um, mit und ohne Vergütung, zur Verminderung des allgemeinen Elends beizutragen. Bald strömten von allen Seiten her auch milde Beiträge herbei, die in kurzer Zeit sich auf viermal hundert tausend Rubel beliefen, und von zwei zu dieser Absicht aus St. Petersburg abgesandten Senatoren zweckmäßig vertheilt wurden. Wer es einigermaßen im Stande war, dachte sogleich wieder an den Aufbau seines Hauses, und so wurde der Schaden in kürzerer Zeit ersetzt, als man hätte erwarten können. Vieles ging selbst schöner wieder aus seiner Asche hervor.

---

## V. Schwimmende Gärten.

Unter die angenehmsten Merkwürdigkeiten der Stadt Mexiko gehören die schwimmenden Gärten. Nur die Natur selbst konnte dieser Hauptstadt einen so überraschenden Vorzug zugestehen. Sie nahmen bereits in den dürftigsten Zeiten ihren Ursprung, als nemlich die Mexikaner zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von den Völkern aus Colhuan und Tepanecan

can unterjocht, und auf ihren See eingeschränkt, fast ohne Land sich gezwungen sahen, künstliches Ackerland zum Unterhalt sich zu verschaffen. Weiden und jähe Wurzeln, Sumpfpflanzen, flocht man zu einer großen Hürde, verband sie noch dichter durch leichtes Gesträuch, und bedeckte dieses alles mit fruchtbarer Erde. So übergab man dieß Ganze dem Wasser, bepflanzt mit Mais und Küchenkräutern. Dieß waren die ersten Felder, welche auf dem See schwimmend dem Mexikaner seine dürftige Nahrung gewährten. Als in der Folge Mexiko mächtig und groß wurde, verwandelten sich die schwimmenden Ackerfelder in Lust- und Blumengärten. In dieser Gestalt dienen sie noch jetzt den Reicheren zum Vergnügen. Mit den wohlriechendsten schönsten Blumen bepflanzt, treiben diese Lustgefilde auf dem weiten See, mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Anmuth dahin. Die größeren Gärten dieser Art haben in ihrer Mitte einen schattenreichen Baum oder ein niedliches Hüttchen, um gegen Regen oder Sturm zu schützen.

Will der Eigenthümer der Chinampa sie fortbewegen, dann wirft er sich oft nur allein, oder wenn die Masse zu groß ist, mit mehreren in ein kleines Boot, und fährt den Garten dorthin, wo es ihm beliebt. Täglich kommen viele Fahrzeuge mit den herrlichsten Blumen und Kräutern, die auf den schwimmenden Gärten gezogen sind, durch den Kanal in die Stadt zu Markte; denn alle Pflanzen gedeihen auf diesem fruchtbaren, stets hinreichend befeuchteten Boden.

In China hat man ebenfalls schwimmende Gärten, oder vielmehr Flösse, auf denen Ackerbau getrieben wird. Sie verdienten in Europa wenigstens zur Zierde eingeführt zu werden.

# Siebente Abtheilung.

# Historische Kuriositäten.

## I. Eine Mahlzeit aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Als im Jahr 1303 die Pfarrkirche zu Weissenfels eingeweihet wurde, so kam zu dem Ende der Bischof Bruno von Zeitz, ein geborner Graf von Querfurth dahin; dieser wurde nun von dem Magistrat bewirthet. Das Gastmahl verherrlichte noch die Gegenwart der Aebtissin des Weissenfelsischen Jungfrauenklosters, einer gebornen Landgräfin von Thüringen. Man kann sich vorstellen, daß der Magistrat bei einer so feierlichen Gelegenheit, und für so hohe Gäste gewiß sein Bestes gethan, und keine Kosten gespart haben wird. Diese Vermuthung wird dadurch noch mehr bestätiget, daß man über dieses Tractament sogar eine Urkunde aufgesetzt, und auf dem Rathhause als eine Merkwürdigkeit aufgewahrt hat.

Diese

Diese Urkunde lautet also:

Ao. dni. xiijcij, den XV. September, als der ezwa Herrn Suntage, nebist nach dem H. Czeuez, is der ehrwürdige Herr Bravn, Bischof von Czeutz, in unser nevin Kirche, gewezin, und aldrine seyne Einweihungs-Dinge verrichtet. Und habbe eme de Vorsteher ob dem Rathhusse ij Dage lang tracteeret, und is einen tho esszen gegewen, als volget.

Den ersten Dagk, als da Domina derbei gewest.

Das ehrste Gericht.

Eine Eyersope mit Safran, Pfefferkörner und Honig darinn.

Ein Hyrßen Gemyze.

Ein Essen Schavsleisch mit Cypollen daröber.

Ein gebraten Hun mitt Tzwetschken.

Das ander Gericht.

Stockfisch mit Oel und Roßzynen.

Bleyer mit Oel gebacken.

Gesottene Aal mit Pfeffer.

Gerehster Pückling mit Lypziger Senff.

Das drytte Gericht.

Speisefische saver gesooten.

Ein Parmmen gebacken.

Kleine Vegel yn Schmalz gepregelt mit Rettich.

Eine Schwynzkeile mit Korcken.

Den andern Tag hat man gewen.

Das ehrste Gericht.

Gelb Schwyne Fleisch.

Ein Eyerkochen mit Honigk und Wynbeeren.

Gebratene Heringk.

Das ander Gericht.

Kleine Vische mit Roßzynen.

Kalte Bleyer gebradten, die dez voregen Dages ebrig geblewen.

Eine gebradten Ganz mit rothen Rüben.

Das

### Das drytte Gericht.

Gesalzen Hecht mit Peterlinn.
Ein Salat mit Eyern.
Ein Gallerdten mit Mandyln besetzt und Ex-
vortische Anisse oberstreyt :c. 2c.

Man bemerkt, daß am zweiten Tage die Gerichte (Trachten) bereits um eine Speise verkürzt worden sind, vielleicht weil die Domina nicht mehr zugegen war. Desert muß damals noch ungewöhnlich gewesen seyn, sonst hätte man es in einem solchen Berichte gewiß nicht vergessen. — Bemerkenswerth ist es, daß hier das Wort Gallerte vorkommt, das jetzt hauptsächlich unter den Gelehrten in der Chemie vorkommt, und welches der gemeine Mann, der Sulze dafür gebraucht, nun nicht mehr versteht.

## II. Reicher Kindersegen *).

„Herzog Johann der Zweite von Cleve, geboren den 23sten April 1458, genannt der Barmherzige (Misericors) ist von Jugend auf beim Hause Burgund auferzogen worden, hat sich im Kriege weitlich exercirt, daher er denn sehr geliebt und ein recht martialisches Haupt gewesen. Die Räthe, selbiges vernehmend, haben für das rathsamste gefunden, den jungen Herrn durch schöne Dames und Frauenzimmer suchen zu divertiren, selbiges besser erachtend, als einen unnöthigen Krieg anzufangen, oder unschuldiges Blut zu vergießen. Der junge Herzog ergab sich auch dermaßeu diesem Plaisir, daß er Martem fahren ließ und in kurzer Zeit sechs und dreißig natürliche Kinder erzeuget, welche zu verheirathen, er

große

*) E. Hovys Genealogia der Graffen vnd Hertzogen zu Cleve. S. 170.

große Landesschulden gemacht, und unterschiedene Schlösser zur Lehen ausgegeben."

Dieser Herzog vermählte sich nächstdem auch den dritten November 1489 noch mit Mechtild, einer Tochter des Landgrafen Heinrichs von Hessen, und zeugte nebenbei auch mit dieser drei Kinder.

## III. Die Aerzte und ihre Belohnung.

Das dreizehnte Jahrhundert hat eine große Anzahl von Freunden nnd Ausübern der Arzneiwissenschaft aufzuweisen. Der unwiderstehliche Reitz dazu lag in dem großen Ansehen und den noch größern Reichthümern, welche diese Wissenschaft ihren Verehrern gewährte. Der berühmte Arzt Thaddäus erhielt in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts größere Freiheiten, als irgend ein andrer Lehrer bis dahin genossen hatte, und er erwarb auch größere Schätze, als je ein anderer Arzt vor ihm. Da er einst zum Pabst gerufen wurde, weigerte er sich eher abzureisen, als bis man ihm für jeden Tag hundert Goldstücke versprochen hatte. Nach vollendeter Kur konnte der Pabst nicht umhin, sich über den ungeheuern Preis zu wundern, welchen Thaddäus auf seine Hülfe gesetzt hatte; allein dieser antwortete dem Pabst kecklich, daß er sich vielmehr wundere, wie das Haupt der ganzen Christenheit sich über die gefoderte Belohnung beschweren könne, da kleine Fürsten und selbst Edelleute, fünfzig und mehrere Goldstücke für jeden Tag zu bezahlen pflegten.

Noch gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zog Meister Jacques Cottier von dem lebenshungrigen Ludwig dem Eilften in einer Zeit von sieben Monaten die ungeheure Summe von beinahe hunderttausend Thalern.

Welch

Welch gefährliches Spiel dagegen die Aerzte zu derselben Zeit nicht selten spielten, davon mögen folgende Beispiele zeugen:

Den König Johann von Böhmen befiel im Jahr 1331 eine so bedeutende Augenkrankheit, daß er zwei fremde Aerzte zu sich berief, einen Araber und einen Franzosen, aber beide fruchtlos. Der Araber durfte unbestraft zurückkehren, weil man ihm sicheres Geleit gegeben hatte, aber den Franzosen ließ Johann wegen seines schlechten Heilverfahrens in einen Sack nähen und in den Oderstrom werfen.

Dasselbe Schicksal hatte im Jahre 1371 ein anderer Franzose, der den Erzbischof Gerlach von Mainz von einem Leibesübel heilen sollte, ihn aber durch ein starkes Abführungsmittel in das Grab beförderte. Der Arzt wurde ohne Gnade in dem Main ertränkt.

## IV. Die gottlosen Thiere.

Vor Zeiten war es in der Schwitz ein unter dem Volke sehr allgemeiner Aberglaube, daß die Hähne zuweilen Eier legen, und daß aus solchen Flucheiern unfehlbar eine Schlange, wo nicht gar ein Basilisk hervorgehe. So erzählt Groß in seiner kleinen Baslerchronik ganz treuherzig, es sey im August 1474, in der Stadt Basel selbst, ein Hahn einer solchen Frevelthat angeklagt, überwiesen und deswegen zum Tode verurtheilt worden. Wirklich habe die Gerechtigkeit den Verbrecher dem Scharfrichter ausgeliefert, und dieser denselben zusammt seinem Eie auf dem Kohlenberge, vor den Augen einer großen, aus der Stadt sowohl als ab dem Lande, zum Mitansehen einer so seltsamen Exekution zusammengelaufenen Menge verbrennen lassen. Ungefehr um eben diese Zeit verur-

 theilte

theilte der Official des Bischofs von Lausanne, ein Schwein, welches in der Gegend von Drons ein Kind in der Wiege gefressen hatte, „gehangen zu werden, bis daß der Tod erfolge.“ Diese Sentenz wurde auch wirklich vollzogen, und das Schwein, dem Buchstaben derselben gemäß, zum warnenden Beispiele am Galgen gelassen.

## V. Der große Briefschreiber.

Jean Louis Guez de Balzac (geboren zu Angouleme 1594, gestorben 1654) war zwar kein großer Geist, aber ein Mann, der viele Kenntnisse besaß, und unter den ältern französischen Prosaikern zu den besten gehört. Was ihm an Kraft und Neuheit der Gedanken mangelte, suchte er durch prächtig klingende Worte, schöne Redensarten und Künsteleien aller Art im Vortrage zu ersetzen. Er bereicherte die Sprache und veredelte sie; aber durch seine Sucht, immer schön schreiben zu wollen, wird er oft schwülstig, affectirt, übertrieben, manchmal widerlich. Niemand war mehr geplagt mit Briefschreiben, als er, besonders da er mit großer Langsamkeit und Anstrengung arbeitete. Da seine Briefe überdieß immer aus einer Hand in die andere gingen, so durfte er sich auch keine Nachläßigkeiten erlauben. Er selbst schildert seine Briefschreibernoth mit den Worten: „Ich bin die Zielscheibe aller schlechten Komplimente in der ganzen Christenheit, der guten nicht zu erwähnen, die mir noch weit mehr Noth machen. Ich werde gequält, verfolgt mit Höflichkeiten, die aus allen vier Winkeln der Welt auf mich losstürmen. Gestern hatte ich erst noch des Abends fünfzig Briefe vor mir liegen, die Antworten von mir verlangten, und zwar sehr wohlgesetzte Antworten, die man zeigen, abschreiben,

ben, ja drucken lassen könnte." — An einer anderen Stelle sagt er: „Jetzt eben liegen an hundert Briefe vor mir auf dem Tische, die alle auf Antworten warten. Es sind darunter selbst Briefe von gekrönten Häuptern."

Da Balzac in Frankreich der erste war, der sich durch diese Art von Schriftstellerei berühmt machte, so gab man ihm den Titel des großen Epistolier.

## VI. Aus einer Chronik*).

1172 war ein solcher gelinder Winter, daß im Januar die Bäume ausschlugen, und im Februar die Vögel Junge hatten.

1418 wurden die ersten Zigeuner gesehen.

1539 war der Wein so wohl gerathen, daß man für ein ledig ein volles Gefäß wieder gab. Es wurden große Löcher in die Erde mit Bretern ausgefüttert und rings umb feste gemacht, daß man den vielfältigen Wein hineinthun und darin behalten konnte.

1593. Im Ditmarschen Lande wurden auf einmal fünf Sonnen gesehen.

1611. In Güterbock hing in dem Zinnschen Thor eine große Keule, dabei ein Täfelein, worauf mit rother Farbe gemalt stand:

Wer seinen Kindern giebt das Brod
Und leidet sodann selber Noth
Den schlag man mit dieser Keule todt.

1632. Als die Spanischen aus Frankenthal zogen, waren unter den Soldaten neun Weiber, die hatten zusammen hundert Kinder.

1645. Im Amt Sundrigen, im WirtembergerLand, stund der Knochertfluß vier Stunden lang ganz stille.

1650.

---

*) Siehe Gottfr. Schulzen's new augirte und continuirte Chronica. Lübeck. 1654. 12.

1650. In Edinburg genas ein Weib eines Kindes, welches zwei Köpfe, aber nur Einen Fuß hatte. Item, zu Garz, zwei Meilen hinter Crambs im Walde, brachte ein Weib ein Kind zur Welt, welches dem Teufel (Gott behüte uns davor) ganz ähnlich sah.

## VII. Geistliche Lieder im sechzehnten Jahrhundert.

Johann Höfel, Rathsconsulent in Schweinfurt, sagt in der Zueignung seines historischen Gesangbuchs, welches 1681 zu Schleusingen gedruckt wurde. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts sey der Mangel an deutschen christlichen Liedern so groß gewesen, daß man bei dem Begräbnisse des Churfürsten von Sachsen Friedrichs des Dritten, des Weisen, im Jahr 1525, — „welches wohl merklich und betrüblich" — das Lied gesungen habe: Gott sey gelobet und gebenedeiet." Er setzt hinzu: „Dann es waren, wie vorher im Pabstthum, also auch noch zu solcher Zeit, da die Reformation vor acht Jahren erst angefangen, nur meistens im Gebrauch lateinische Hymni, Antiphonae, Responsoria, Sequentz und abgöttisch deutsche Lieder, als: Maria zart, von edler Art ꝛc. ꝛc. Item: die Frau vom Himmel ruff ich an ꝛc. ꝛc. Item: St. Christoph du heiliger Mann ꝛc. ꝛc. Item: Lieber St. Nicolaus wohn uns bei ꝛc. ꝛc."

## VIII. Kleider machen Leute.

Der Dichter Kaspar Beuschius lebte sehr armselig zu Basel, bei dem berühmten Oporin, der ihn in seiner Druckerey als Conrector gebrauchte. Aeußerst

einfach

einfach gekleidet ging er oft durch die Straßen, ohne daß sich ein Mensch die Mühe nahm ihn zu grüßen. Hinwider erschien er einst öffentlich in prächtiger Kleidung, mit Pelzwerk und goldenen Ketten, und siehe! wer ihm nur begegnete, entblößte sein Haupt, bückte sich vor ihm nieder zur Erde, und bewies ihm seine tiefste Ehrerbietung. In seinem Falle würde nun mehr wie Einer gesagt haben: „Mein liebes Kleid, wie viel Dank bin ich dir schuldig!“ Er aber, von ganz andern Gefühlen durchdrungen, kehrte eilends nach Hause zurück, zog seine schönen Kleider wieder aus, trat sie mit Füßen, und rief aus Leibeskräften: „Seyd ihr Bruschius oder bin ich es? Weg von mir, nichtswürdige Sklaven, die ihr eurem Herrn die Ehre raubt, welche ihm und nicht euch gebührt!“

Späterhin durchwanderte der Dichter die Schweiz, um Beschreibungen von verschiedeneu Klöstern abzufassen. Auf diesen Reisen wurde er überall sehr wohl aufgenommen. In dem Dominikaner-Kloster zu Cätz in Bündten veranstaltete, seiner eigenen Erzählung zufolge, die Aebtissin ihm zu Ehren ein großes Souper und einen Ball, den sie mit ihm in eigener Person eröffnete. Bei seiner Abreise erhielt er von dieser gefälligen Religiosin eine goldene Medaille, ein gesticktes Halstuch und ein Paar Gemshörner. Im Jahr 1559 ward eben dieser Bruschius, in einem Walde von einigen schwäbischen Edelleuten, die er in seinen Schriften mit wenig Schonung behandelt hatte, elendiglich zu Tode geschossen.

## IX. Der jähzornige Theologe.

Theodor Buchmann, von Bischoffzell im Thurgau (die gelehrte Welt kennt ihn besser unter dem Namen Bibliander) verlor im Jahr 1560 seinen theo-

theologischen Lehrstuhl an der Akademie zu Zürich durch eine ganz besondere Veranlassung. Er war mit seinem Kollegen Peter Martyr von Vermilly über gewisse Kontroverspunkte in Uneinigkeit gerathen, und hatte in einem Anfalle von übler Laune seinen Antagonisten zum Zweikampfe herausgefodert. Wirklich erschien er am Tage nach der Herausfoderung mit einer ungeheuren Hellebarde bewaffnet auf der bezeichneten Wiese. Sein Amtsbruder, anstatt der Einladung zu entsprechen, gab beim Magistrat eine Klage ein, und von diesem wurde Bibliander seiner Stelle entsetzt. Dieser jähzornige Theologe verdankt seinen literarischen Ruhm nicht sowohl seinen polemischen Schriften, als vielmehr einer tiefgedachten Abhandlung: Ueber die allgemeine Aehnlichkeit aller in der Welt ähnlichen Sprachen und Buchstaben. Diese in lateinischer Sprache abgefaßte Schrift ist sehr selten geworden und hat den Gelehrten, welche seither diese Materie bearbeitet haben, den Weg gebahnt.

## X. Von den Kirchnarren oder Verhindernarren des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts.

### Aus Sebastian Brandts Narrenschiff.

Es seyn etliche Gesellen, die ziehen in die Kirchen, als wenn sie auf ein Gejagd wollen, tragen Falken oder Habicht mit ihnen in die Kirchen, mit einem großen Haufen Hunde, die ihnen nachfolgen, und ein groß Geheul und Gebell haben, dadurch denn der Gottesdienst und das Gesang und Gebet verhindert wird.

Solche Gewohnheit ist wahrlich an Jedermann höchlich zu schelten, fürnemlich an den Pfarrherren

und

und Thumherren. Wider diese gehört solche Antwort, welche auf eine Zeit ein Bauer einem Bischof gab. Man lieset, daß auf eine Zeit ein Bischof mit vielen Trabanten und Kriegsknechten über Feld geritten sey, und als er durch ein Ackerfeld zog, stund ein Bauer und sahe ihn lange an, also daß er den Pflug aus der Hand ließ gehen, und das Maul offen behielt; gaffet also den Bischof stracks an. Da fragt ihn der Bischof, was er lugt und gedächte? darauf gab ihm der Bauer zur Antwort: Ich hab gedacht, ob der heilige Martinus, welcher auch ein Bischof gewenn, auch mit einem solchen Kriegszeug und Gwandey sey daher geritten. Dem gab der Bischof zur Antwort: Ich bin nicht allein nur ein Bischof, sondern auch ein weltlicher Herzog dabei, wie ich der itzt auf diesen Tag bin. Wenn du aber den Bischof sehen willt, (bestimmt ihm hiemit einen Tag) so komm denselbigen Tag in die Kirche, alsdann will ich mich ein Bischof erzeigen. Darauf gab denn der Bauer, aber mit lachendem Mund, zur Antwort, und sagt zum Bischof: Wenn aber der Teufel, daß doch Gott wohl für sey! den Herzogen hinführet, wo käme der Bischof hin? —

## XI. Abstammung des Wortes Frau.

Johann Geiler von Kaisersberg leitet in seiner Postille das Wort Frau, altdeutsch Frowe, folgendermaßen ab: „Als wenn Einer eine Fraw nimpt, so ist er zum ersten Fro, darnach wuirt ein Wer drauß; das Fro wiret nit lenger so wenn weder bitz das er zu Kirchen gangen ist denselben Tag, aber das Wer wert XX oder XXX jor fuir und fuir so lang sye leben; davon heysset eine Fraw Frowe."

## XII. Das Blindekuhspiel.

Die Franzosen nennen das Blindekuhspiel Colin-maillard. Diese Benennung gründet sich auf folgende Anekdote. Der Pater Maillard, ein zu seiner Zeit wegen seiner Strenge sehr gefürchteter Kanzelredner, war der Beichtvater Karls des Achten. Dieser Fürst hatte eine Geliebte, welche Carnille hieß. Der Pater kam oft, wenn der König mit ihr zu Abend speiste, und seine Gegenwart war dem lustigen Mädchen lästig. Um nun ihren Spaß mit ihm zu haben, und ihn in die Scherze und Spiele mit hinein zu ziehen, die er störte, kam sie auf den Einfall, zu laufen und sich vom Könige fangen zu lassen. „Es ist keine Kunst, daß Sie mich haschen, sagte sie, denn Sie laufen besser als ich; aber wenn man Ihnen die Augen verbände.“ — „Nun, ich bin's zufrieden,“ sagte der König, den sie ihren Colin zu nennen pflegte. Sie verband ihm also die Augen mit einem Tuche, und er mußte nun nach ihr laufen. Die andern Damen mischten sich in das Spiel, und auch Maillard wollte daran Theil nehmen. Das neue Spiel verbreitete sich hierauf vom Hof in die Stadt, und bekam nun von dem verliebten Könige und dem springenden Beichtvater den Namen Colin-Maillard.

## XIII. Ketzerhaß.

Kaiser Karls des Fünften Testament, welches er kurz vor seinem Hinscheiden im Kloster St. Just niedergeschrieben hat, enthält folgende merkwürdige Stelle, welche nicht nur über seine damalige, sondern auch seine frühere Denkweise Licht verbreitet. „Ich wünsche, daß die Inquisitoren alle ihre Macht anwenden mögen, die Ketzer auszurotten und zu verbren-

brennen, nachdem sie vor ihrer Hinrichtung Christen aus ihnen zu machen jegliches Mittel versucht haben werden; denn ich bin überzeugt, daß sie doch niemals aufrichtige Katholiken werden, weil die Wuth, neue Lehrsätze aufzustellen, sie gänzlich beherrscht. Ich habe eingesehen, daß es übel gethan ist, wenn man sie fernerhin dem Scheiterhaufen entwischen läßt, so wie ich in einen schweren Fehler verfallen bin, daß ich den Luther frei habe davon gehen lassen; (obgleich ich seiner nur wegen des sichern Geleites schonte, welches ich in einem Augenblicke ertheilt hatte, wo ich durch andere Mittel die Ketzer bereits unterdrückt zu haben hoffte). Ich bekenne, daß ich darin schlecht gehandelt habe, weil ich nicht verbunden war, einem Ketzer, der einen größern, als mich, ja selbst Gott beleidigt hatte, Wort zu halten. Ich hätte meines Versprechens mich entbinden, und die Gott widerfahrne Beleidigung rächen sollen. Hätte Luther nur gegen mich gesündigt, so hätte ich getreulich mein ihm gegebenes Wort halten können; aber deshalb, weil ich ihn nicht vernichtet habe, ist nun die Ketzerei so mächtig geworden, welche, wie ich jetzo davon überzeugt bin, zugleich mit ihm selbst in ihrer Geburt würde erstickt worden seyn."

## XIV. Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Georg Neumark, zu Mühlhausen 1621 geboren, und als geheimer Archivsecretair und Bibliothekar zu Weimar 1681 gestorben, ist Verfasser vieler geistlicher Lieder, wovon die meisten in die Gesangbücher aufgenommen wurden. Von ihm rührt das beliebte Kirchenlied her: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Man erzählt, er habe dieses Lied in frommer Begeisterung verfaßt, als er durch ein unerwar-

erwartet glückliches Ereigniß in den Stand gesetzt wurde, seine Viola di Gamba, die er hatte als Pfand versetzen müßen, wieder einzulösen. — Als dieses Lied noch ziemlich unbekannt war, pflegte es ein Bäckerbursche in der Stadt Alt-Brandenburg täglich bei seiner Arbeit zu singen. Er verschaffte dadurch seinem Meister viele Kunden, denn Viele kamen dahin, Brod zu kaufen oder zu backen, um nur dieses Lied zu hören, wodurch dasselbe bald in der Stadt und dasigen Gegend bekannt wurde.

## XV. Für Proselytenmacher.

Im siebenzehnten Jahrhundert machten die Franzosen verschiedene Bekehrungsversuche in Siam. Ihr Gesandter, Herr von Chaumont, sagte in einer Audienz dem Könige des Landes, daß sein Gebieter, der König von Frankreich, von seiner Geneigtheit zur christlichen Religion überzutreten unterrichtet, ihm zur Ausführung dieses Vorhabens rathe. „Sagen Sie Ihrem Herrn, gab die Siamische Majestät zur Antwort, daß ich mich wundere, wie mir mein guter Freund, der König von Frankreich, eine so gefährliche Sache zumuthen kann, von der er gar keine Kenntniß hat. Ich überlasse es aber seinem Urtheil, ob die Veränderung einer Religion, welche seit 2229 Jahren in meinen Staaten bestanden hat, eine unbedeutende Sache sey. Ueberdieß scheine es mir sonderbar, daß der König von Frankreich sich so viel um eine Sache bekümmern könne, welche Gott selbst der freien Einsicht der Menschen überlassen hätte. Denn sollte nicht der wahre Gott, der die Menschen mit allen ihren Fähigkeiten geschaffen hat, denselben, wenn es ihm so gefallen hätte, einerlei Meinung über Religionssachen eingepflanzt, und sie selbst zu der

Reli-

Religion geführt haben, die ihm die angemessenste ist? Muß man nicht auf den Gedanken kommen, daß Gott Vergnügen daran findet, auf verschiedene Weise von den verschiedenen Menschen verehrt zu werden? Und sollte die Schönheit und Mannigfaltigkeit, welche wir in der Natur bewundern, nicht auch in übernatürlichen Dingen der Weisheit Gottes wohlgefällig seyn? Da ich glaube, Gott sey der Herr der Welt, dem nichts unmöglich ist, so überlasse ich es ihm selbst, die Herzen zu lenken, und bitte den König von Frankreich, meinem Beispiele zu folgen."

## XVI. Der verwandelte Schuster.

Franz le Port de la Porte, Herr von Vésins la Tour Landry und Pordic, war nach dem Tode seines Vaters geboren, und seine Mutter starb ebenfalls einige Tage nach der Entbindung von diesem Kinde. Er wurde aus den Händen seiner Amme mit Gewalt gerissen, und kam, ohne zu wissen auf welche Weise, nach Holland. Hier wurde er, nachdem er das gehörige Alter erreicht hatte, zu einem Schuhmacher in die Lehre gethan. Er erlernte dieß Handwerk, wurde als Geselle losgesprochen und ging darauf nach England. Er arbeitete als Geselle zu London gerade zu der Zeit, wo Herr de la Tour Landry, ein Verwandter, Nachbar und Freund seines verstorbenen Vaters, sich ebenfalls dort befand. Letzterer trat in eine Bude, um sich das Maaß zu einem Paar Stiefeln nehmen zu lassen. Dem jungen Gesellen war von allen seinen vorigen Glücksgütern nichts übrig geblieben, als durch einen sonderbaren Zufall der Name Vésins.

Als der Schuhmachermeister zu ihm sagte: „Vésins, nimm dem Herrn das Maaß," erinnerte sich

der

der Baron de la Tour Landry bei Nennung dieses Namens der unglücklichen Katastrophe des Säuglings, die sich vor vielen Jahren in seiner Nachbarschaft zugetragen hatte. Er faßte den jungen Menschen scharf ins Auge; seine Gesichtsbildung, sein edler Wuchs, mehr noch sein anständiges freies Betragen fielen ihm auf. Bésins schickte sich während der Zeit an, das Maaß zu den Stiefeln zu nehmen, und bei dem Bücken fielen ihm einige Tropfen Blut aus der Nase. Herr de la Tour Landry betrachtete ihn jetzt noch genauer, und fragte ihn: wer er sey? Der Befragte versetzte: man habe ihm gesagt, er sey ein geborner Franzose, von einer vornehmen Familie, mehr wisse er aber nicht. „Wenn die Stiefeln fertig sind, so schickt sie mir durch den Gesellen," sagte Herr de la Tour Landry zu dem Meister, indem er fortging und seine Wohnung bezeichnete.

Nach Verlauf von einigen Tagen brachte Bésins verlangtermaßen dem Besteller die Stiefeln. Bei der Hülfeleistung des Anprobens derselben verlor er wieder, wie das erstemal, wo er Herrn de la Tour Landry das Maaß genommen hatte, einen Blutstropfen aus der Nase. Dieß fiel diesem auf, und zugleich erinnerte er sich, daß der geraubte Bésins, wie er gehört, ein Mal wie zwei Blutstropfen zwischen den beiden Schultern mit auf die Welt gebracht habe. Er verlangte deswegen von dem Gesellen, daß er sich entkleiden sollte. Anfänglich weigerte sich dieser, gab aber doch nach einigem Widerstreben nach. Herr de la Tour Landry fand wirklich dieses Mal auf dem bezeichneten Fleck, und er zweifelte nun nicht weiter, daß der Schuhmachergeselle der geraubte junge von Bésins, sein Verwandter und der rechtmäßige Erbe der Güter seines verstorbenen Vaters sey. Nachdem er ihm dieß erklärt, behielt er ihn bei sich,

ließ

ließ ihn anständig kleiden, und reisete mit ihm nach Frankreich zurück. Er brachte ihn nach Vésins, wo ihn auch die noch lebende Amme für den Säugling erkannte, den man ihr einst gewaltsam von der Brust gerissen hatte. Durch die Thätigkeit des Herrn de la Tour Landry wurde der junge Vésins in alle Rechte seiner Geburt eingesetzt, er kam mithin auch zu dem vollen Besitze der väterlichen Güter. Er vermählte sich darauf mit der Tochter seines Verwandten und Wohlthäters. Aus Dankbarkeit für eine so sonderbare Fügung der Vorsicht stiftete er zu Vésins in Anjou ein Hospital, dem er den Namen des heiligen Franciskus, seines Schutzpatrons, gab, in welchem von sechs barmherzigen Brüdern, zwanzig Kranke verpflegt und gewartet werden sollten. Die Stiftungsurkunde ist vom siebenten September 1634; sie wurde 1637 von dem Könige Ludwig dem Dreizehnten bestätiget, und im nemlichen Jahre im Parlament zu Paris einregistrirt.

## XVII. Verbot der alten Klassiker*).

Von Gottes Gnaden Gustav Adolf, Herzog zu Mecklenburg ꝛc. ꝛc. Unsern gnädigsten Gruß zuvor. Ehr- und Wohlwürdige ꝛc. ꝛc.

Euch ist bekannt und erinnerlich, wasgestalt bis anhero sowohl in hiesiger als andern Schulen Unsers Landes des Virgilii, Horatii und Hesiodi scripta und andere Idololatriae plena der Jugend proponirt und fürgelesen. Wann Wir denn entschlossen, solche Bücher in den Schulen gänzlich abschaffen zu lassen, weil,

*) Das Original dieses, ohne Zweifel an das geistliche Ministerium zu Güstrow, erlassenen Befehls, findet sich in dem Güstrowischen Domarchiv.

weil, wie bekannt, in einem und andern auch aperte Idololatrica, ja theils gar Magica enthalten, so nicht einmal gelesen werden können; als werdet ihr euch forderſamſt zuſammenthun, dieſes Werk reiflich überlegen, auf was Art und Weiſe ſolche Bücher gänzlich und überall abzuſchaffen, und was für Autores dahingegen zu introduciren. Und weil auch vorbemeldte Bücher in den Schulen zu Roſtock in Gebrauch ſeyn ſollen, Roſtock aber eine gemeine Stadt und die Schule in specie von dem Rathe dependiret; als erwarten Wir auch hierüber euer Bedenken, wie daſelbſt die Remedirung am füglichſten fürzunehmen. Habens euch hiemit gnädigſt anſagen wollen und bleiben euch mit Gnaden gewogen. Datum Güſtrow, den 1. Sept. 1682. Guſtav Adolf.

## XVIII. Faſten=Taxe.

Der jeſuitiſche Pater Raderus machte den Freigeiſtern und ſchlechten Chriſten Vorwürfe darüber, daß ſie ſich nicht in der Faſtenzeit an das Faſtengebot der Kirche kehrten, da doch Diſpenſation ſo leicht zu erhalten wäre. „Dann, ſprach er, warum haben wir päbſtliche Nuntien in Deutſchland, und warum haben dieſe ihre Fakultäten. Die Taxe ſollten die Leute nicht achten, da ſie die himmliſche Mahlzeit verſcherzen, wenn ſie ohne Diſpenſation Fleiſch eſſen. Siedendes Pech iſt dann in der Hölle ihre Suppe, Baſeliſken, Krokodille und Drachen ſind ihr Ochſenfleiſch, Wildpret und Braten, Schlangen ihre Forellen, Teufelskuchen ihr Konfekt.“

## XIX. Theater=Geſchmack.

Im Jahr 1719 wurde in Hamburg eine Ueberſetzung

setzung der „Precieuses ridicules“ gegeben unter dem Titel: „Die kostbare Lächerlichkeit oder die spitzfindigen, doch aber recht bestraften Mädchen.“

Im Jahr 1725 kam die asiatische Banise auf das Theater; der Titel lautete: „Das blutige doch muthige Pegu, oder die an dem asiatischen Horizont hell aufsteigende Reichssonne, in der preiswürdigen Person der asiatischen Banise.“

Einer der breitesten Titel ist der, eines (im Jahr 1752) aufgeführten Schauspiels: „Lamour masson, die Liebe ein Freimaurer, oder das von uns gefehr gern entdeckt seyn wollende Geheimniß der Freymaurerey durch Isabelle, einer wegen dem weiblichen Geschlecht angebornen Curiosität in Angst und Schrecken gebrachten weiblichen Freimäurerin, ingleichen der bestrafte närrische Ehrgeitz des von hochmüthigen Einbildungen eingenommenen, aus der Lehre entlaufenen, sich selbst erhöhten Schusterjungens und deswegen mit Recht zum Narren gehaltenen Baron von Windsack.“

## XX. Eine merkwürdige Lotterie.

In dem Georgskirchspiel in London besteht eine merkwürdige, von einem gewissen Staine gestiftete, Einrichtung. Alle Mädchen, welche vier Jahre die Schule besucht, vier Jahre in einem Spital als Krankenwärterinnen gestanden und fünf Jahre gedient haben, sind berechtigt, Loose für eine Aussteuer von hundert Pfund Sterling zu ziehen. Die Ziehungstage sind der erste May und der Tag nach Weihnachten. Jedesmal werden sechs Mädchen, welche vorher ihre Ansprüche schriftlich dargethan haben müßen, zur Ziehung zugelassen. Es sind fünf Nieten auf einem Gewinn. Wer aber einmal un-

glücklich war, verliert dadurch nicht den Anspruch, bey der nächsten halbjährigen Ziehung das Glück von neuem zu versuchen, und zwar lebenslänglich, so daß die Anzahl der Ziehenden mit jedem halben Jahre zunimmt. Ist aber die Glückliche so unglücklich, innerhalb sechs Monaten den Mann nicht zu finden, der sie mit ihrer Mitgift nehmen will — was nicht selten statt gefunden hat — so verliert sie ihren Anspruch auf den Gewinn.

## XXI. Der theure Koffeeschmaus.

Der theuerste Koffee ist, unter der strengen Regierung König Friedrich Wilhelms des Ersten von Preußen, wahrscheinlich in Halberstadt getrunken worden. Hier war der Freiherr von Geuder Regierungsdirector. Sein Haus befand sich in der Nähe einer Kirche, hatte aber eine solche Lage, daß fast alle Zimmer, die er bewohnte, von der Sonne getroffen wurden. An einem sehr heissen Sommertage bekam er einen Besuch von einem guten Freunde aus der Nachbarschaft, welcher auch zu Mittag bei ihm speiste. In der nahen Kirche war eine Orgel erbaut worden, welche Nachmittags probirt werden sollte. Wirth und Gast, begierig diese Orgelprobe mit anzuhören, begaben sich in ein gewölbtes, fast bei allen Kirchen in großen Städten angebautes Chor, welches dem Freiherrn von Geuder zugehörte. Dieß geschah an einem Werkeltage, wo weder ein öffentlicher Gottesdienst war, noch andere gottesdienstliche Verrichtungen in der Kirche vorgenommen wurden. Weil es in diesem Gewölbe sehr kühl war, so ließen sich die beiden Herren den Koffee, zu dessen Genuß sie in dem Hause keinen bequemen Platz hatten finden können, dahin bringen, und

tranken

tranken ihn hier, ohne daß Jemand daran ein Aergerniß nehmen konnte. Einer von den Fiskalen, der davon Nachricht erhielt, zeigte es aber als eine Verunehrung des Gotteshauses an und verlangte, daß die Thäter als Entehrer der heiligen Stätte gestraft werden sollten. Der Freiherr von Geuder hielt es, bei dem strengen Eifer des Königs in Religionssachen, nicht für rathsam, sich dieser unerwarteten Foderung zu widersetzen, sondern bezahlte in aller Stille die ihm und seinem Gaste auferlegten — tausend Thaler, weil er es für billig hielt, den Letzteren frei zu halten.

## XXII. Die tapfern Bürger.

Im spanischen Successionskriege drang eine französische Partei, die schon an vielen Orten mit Rauben und Brennen großen Schaden gethan hatte, bis in die Nähe des den Erbschenken von Limpurg gehörigen Städtchens Gaildorf, vor, fand aber bei Unterroth ihren Untergang. Die Gaildorfischen Bürger setzten sich derselben so muthig entgegen, und kämpften so glücklich für Vaterland und Eigenthum, daß Stadt und Land von der Plünderung gerettet, und die ganze feindliche Partei, keinen Mann ausgenommen, erschlagen wurde. Der Name: Franzosenklinge, bezeichnet noch den Platz ihres Begräbnisses auf dem Kapellenberge. Ein Gaildorfischer Anführer wurde aber zuerst durch die Feinde vom Pferd geschossen; seinen Tod und die verübten Grausamkeiten zu rächen, gaben die Bürger kein Quartier.

## XXIII. Die Sprache der Zärtlichkeit.

Die Schmeichelei: oder Liebkosungs: und Trau-

 lich:

lichkeitswörtchen, deren sich sinnliche oder zärtliche Liebe bei Unverheiratheten nicht nur, sondern auch die herzliche Liebe oder Freundschaft der Gatten gegen einander, und diese wieder gegen die Kinder, oft auch nur aus Gewohnheit oder Scherz bedienen, sind höchst mannigfaltig. Bey den Griechen und Römern sind die Komiker Aristophanes, Plautus und Terenz besonders, dann auch die erotischen Dichter und Prosaisten, Catull, Properz, Tibull, Aristenätus und Lucian gute Quellen. „Mein Engelchen, mein Täubchen, mein Püppchen, mein Hühnchen, mein Herzchen, mein Leben, mein Auge, mein Augapfel ꝛc.“ sind Phrasen der Verliebten gegen einander, die sich bei Griechen und Römern finden, und größtentheils auch in andern Sprachen vorkommen. „Mein Engel, mein Engelchen,“ konnte natürlich nur christlichen Völkern und Zeitaltern angehören, und sind, wie auch der „Schatz“ und „liebes Kind, Püppchen“ und dergl. überall einheimisch. Sonderbar sind folgende Beiwörter im Dänischen: Min putte, lille Grüs, lille Hönselaar (mein Hühnchen, mein Ferkelchen, meine kleine Hühnerkeule). Ein Franzose liebkosete sein Weib mit den Worten: Mon chou, chaton, raton, petite reine de France d. h. Miezchen, Kätzchen, Rätzchen, kleine Königin Frankreichs.

## XXIV. Die Wallfahrt nach Boulogne.

Die Wallfahrten der Pariser schönen Welt nach dem, eine Meile von der Hauptstadt entlegenen Dorfe Boulogne haben eine Entstehung, die man nicht leicht errathen würde. Im Anfange des fünfzehenten Jahrhunderts kam ein Barfüßermönch, Namens Richard, vom heiligen Grabe zurück, der

in

in der Kirche jenes Dorfes mit donnernder Beredsamkeit wider den Luxus und alles irdische Wesen predigte. Eine Menge Zuhörer, selbst von den höheren Ständen, strömte hin, und der Apostel wußte zuletzt eine solche Begeisterung hervorzubringen, daß man darin wetteiferte, den Himmel durch Zeichen ernstlicher Reue zu versöhnen. Unter andern verbrannte man, zum Beweise der wahrhaften Buße, öffentlich ganze Haufen von allerlei Geräthen des sinnlichen Zeitvertreibs, als Spieltische, Billards, Karten, Reifröcke, Damenputz u. s. w. Ein Tagebuch von der Hofhaltung Karls des Siebenten berichtet, daß man im Jahr 1429 mehr als hundert solcher von der Andächtelei angezündeten Brandopfer in Paris auf den Straßen gesehen habe. Diese Schwärmerei kam bald aus der Mode, so wie die Predigten des Bruder Richard. Aber die Sitte, Reisen nach Boulogne zu unternehmen, welches von der ganzen Sache wohl das lustigste war, hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

## XXV. Aussöhnung zwischen Gläubiger und Schuldner.

Zu Canton in China herrscht ein seltsamer Gebrauch, wie man am Abend vor dem neuen Jahre mit bösen Schuldnern ein Abkommen trifft. Im neuen Jahre gelten die Schuldforderungen vom vergangenen Jahre nicht mehr, und der unbefriedigte Gläubiger geht am Abend vor dem neuen Jahre in die Wohnung des Schuldners, zerschlägt ihm sein Geschirr und seine Möbeln, prügelt ihn selbst derb durch, und dieser darf nicht darüber klagbar werden. Ist aber die letzte Stunde des alten Jahres verflos-

sen,

und beginnt das neue Jahr, so setzen sich Gläubiger und Schuldner freundlich zusammen und trinken mit einander; Schuldfoderung und Schläge sind vergessen.

## XXVI. Kraft der Reliquien.

Es wird in Deutschland nicht leicht ein Kloster sich eines solchen Vorraths von Reliquien rühmen können, als das Kloster Andechs in Baiern. Es war damit gleichsam überschüttet. Was dieselben vom Jahr 1452 bis 1755 wirkten, erzählt die in dem zuletzt genannten Jahre in München erschienene Geschichte des Klosters Andechs. Durch die Kraft und Wirkung der daselbst vorhandenen Reliquien wurden 475 Krumme und Lahme gerad, 272 Taube bekamen ihr Gehör wieder, 775 wurden vom bösen Wesen geheilt, 1713 gefährliche Kindbetten erleichtert, 206 Stumme bekamen Sprache, 259 Verrückte erhielten den Verstand wieder, 278 wurden aus Wetter- und Wassergefahren errettet, 222 verloren die fallende Sucht, 932 wurden von Stein und von allerlei Leibesschäden gerettet, 142 befreiten diese Heiligthümer aus Kerkern, Mörderhänden und andern Gefahren, 161 verloren den Schwindel und heftige Kopfschmerzen, 176 wurden in Feuersnoth behütet, 64 wurden als Halbtodte wieder zum Leben gebracht, 1041 fanden Hülfe bei Viehkrankheiten, 4096 gegen Fieber und Pestilenz, 14,389 genasen von allerlei Krankheiten; Summa 25,201. — Und wie hoch mag nicht die Summe von 1755 bis zur Aufhebung des Klosters gestiegen seyn!

## XXVII. Die gezüchtigten Jesuiten.

Im Jahr 1750 begegnete Friedrich der Zweyte von

von Preußen, auf einem Spatziergange in den Gärten von Sanssouci, einem jungen Menschen von fremdartigem Aeussern. Der König gieng auf ihn zu und fragte: „Wer ist er?“ — „Ew. Majestät, ich bin der Kandidat Hedhessi, ein Ungar, reformirter Religion, habe in Frankfurt an der Oder Theologie studiert, nnd bin im Begriff, in meine Vaterstadt zurückzukehren, habe aber vorher noch, was immer mein sehnlichster Wunsch war, Berlin, Potsdam und Sanssouci sehen wollen.“ — „Nun, das ist wohl schön; hat er auch Alles recht angesehen?“ Der Kandidat bejahte diese Frage, und dieß veranlaßte den König, sich in ein weitläufiges Gespräch einzulassen. Die schnellen und verständigen Antworten des jungen Mannes gefielen dem Monarchen so sehr, daß er endlich zu ihm sagte:

„Weiß er was, bleib er in meinen Landen, ich will für ihn sorgen. Hört er?“

Hedhessi. Ich würde mich glücklich schätzen, in Ew. Majestät Staaten bleiben, und unter Ihrem Schutze meinem geistlichen Amt gewissenhaft vorstehen zu können, aber wegen weiner Familienverhältnisse muß ich in mein Vaterland zurückkehren. Gott weiß, wie gerne ich hier bleibe!

König. Das ist ja recht schlimm, daß er nach Hause muß. Muß er denn schlechterdings nach Hause?

Hedh. Ja, Ew. Majestät ich muß; ich habe Vermögen und liegende Gründe.

König. Das ist ja fatal. — Hör' er, bitte er sich eine Gnade von mir aus.

Hedh. Ew. Majestät, ich wüßte nicht — ich weiß in der That nicht —

König. Kann ich ihm denn gar keinen Gefallen thun?

Hedh. Etwas könnten Ew. Majestät doch für mich thun, wenn Sie die Gnade haben wollten. Ich habe mir verschiedene theologische und philosophische Bücher gekauft, die meines Wissens in Wien verboten sind, und die wird man mir gewiß wegnehmen. Die Jesuiten haben die Revision der Bücher, und diese sind sehr strenge. — Wollten nun Ew. Majestät die Gnade für mich haben —

König. (ihn schnell unterbrechend) Nehm' er seine Bücher in Gottes Namen mit, kauf er sich noch dazu, was er denkt, daß er nur immer brauchen kann, wenn es auch verboten ist. Hört er! und wenn sie ihm in Wien die Bücher wegnehmen wollen, so sag' er nur, ich habe sie ihm geschenkt. Darauf werden die Herrn Patres wohl nicht viel achten, es schadet aber nichts. Laß er sich die Bücher nur nehmen, geh er aber dann gleich zu meinem Gesandten und meld' er sich bei ihm; erzähl' er ihm die ganze Geschichte und was ich ihm gesagt habe. Hernach geh' er in den vornehmsten Gasthof, und laß' er sich nichts abgehen, und wenn er auch täglich einen Dukaten verzehrt, und da bleib' er so lange, bis sie ihm seine Bücher wieder in's Haus schicken, das will ich schon machen: hört er? So mach' er's, sie sollen ihm seine Bücher in's Haus schicken, dafür steh' ich ihm, verlaß er sich nur auf mein Wort!

Hierauf gieng der König schleunig in das Schloß, und brachte kurz darauf einen Zettel, worauf er eigenhändig geschrieben hatte:

Bon pour rester à Vienne à mes dépenses.
Fréderic.

„Da, hier hat er meinen Namen, sagte der König, dieß zeige er nur meinem Gesandten, und damit

damit ist es gut. Er bekommt seine Bücher wieder, aber leb' er flott in Wien, das sag ich ihm."

„Aber, Ew. Maj. —

„Nichts von aber! Verlaß er sich auf mich, und er soll auch noch die beste Pfarre in Ungarn kriegen. Nun reis' er in Gottes Namen und schreib er mir einmal."

Hedhessi reiste ab und was er befürchtet hatte, traf würklich ein. In Wien wurden ihm seine, schon auf der Gränze versiegelten Bücher von der Bücher-Censur-Kommission confiscirt. Er sagte, was ihm der König befohlen hatte, nemlich daß dieser sie ihm zum Geschenk gemacht habe. Die Kommision erwiederte aber darauf: „Was geht uns in Wien der König von Preußen an?" Hedhessi gieng also zu dem preußischen Gesandten, erzählte ihm auch sein Gespräch mit Friedrich, und zeigte ihm den Zettel, den er von dem Monarchen erhalten hatte. Der König hatte inzwischen seinem Gesandten auch schon geschrieben, und ihm aufgetragen, was er zu thun habe. Der Gesandte rief einem Bedienten und befahl ihm, Hedhessi in den besten Gasthof zu bringen, und dem Wirth anzudeuten, der junge Mann werde auf Kosten der preußischen Gesandtschaft auf das beste verpflegt.

Der Gesandte machte darauf dem Könige die Anzeige, und dieser gab sogleich dem Gouverneur von Breslau und dem Staatsminister von Münchow, daselbst den Befehl, daß eine Kommission von einem Stabsoffizier und einem Kriegsrath, nebst Subalternoffizianten sich nach dem Jesuitenkollegium in Breslau verfügen und die dasige Bibliothek versiegeln, und vor die versiegelte Bibliothekthüre zwei Mann als Wache stellen sollten. Ferner sollte das Siegel alle Tage früh Morgens durch

einen

einen Subalternoffizier und durch einen Kammerkalkulator untersucht werden, jeder von diesen sollte täglich für seinen Gang einen Reichsthaler Diäten, die sechs Schildwachen der drei Ablösungen zu zwei Mann, jeder acht Groschen für ihre vier und zwanzig Stunden Wache, also überhaupt zwei Reichsthaler täglich erhalten, und diese vier Reichsthaler tägliche Diäten, desgleichen dreißig Thaler Versiegelungskosten das Jesuitenkollegium bezahlen.

Die Jesuiten erschracken nicht wenig, als ihnen diese königliche Verfügung bekannt gemacht und ihre kostbare Bibliothek versiegelt wurde. Sie wußten schlechterdings nicht, wodurch sie die Gnade des Königs verscherzt hätten, denn Friedrich hatte ihnen bisher immer seine Zufriedenheit gezeigt. Weder der Gouverneur, noch der Minister konnten dem bestürzten Konvent darüber Auskunft geben; denn von der Veranlassung dieser Maaßregel war kein Wort in den Kabinetsbefehlen gestanden, die deshalb ergangen waren.

Es wurde daher von den Jesuiten beschlossen, aus ihrer Mitte eine Deputation nach Potsdam zu schicken. Zwei Patres, die von dem Könige wohlgelitten waren, und mit denen er sich bei seiner Anwesenheit in Schlesien schon öfters unterhalten hatte, gingen nach Potsdam ab und ließen den Monarchen um eine Audienz bitten. Sie mußten aber vier Wochen warten, bis ihnen diese bewilligt wurde. Als dieß endlich geschah, sprach der König von ganz gleichgültigen Dingen mit ihnen, und da sie endlich wagten, demüthigst um die Ursache zu fragen, warum ihre Bibliothek versiegelt worden sey, und wodurch der Konvent und die katholische Universität in Breslau das Unglück gehabt habe, seine Gnade zu verlieren? antwortete Friedrich ganz kurz: „Aha!

Wegen

Wegen der Bibliothek? Wegen der Versiegelung? Ganz recht, das habe ich befohlen. — Die Veranlassung dazu müßt ihr bei meinem Gesandten in Wien erfragen. Adieu, Messieurs! Ich lasse mich euren Herrn Confratres, den Bücherrevisions-Kommissarien in Wien empfehlen. Wider euch hab' ich nichts. Adieu!

Damit mußten nun die Abgeordneten abziehen. Sie sahen wohl, daß in Potsdam nichts mehr auszurichten sey, und reisten also eiligst nach Breslau zurück. Nachdem sie dort ihren Bericht über den schlechten Erfolg ihrer Reise erstattet hatten, beschlossen der Pater Rector und die Patres Professores, daß zwei andere Deputirte nach Wien reisen sollten. Als diese dort dem preußischen Gesandten ihre Aufwartung machten, und ihm erzählten, was in Breslau vorgegangen sey, und was der König ihren Deputirten zur Antwort gegeben habe, sagte dieser: „Ja, meine Herren, den Zusammenhang der Sache weiß ich selbst nicht; es ist aber ein junger Mensch hier, dem haben Ihre hiesigen Konfratres, die zur Bücherrevisions-Kommission gehören, einen Kasten mit Büchern weggenommen."

Nun ging den Abgeordneten ein Licht auf; sie eilten zu ihren Kollegen, und nach Verlauf einer Stunde hatte der reformirte ungarische Kandidat Hedhessi seine sämmtlichen Bücher wieder zurück. Damit war aber die Sache noch nicht abgemacht; die Patres mußten für ihn im Gasthofe sechs und neunzig Dukaten Zehrungskosten bezahlen. Mit den Attestaten des Gesandten, daß der Kanditat wieder im Besitz seiner confiscirten Bücher und seine Zehrung in Wien bezahlt sey, kehrten die Jesuiten nach Breslau zurück und reisten von da nach Potsdam. Dießmal wurden sie ohne Aufenthalt vorgelassen.

Sie

Sie überreichten dem König das Zeugniß des Gesandten, und sogleich wurde an den Gouverneur und den dirigirenden Minister zu Breslau ein Kabinetsbefehl ausgefertigt, die Universitätsbibliothek wieder zu entsiegeln.

Mit diesen erfreulichen Depeschen versehen, und durch die mündliche Versicherung der königlichen Huld getröstet, eilten sie nach Breslau. Die Entsiegelung geschah, unterdessen aber hatte das Kloster hundert vier und dreißig Thaler an Diäten bezahlt. Der König schickte an den damaligen Pater Rector ein eigenhändiges Schreiben mit, in welchem er dem Konvent seine Gnade versicherte, aber folgende Worte hinzusetzte:

„Ihr werdet eure Herrn Konfratres in Wien und das Personal des dortigen Konsistoriums wohlmeinend warnen, daß sie an dem Kandidaten Hedhessi keine Rache üben; ich werde mich fleißig nach diesem Menschen erkundigen; bekommt er nicht die beste reformirte Pfarre in Ungarn, oder er und die Seinigen, oder überhaupt die Reformirten in Ungarn werden kujonirt und chicanirt, so müßt ihr und euer Kloster mir dafür stehen, da halte ich mich an euch.“

Diese wohlmeinende Warnung wurde wirklich gegeben, und vollkommen befolgt. Der Kandidat Hedhessi blieb nicht allein unangefochten, sondern bekam, wenn auch nicht die beste, doch eine der besten reformirten Predigerstellen in Ungarn.

## XXVIII. Der Nachtwächter.

An mehrern Orten im Großherzogthum Baden und namentlich zu Istein ohnweit Basel, singt der Nachtwächter folgendes Lied ab:

Loset,

Loset, was ich euch will sage,
De Hammer hat zehn geschlage,
Löschet Fier und Licht,
Daß euch Gott und Maria b'hüt!
Jetzt steh' ich auf der Wacht,
Und wünsch euch allen ene ruhsame Nacht.

Am Morgen dankt er mit den Worten ab:

Steht uf im Namme Jesus Chrischt,
Der hele Tag vorhanden ischt.
Der hele Tag der nicht verlag (säumte);
Gott geb euch allen e gute Tag.
Stehet uf und nehmet's Stühele,
Geht in Stall und milchet's Kühele.
Gehet uf und machet Fierli (Feuer) an,
Stellet's Koffee-Krüsli dra,
Als mer glei (gleich) trinkche ka.

## XXIX. Tyroler Poesie.

In den Jahren 1764 bis 1784 reißte an den Höfen von München, Ansbach, Würzburg, Eichstädt u. s. w. ein Tyroler, Namens Peter Prosch herum. Er war von Ried im Zillerthal, erhielt von jener Fürstin kleine Pensionen, und gab unter dem Titel eines Hoftyrolers, eine Art gescheidten lustigen Rathes ab. So sprach er einst am Namenstage der Kurfürstin Maria Anna von Baiern, ein von ihm selbst verfaßtes Gedicht, worin es unter andern hieß:

So viel Rollen hat ein Pudel,
Und es Fisch giebt in der See,
So viel als in Baiern Rudel,
Und in Indien Kaffee;
So viel Flöh die Jungfern plagen,
So viel Nüß ein Zirbelbaum,
Pflegt im besten Jahr zu tragen,

Mil-

Millionen klecken *) kaum;
So viel Köpfe, Böck und Ziegen,
So viel Schnecken in Tyrol;
So viel Jahre voll Vergnügen,
Dir der Himmel geben soll.

Von dem Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, Adam Friedrich, erhielt Peterl, wie man ihn durchaus nannte, eine ganz eigene Anstellung. Er ward nemlich zum Ober-Nachtstuhl-Inspektor ernannt. Auch that er in dieser Qualität wirkliche Dienste, so oft er sich mit dem Fürstbischof auf der Reise von Würzburg nach Bamberg und umgekehrt befand. Diesem gratulirte er nun einst zu seinem Namenstage mit folgendem poetischen Ipse fecit:

Salomo ist ein Bärenhäuter
Gegen dich, du bist gescheidter;
Ja du bist auch beim Altar,
Frömmer noch, als Aaron war.
Dein Verstand ist unermeßlich,
Deine Thaten unvergeßlich;
Jeder gräbt sie nicht in Stein,
Sondern tief in's Herz hinein.
Großer Fürst von Gott erkohren,
Heute, da du wardst geboren,
Rufen alle, so wie ich:
Vivat Adam Friederich.

Diese Reimerey fand sehr großen Beifall, und Peterl erhielt ein ansehnliches Geschenk.

## XXX. Die Kunst im Finstern zu tappen.

Ein gewisser Gougé, der zu Paris vormals für die königliche Militairschule die Briefe besorgte, wettete im Jahre 1780, daß er von dieser Schule bis zu der großen Post in der Straße Plofriére mit verbun-

*) Das heißt: reichen.

verbundenen Augen gehen wolle, ohne sich zu stoßen oder zu irren. Er mußte bei dem Platze Ludwigs des Fünfzehnten über das Wasser, suchte sich selbst ein Boot, fand es, ohne zu rufen, und ruderte sich selbst hinüber. Als er bei den Gallerien des Louvre angekommen war, deutete er ohne Fehlgriff auf die Klingel der königl. Buchdruckerei, und in der Straße Froidmanteau blieb er vor dem Hause eines ihm bekannten Weinhändlers stehen, und foderte ein Glas Wein, welches ihm gereicht wurde. So kam er ohne Anstoß zum Ziele von unzähligen Gaffern begleitet.

## XXXI. Die berühmten Leute.

In der Barcellonaer Zeitung, März 1774, stand: die erledigte Stelle bei der Akademie von Madrid ist durch den berühmten Don Gaston de Cayolos besetzt worden. In der nächsten Numer ward dieser Name als Druckfehler angegeben, und es hieß: Nicht der berühmte Don Gaston de Cayolos, sondern der berühmte Don Gaston de Collegos ist Mitglied der Akademie geworden. Acht Tage aber darauf machte die Zeitung bekannt, es wäre weder der berühmte Don Gaston de Cayolos, noch der berühmte Don Gaston de Collegos, sondern vielmehr der berühmte Don Gaston de Cayollos.

## XXXII. Ein merkwürdiger Buchstabe.

Der Buchstabe C spielt in der Geschichte der verstorbenen Prinzessin Charlotte von England eine große Rolle. Ihre Mutter hieß Caroline, sie selbst hieß Charlotte, ihr Gemahl Coburg. Sie war vermählt zu Carltonhouse, in London wohnte sie in Camb-

Cambforthouse, dessen letzter Eigenthümer, Cambfort, im Zweikampfe blieb. Ihr Landhaus hieß Clarmont, das zuvor einem Lord Clear gehörte; ihr Geburtshelfer aber Croft.

## XXXIII. Ostindische Ordensdekorationen.

In Ostindien giebt es auch Ordenszeichen. Das eine, Meher genannt, ist ein Fisch mit einem Kopf von vergoldetem Kupfer, seidenem Leibe und Schwanz, wird an einer langen Stange befestigt und auf einem Elephanten getragen, welchen man der Person, die mit jenem Zeichen beehrt wird, übergiebt.

Der zweite Orden, Moratib genannt, ist ein Ball von vergoldetem Kupfer, mit einer Franze umfaßt. Der Ball hat ungefehr zwei Fuß im Umfange, hängt ebenfalls an einer langen Stange, wird auch, wie das Meher, auf einem Elephanten vorangetragen.

Das dritte Ordenszeichen sind die Nobuts, zwei kleine silberne, mit Pergament überzogene Trommeln, die dem Beehrten um den Hals gehängt werden. Er bekommt dadurch das Recht, alle Tage fünfmal vor sich her oder daheim in seinem Hause trommeln zu lassen.

## XXXIV. Religiöse Schwärmerei.

In Schweden ereignete sich vor einiger Zeit ein merkwürdiger Zug religiöser Schwärmerei. Ein Grobschmidt, durch religiöse Grübeleien seit längerer Zeit schon gemüthskrank, las zufällig die bekannte Stelle in der Bibel: „Aergert dich ein Glied, so haue es ab.“ Da er Ursache zu haben glaubte, mit seiner rechten Hand unzufrieden zu seyn, so hielt

er

er sich diese unverweilt, nachdem er das Fleisch mit einem Barbiermesser durchschnitten hatte, mit einem Beile ab. Das auf die große Verletzung folgende Wundfieber versetzte ihn in völlige Raserey, doch mit dem Fieber nahm auch diese bald ab, und mit Heilung der Wunde kehrte sein Verstand vollkommen wieder zurück.

## XXXV. Wind-Steuer.

Wie erfinderisch man auch in ältern und neuern Zeiten war in der Art, Steuern auszuschreiben und einzufodern, so verdient doch die Verfahrungsweise des Königs von Congo, wegen ihrer ungemeinen Einfachheit, einiger (wenn auch nicht beifälliger) Erwähnung. Dieser Monarch pflegt sich zuweilen zu seinen Spatziergängen eine Zeit zu wählen, wo der Wind stark wehet. Er setzt dann seinen Turban ganz leicht auf ein Ohr; wird dieser nun von dem Zuge herabgeworfen, so legt der gestrenge Herrscher den Einwohnern des Königreichs Abgaben auf, von deren Seiten der Wind herwehete.

## XXXVI. Spanische Hofetikette.

In der spanischen Hofetikette (étiquette du palais), die König Philipp der Zweite einführte, kommen, in Beziehung auf die Lebensordnung der Könige und Königinnen von Spanien, folgende Vorschriften vor:

1) Es ist den Königinnen von Spanien unerläßlich vorgeschrieben, sich Winters Schlag neun, Sommers Schlag zehn Uhr zu Bette zu verfügen.

2) Wenn der König des Nachts aus seinem Gemache in das der Königin sich verfügt, muß er

haben seine Schuhe hinten nieder getreten, seinen schwarzen Mantel auf seine Schultern, eine Flasche von aufgetriebener Thierhaut am rechten Arme, statt eines Nachtgeschirrs, eine Blendlaterne in demselben Arme, seinen Degen aber in der rechten Hand.

3) Hat der König eine Maitresse gehabt und sie aufgegeben, so muß sie eine Klosterjungfrau werden.

4) Jedesmal muß der König jede Gunstbezeugung von einer Maitresse mit vier Pistolen bezahlen.

5) Fest bestimmt sind die Tage, an welchen der König gehalten ist, fremden Ministern und seinen Unterthanen Audienz zu ertheilen; ferner die, wo er gehalten ist in das Eskurial, nach Aranjuez oder auf andere Lustschlösser zu gehen, und die Tage der Rückkehr des Hofes; nie dürfen auch diese Reisen unterbrochen werden. Begäbe sich's, daß ein außerordentlicher Botschafter von höchster Bedeutung anlangte, um einen besondern Staatsrath anzuordnen, wo die Person des Königs erforderlich wäre, z. B. an einem auf ewig angeordneten Jagdtage, so darf dieses Vergnügen um keinen Preis unterbrochen werden. (Der Berichter bemerkt hiebei, daß dieß noch nie, seit der Dauer des Reiches geschehen sey).

## XXXVII. Die belohnte Nachkommenschaft.

Die Engländer belohnen, wie der Jehovah Israels bestrafte, bis ins zehnte Glied. Auf den letzten verdienstlosen Abkömmling eines Namens, worauf es dabei allein ankommt, fließt der goldene Segen so gut wie auf den verdienstvollen Stammvater. So zahlt z. B. der öffentliche Schatz von England noch jetzt dem Herzog von Marlborough, der nicht einmal ein Nachkomme des berühmten Feldherrn ist, sondern nur als Gemahl seiner Enkelin den Namen ange-

angenommen hat, jährlich fünf tausend Pfund, ausser der großen Besitzung, die ebenfalls an dem Namen hängt. Daneben theilt sich das Verdienst, also auch der Lohn, selbst der entferntesten Sprosse eines fruchtbringenden Stammes mit. So kostet die Familie Nelson's noch jetzt jährlich dem Staate vierzehn tausend Pfund Sterling, weil der Zufall sie zu seinen Verwandten machte. Dafür ist aber die öffentliche Schuld von England gegenwärtig fünf Milliarden Thaler, und dafür muß auch jeder Engländer zwei Thaler verdienen, ehe er einen verzehren kann.

## XXXVIII. Ein Dichter im Schlaf.

Der ehemalige Professor Wähner in Göttingen hat oft von sich erzählt, daß ihm in jüngern Jahren aufgegeben worden sey, einen gewissen Gedanken in zwei griechischen Versen auszudrücken. Er beschäftigt sich ein paar Tage damit, er kann aber den aufgegebenen Gedanken ohne Nachtheil seiner Stärke nicht in zwei Verse zwingen. Er schläft an einem Abend unter der Bemühung, diese zwei Verse herauszubringen, ein. In der Nacht klingelt er seiner Aufwärterin, läßt sich Licht, Papier, Feder und Dinte geben, schreibt die im Schlafe noch gesuchten und gefundenen zwei Verse auf, und läßt sie auf seinem Schreibtische liegen und schläft bis an den Morgen. Da er aufwacht, weiß er von demjenigen nichts, was in der Nacht geschehen ist, und fängt von neuem an, sich Gewalt anzuthun, um die beiden verlangten Verse zu finden; es will ihm aber nicht gelingen. Er steht mit Verdruß darüber auf, geht an seinen Schreibtisch und findet die beiden in der Nacht verfertigten und sehr wohl gerathenen

 Verse,

Verse, und zwar mit seiner eigenen Hand geschrieben. Er ruft die Aufwärterin und erkundigt sich, woher das Blatt mit den zwei geschriebenen Reihen gekommen. Diese erzählt ihm dann, was in der Nacht geschehen ist. Er hat sich aber dessen nie erinnern können. Dabei versicherte er, daß er den Abend vorher nichts von starken Getränken genossen, und mit dem nüchternsten Muthe zu Bette gegangen sey.

## XXXIX. Verschiedene Charaktere.

Wie verschieden und contrastirend die Charaktere der Engländer, Schottländer und Irländer sind, mögen folgende Beispiele darthun.

In einem Volksaufstande begaben sich zwei junge furchtsame Mädchen in den Schutz zweier in ihrer Nähe sich befindenden Männer. Der Eine, ein Irländer, sucht sich die hübscheste aus, nimmt sie in seine Arme, und giebt ihr einen herzhaften Kuß, zum Zeichen und Beweis, daß die poor creature ganz auf ihn zählen könne. Der Andere, ein Engländer, steckt beide Hände in die Taschen, in der Absicht, sie, d. h. die Taschen, in Schutz zu nehmen.

Zwei Offiziere bemerken in einem Putzladen ein artiges Mädchen. Beide haben Lust, mit ihr Bekanntschaft zu machen. „Ich denke, sagt der Eine, ein Irländer, wir treten ein, kaufen uns ein Uhrband, und finden auf diese Weise Veranlassung, näher bekannt zu werden.“ — „Nicht doch, Freund, erwiedert im breiten Idiom der Andere, ein Schottländer, wozu Geld ausgeben? Wir treten ein und fragen die Miß, ob wir einen Schilling in zwei Sixpences bei ihr wechseln können?“

In

In einer der Schlachten, welche Marlborough in den Niederlanden gewann, gab er der irländischen Brigade Befehl zu einem hitzigen und gefährlichen Angriff. Die Brigade rückte vor; allein um sich leichter und freier zu machen, warf sie Torniſter, Brodsäcke und Alles, was sie aufhalten könnte, von sich. Die zur Unterstützung beorderte brittische Brigade hob Alles sorgfältig auf, und rückte mit doppeltem Gepäck nach.

Der alte Lord Tyravley behauptete: eine unüberwindliche Armee müße aus 10'000 hungrigen, Schotten, aus eben so viel satten Engländern, und aus 10,000 Irländern, nach der zweiten Flasche, bestehen.

## XXXX. Für Liebhaber der Blumen.

Es ist eine sehr gewöhnliche Liebhaberei, besonders in Städten, die Zimmer mit lebendigen Blumen zu schmücken, und durch ihre Schönheit und ihre Ausdünstungen Auge und Geruch zu ergötzen. Es ist aber Vorsicht nöthig, wenn diese Liebhaberei der Gesundheit keinen Nachtheil bringen soll. Schädlich ist es, Blumen in Zimmern zu ziehen, die nicht geöffnet werden; nie aber sollten sie in Schlafzimmern geduldet werden. Die Aerzte erzählen viele auffallende Beispiele von den Nachtheilen, die unvorsichtige Blumenliebhaberei der Gesundheit gebracht hat. Cremon erwähnt eines Bischofs von Breslau, der von den Ausdünstungen der Rosen erstickt wurde. Triller berichtet, daß ein junges Mädchen an einer Erstickung von Violenduft starb, und daß eine Gräfin von Salm durch einen gleichen Zufall ihr Leben verlor.

Im Jahre 1764 erwachte zu London eine junge

Dame,

Dame, die mit ihrem Mädchen in einem mit Blumen angefüllten Zimmer schlief, mit einer schrecklichen Angst, und hatte kaum noch so viel Kraft, ihre Gesellschafterin zu rufen, die sich noch nicht so ermattet fühlte. Diese stand auf, öffnete das Fenster, aber beide konnten sich nicht eher erholen, als bis sie die Blumen aus dem Fenster geworfen hatten.

Eine junge Dame zu Toulouse, die ihr Gemach gewöhnlich mit Blumen schmückte, wäre im Frühling 1780 beinahe ein Opfer ihres Lieblingsgeschmacks geworden. Ihre Schlafkammer war voll Hollunder. Dieser hatte die Luft so sehr angesteckt, daß sie kaum noch Kraft genug finden konnte, zu klingeln, so betäubt fand sie sich, bis ihre Kammerfrau, die ihr zu Hülfe eilte, die Fenster geöffnet und die Blumen hinausgeworfen hatte.

Forster erwähnt eines Mannes, der auf das Land reiste, unter Weges den Wagen halten, und sich von einem Bedienten eine Menge stark riechenden Geisblattes aus dem Gebüsche pflücken ließ, das Geisblatt wurde bei seiner Ankunft, auf seinen Befehl, im Schlafzimmer in's Wasser gesetzt. In der Nacht erwachte der Mann, und war fast im Ersticken, konnte kaum sprechen, und hatte Mund und Nase vom Geschmack und Geruch des Geisblattes voll. Er würgte sich und rief einige mal: Caprifolium! Seine Frau öffnete Thür und Fenster und warf die Blumen auf die Straße. Die frische Luft gab dem Manne Linderung; er fühlte eine Mattigkeit und eine Art von Lähmung der Zunge, die zwei Tage lang anhielt, ehe er völlig genesen war.

Zwei junge Leute schliefen in einem nicht gar zu großen Zimmer, in welchem ein Pomeranzenbaum stand. Mitten in der Nacht gingen zwei von den Blüthen völlig auf. Die beiden Schlafenden

erwach-

erwachten unter einer heftigen Angst, wollten aber einander nicht stören, und hielten alles Mögliche aus, bis die Betäubung so überhand nahm, daß Einer den Andern wecken wollte, und nun riefen sie um Hülfe. Da die Thüre geöffnet wurde, in deren Nähe das Bett stand, so fühlte der Eine Linderung, sprang taumelnd aus dem Bette, machte alle Thüren auf und fiel auf die Ursache, da er den Geruch der Orangenblüthe empfand. Der Baum wurde also, nachdem man die Blüthen bemerkt hatte, aus dem Zimmer gebracht, frische Luft gegeben, und so vergingen in kurzer Zeit alle Beängstigungen und Schwindel.

## XXXXI. Der Schwarze und der Weisse.

Ein dänischer Kaufmann besuchte einst einen Negerfürsten, der noch nie einen Europäer gesehen hatte. Der letztere entblößte, als er sich der schwarzen Majestät näherte, sein Haupt und neigte sich tief zur Erde. Darüber erschrack der Neger, denn er befürchtete, der Fremdling wolle ihn anfallen, wie es die wilden Affen thun. Er warf sich daher zur Erde nieder, und rief seine Weiber herbei, die alsbald schützend einen Kreis um ihn schlossen. Der Dolmetscher des Negers konnte denselben nur mit Mühe beruhigen durch die Versicherung, daß Verbeugungen bei den Europäern ein Zeichen der Ehrfurcht wären. Der Negerfürst war endlich überzeugt, aber er ließ den Fremden bitten, ihn mit solchen Ehrenbezeugungen zu verschonen, und sich in einer gewissen Entfernung von ihm zu halten. Er ließ den Raum zwischen sich und dem Fremden durch seine Weiber besetzen, und fing nun an den Gast genauer zu untersuchen. Der Dolmetscher erhielt Vorwürfe

würfe wegen seiner untreuen Schilderung der Weissen. Der Neger hielt die Kleider des Dänen für Theile des Leibes, und wunderte sich nicht wenig, daß der Zopf, den er für den Schwanz der Europäer ansah, höher als bei andern Thieren säße. Mit diesen Erklärungen und Erörterungen vergingen ein paar Stunden. Darauf ließ der Neger etwas zu essen bringen, um zu sehen, ob die Weissen auch essen könnten. Endlich sollte der Däne sich entkleiden. Dieser antwortete, daß er dieß vor dem Fürsten allein wohl thun würde, nur nicht in Gegenwart der Weiber. Erstaunt fragte der Neger, wie denn die Weiber ihn abhalten könnten, sich zu zeigen, wie er wäre? Als nun der Gast sich entblößt hatte, betastete ihn der Neger überall, und rief endlich verwundert: „Ja. Du bist wirklich ein Mensch, aber so weiß als der Teufel."

## XLII. Der originellste Druckfehler.

Eine Menge Unrichtigkeiten und Druckfehler hatte das im Jahr 1772 zu Darmstadt erschienene Gesangbuch für die Hofgemeinde verunstaltet. Man mußte daher ein fast zwei Seiten langes Verzeichniß derselben auf einem eigenen Blatte dem Buche anfügen. Die Ueberschrift dieses Blattes aber, worauf die Druckfehler angezeigt wurden, hieß: Drufckehler.

## XLIII. Die Hoffnung lange zu leben.

Ein Engländer, Finlaison, einer der besten Rechenmeister, hat dargethan, daß die Verhältnisse der Sterbenden zu den Lebenden sich seit dreißig Jahren sehr vortheilhaft geändert haben.

Wenn

Wenn von 1693 bis 1789 die mittlere Lebensdauer betrug:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Bei | 5jährigen | 41 | Jahre |
| — | 10 — | 38 | — |
| — | 20 — | 31 | — |
| — | 30 — | 27 | — |
| — | 40 — | 22 | — |
| — | 50 — | 17 | — |
| — | 60 — | 12 | — |
| — | 70 — | 7 | — |

so können jetzt, seit 1789, im Durchschnitte hoffen

| | | | |
|---|---|---|---|
| 5jährige | auf | 51 | Jahre |
| 10— | — | 48 | — |
| 20— | — | 41 | — |
| 40— | — | 36 | — |
| 50— | — | 22 | — |
| 60— | — | 15 | — |
| 70— | — | 10 | — |

Die Bruchtheile sind hiebei weggelassen. Der Engländer sucht die Hoffnung dieser günstigen Veränderung in der größern Reinlichkeit. Wahrscheinlich haben aber die verschwundenen Blattern darauf den meisten Einfluß.

## XLIV. Die Größe einer Billion.

Jemand fragte, wie lange man wohl fortzählen müßte, um auf eine Billion zu kommen? Die Antwort setzte die ganze Gesellschaft in Erstaunen, denn sie lautete: neunzehn tausend Jahre und doch ist sie richtig. Wenn man, der Erfahrung gemäß, eine Minute braucht, um von eines bis hundert zu zählen, so kommt man in einer Stunde von 60 Minuten auf 6000, folglich in einem Tage von 24 Stunden auf 144,000, in einer Woche von 7 Tagen

auf

auf 1,008,000, in einem Jahre von 52 Wochen auf 52,416,000. Es berechnet sich also, daß man erst in 19,000 Jahren auf 995,903,000,000 kommen würde, welches noch keine volle Billion ausmacht, dabei müßte man unausgesetzt Tag und Nacht fortzählen, und die großen Zahlen ebenso geschwind, wie die kleinern aussprechen können.

## XLV. Tagesordnung eines baierischen Benedictiners.

Roman Zirngibl, Benedictiner in dem ehemaligen fürstlichen Reichsstifte St. Emeran zu Regensburg, königl. baierischer geistlicher Rath und Archivar, wie auch Mitglied der königl. Akademie zu München, starb am neun und zwanzigsten August 1816 zu Regensburg in einem Alter von sechs und siebenzig Jahren. Er war einer der fleißigsten und gründlichsten baierischen Geschichtsforscher, dabei ein vorzüglich guter Mensch, und eine Zierde seines Stifts und Ordens. Merkwürdig ist seine Beschreibung der Tagesordnung, welche die Benedictiner in Baiern vor ihrer Aufhebung genau zu befolgen hatten. Er theilte sie einem gelehrten Freunde, in einem Briefe vom Jahr 1787, mit folgenden Worten mit:

„Die Benedictiner in Baiern gehen allgemein früh um vier Uhr in den Chor; um halb sechs Uhr zur Betrachtung, um ein Viertel nach sechs Uhr wieder in den Chor. Dann wird Messe gelesen. Um neun Uhr in den Chor, der vor zehen Uhr sich nicht endigt. Um ein Viertel nach zehen Uhr examen particulare; dann zu Tisch; zur Conversation. Um ein Uhr ist silentium. (Da schlafen viele ganz natürlich

türlich). Um halb drei Uhr ist Vesper, welcher meistens officia defunctorum angehängt werden. Um drei Viertel auf vier Uhr ist lectio spiritualis. Um fünf Uhr zum Tisch. Conversation bis drei Viertel auf sieben Uhr. Nun ist die Complet, und der Tag ist verzehrt, ohne daß unter hundert Benedictinern auch nur zehen eine Zeit von zwei Stunden ernsthaften Studien gewidmet haben. Daher rührt es denn auch, daß bei dieser elenden verdrießlichen Tagesordnung so viele Religiosen in die äusserste Melancholie verfallen. Ich könnte eine ganze Reihe mönchischer Schwachheiten erzählen, deren Ursprung unsre Tagesordnung ist."

## XLVI. Der Kanzelredner.

Zu Nancy predigte kürzlich ein Missionair über die Höllenstrafen und ließ sich dabei also vernehmen: „In der Hölle stehen tausend und abertausend Kessel mit siedendem Wasser, sie sind bestimmt, die verdammten Juden, Protestanten, Philosophen und Liberalen darin weich zu sieden. Die Wände der Hölle aber, o mein theurer Bruder, sind — welch' furchtbarer Anblick! — mit den feurigen Zungen böser Weiber tapezirt." Um den Eindruck dieser Schilderungen zu verstärken, hatte man aus dem Theater die große Trommel kommen lassen, womit man in den Opern den Donner nachmacht, und hinter dem Altare wurden von Zeit zu Zeit Kanonenschläge losgelassen.

## XLVII. Sectionsbericht über einen auf der Insel Dagden ermordeten Schiffer *).

Auf ersehenes mündliches Anfodern des Hrn. Baron

*) Die Geschichte ist 1802 vorgefallen und vollständig im vierten Theil der Amaranthen (Magdeb. 1804) zu finden.

Baron N. N. besuchte ich demselben, als Dero Grigurgus, wegen dessen in der Caminet ganz toden, weyl. Schiffers zu Wasser, genannt M.

1) Daß desselben Blut dort gelegen und er selbst daneben dabey.

2) antreffende seine Versterbungsart, so befinde, daß diese Wunden an seinen edlen Leibestheil, ihm mit einem flach Messer angethan sey, obgleich es mir wahrscheinlich ist, daß diese Wunde mit einer spitzigen Messerspitze geschehen sey, als nämlich ein Brodmesser, womit auch Feder zu schneiden auf der ander Seit.

3) weil alle sein Leibesblut im Caminet herumgelegen, so fand ich höchst nöthig, diesen selbigen seeligen Mann oder Catafer eine foenisexcion und Aderlaß zu appliciren, wodurch dann herauskam, daß er an einer Loesion von paar Nerven recht so geblieben sey. Acdum X. vorige Woche 1802.

N. N.

Haus Grigurgus bey N. N.

## XLVIII. Englische gelehrte Sonderlinge.

Daß Gelehrte oft dem Bilde nicht entsprechen, welches man sich bei dem Lesen ihrer Schriften entwirft, ist eine bekannte Sache. Sie lassen sich, sagt ein Engländer, in ihrem häuslichen Leben gar zu gerne gehen, und führt zum Beweise dieser wahren Bemerkung Einiges von seinen Landsleuten an. So erzählt er, wie der Dechant Swift sich mit seinen Freunden im ganzen Hause herumgejagt und Haschens gespielt habe. Dagegen kannte der Dichter Gray kein größeres Vergnügen, als den halben Tag auf dem Sopha ausgestreckt zu liegen und hier Neuigkeiten zu lesen. Thomson machte es noch ärger:

ger: er blieb im Bette bis das Essen aufgetragen war. Johnson, der berühmte Lexicograph, war ein wahrer Vielesser, eine Boa constrictor. Er verwandte vom Teller keinen Blick, und aß eben so gierig als in Menge. Der Schweiß trat ihm dabei in großen Tropfen vor die Stirn, bis das große Werk vorbei war. Die Schlafadern schwollen dick auf. Ihm glichen darin der berühmte Dichter Otway und Chatterton, welcher letztere vor Begierde zu essen erstickte. Dagegen rühmte niemand mehr die Mäßigkeit als sie in ihren Gedichten.

## XLIX. Die Allwissenden.

Zur Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich hat niemand mehr beigetragen, als der berühmte Herzog von Choiseuil, Minister Ludwigs des Fünfzehnten. Ein besonderer Vorfall gab ihm dazu Veranlassung. Als er nur noch Graf von Stainville und jung war, hatte er noch keine Stelle bei der Regierung. In dieser Zeit ließ er sich eines Tages in Gesellschaft beim Souper etwas frei über die Jesuiten aus, und sagte seine Meinung über diese Societät. Mehrere Jahre nachher wurde er französischer Ambassadeur in Rom, da er denn unter den Ceremonien-Visiten, wozu ihn sein Posten nöthigte, auch dem General der Jesuiten eine machte. Nach den ersten gegenseitigen Komplimenten versicherte der Ambassadeur den General von der Hochachtung, die er für die Societät hege.

„Ew. Excellenz, erwiederte der letztere, haben nicht immer so gedacht.“

Choif. Verzeihen Sie, hochwürdiger Pater! Ich habe von meiner Kindheit an beständig für diese Societät eine ausgezeichnete Anhänglichkeit gehabt.

Der

Der Gen. Ich kann Ew. Excellenz vom Gegentheil überzeugen.

Choiſ. Das ist ganz unmöglich.

Der Gen. Nein, ich bin meiner Sache gewiß.

Der General öffnete hierauf einen Schrank, und zog aus demselben eine Tabelle hervor, aus welcher er ihm zeigte, in welchem Jahre, an welchem Tage, zu welcher Stunde, an welchem Ort, und in welcher Gesellschaft von Personen, die alle genannt waren, er von den Jesuiten nicht allein nachtheilig gesprochen, sondern sich wahrhaft feindlich gegen sie erklärt hätte. Der erstaunte Ambassadeur, der sich der Unterredung nur sehr dunkel erinnerte, suchte sich zu entschuldigen, so gut er konnte, und entfernte sich.

Der Vorfall machte auf ihn jedoch einen tiefen Eindruck, und vermochte ihn zu sehr ernstlichen Betrachtungen. Er hatte dieselben nicht vergessen, als er hernach Minister wurde, da er denn es für eine wichtige Staatsmaaßregel hielt, die Jesuiten nicht allein aus dem Königreiche zu vertreiben, sondern auch alles zur Vernichtung einer Gesellschaft aufzubieten, die ihre Verfahrungsart zum größten Nachtheil der Mächte und Regierungen anwenden könnte.

## L. Namenwechsel.

Die Kohlengräber in Staffordshire sind so gewohnt, nicht nur einander Eckelnamen zu geben, sondern sich einzig damit zu benennen, daß ihre Familiennamen im gewöhnlichen Leben durchaus verschwunden und in Vergessenheit gekommen sind. Ein Beispiel wird die Einführung dieser sonderbaren Sitte, und die Nachtheile derselben verdeutlichen.

Eine Gerichtsperson kommt mit einem Auftrag in eines der Dörfer, welche von dieser Klasse von

Arbei-

Arbeitern bewohnt werden. Der Name des Mannes, den er sucht, steht auf dem Papier verzeichnet. Er fragt nach, niemand kennt den Mann. Er geht im Dorfe auf und nieder, und ist im Begriff, nach dem Verlauf mehrerer Stunden unverrichteter Sache wieder zurück zu gehen, als sich ein junges Mädchen seiner annimmt, denn bisher war er mit seiner Anfrage barsch abgewiesen worden. Sie wiederholt nochmals mit ihm den Gang von Haus zu Haus. „Sag mir, Bullenkopf (Bullhead) kennst du im Orte einen, der Adam Green heißt?" — Bullenkopf schüttelt den seinen, das sollte bedeuten: Nein. — Sie fragte weiter: „Langschläfer (Lie-a-beds) kennst du ihn?" Langschläfer wußte noch weniger von ihm, denn er hatte bei seinem Hauptgeschäfte, den Schlaf, keine Zeit viel Bekanntschaften zu machen. — „Stelzfuß (Stamper), Kuhhaut (Cowskin), Spindelbeine (Spindleshanks), Hühnerauge (Cockeye), Schwerbauch (Yellow-belly), kennt ihr ihn etwa?" fragte sie Einen nach dem Andern. Niemand konnte ihr Bescheid geben. Endlich verfiel das Mädchen in ein tiefes Nachdenken. „Adam Green!" wiederholte sie ein paarmal, erst leise dann lauter, schlug dann den ganzen Thierkreis um sich auf die Schultern, brach in ein unmäßiges Gelächter aus und rief: „Hol' mich der Geier, ich hab's!" und, sich zur Gerichtsperson wendend: „Ihr meint gewiß meinen Vater, den alten Schwarzbart (Old Blackbeard)!" Sie war nemlich Adam Green's Tochter, und hatte ihres eigenen Vaters Namen vergessen.

## LI. Fragment einer Predigt.

„Ihr seyd alle in Sünden erfroren, predigte im

Januar

Januar 1789 ein Methodistenprediger während des harten Frostes in London. Möge doch der Herr das Eis eurer Gottlosigkeit aufthauen! — Möge doch das Gefrorne eurer sündlichen Vergehungen brechen! — Mich dünkt, ich höre schon das Eis in euch krachen! — Ja, ja! krach nur zu! — — Aber wie steht mein Gnadenbarometer? — Was sagt mein Barometer der Barmherzigkeit? — Er sagt: kein Thauwetter wird kommen, bis ihr inbrünstig darum betet. — Betet also mit Inbrunst und Herzenszerknirschung, bis daß es sich auflößt und eure Sünden wie ein Schneeball in der Sonne wegschmelzen."

## LII. Selbstpeinigung.

Im Jahr 1792 lebte zu Bonares in Ostindien ein Mann, Perkasamud, von einem kleinen Gehalte der Regierung. Um sich zum Heiligen zu bilden, weihte er sich schon in seinem zehnten Jahre heiligen Betrachtungen und der religiösen Abtödtung, indem er nackt auf Dornbüschen schlief. Er wollte nicht heirathen, und führte ein wanderndes Leben. Endlich schloß er sich in ein Loch ein, wo er, von Würmern zerbissen, zwölf Jahre zubrachte; sodann ließ er sich ein Bett mit großen eisernen Nägeln beschlagen, deren Spitzen überall lang hervorragten, und auf diese legte er sich Jahre lang nieder. Er ließ sich endlich auf seinem Stachelbette herumtragen, und vollendete große Reisen darauf. Ja, um seine Selbstpeinigung noch zu erhöhen, ließ er einen großen Wassertopf über seinem Kopfe anbringen, und zur Winterszeit kaltes Wasser tropfenweise Tag und Nacht auf seinen Scheitel herabträufeln. Ja, er ging noch weiter, und ließ bei brennender Sonnenhitze,

nenhitze, auf seinem Bette liegend, große Holzstöße um sich herum anzünden und verbrennen. Es waren 1792 bereits 35 Jahre, daß dieser Mann solche Selbstpeinigungen ausgehalten hatte.

## LIII. Zufriedenheit in höchster Armuth.

Wie weit die Noth des Menschen gehen und doch Zufriedenheit dabei gefunden werden kann, beweist folgende Geschichte. Der Pfarrer Scheitlin erzählt: Auf meiner Reise in die Umgegend der Stadt St. Gallen fragte ich in einer Hütte, in der man etwas Nesseln gekocht hatte, und ohne Licht beim Mondesschimmer am Spinnrocken fleißig war, ein munteres Großmütterchen: wie gehts? „O, recht ordentlich, war die Antwort, der gute Gott verläßt uns nicht. Im Winter, ja da hatten wir Noth, da konnten wir nichts als Kleie essen. Nun kommt aber der Frühling, da wachsen Nesseln und andere Kräuter. Gott läßt sie eben um der Armen willen wachsen. Wie sorgt er doch für die armen Leute! Statt des Schmalzes thun wir ein wenig Unschlitt dazu, haben wir etwa einmal ein übriges Kerzenstämpli. Man muß nur nicht mehr begehren, als man haben kann; der Herr Gott hilft doch täglich. Meine Tochter da jammert wohl etwas, ich verweise es ihr aber immer, wenn wir denn so beisammen sitzen, so machen wir doch manchen Spaß mit einander, und sind recht froh."

## LIV. Venetianische Justiz.

Ein Edelmann in Venedig, Namens Mocenigo, hatte im Jahr 1794 die Tollkühnheit, auf zwei ihm feindlich gesinnte Edelleute, die Gebrüder

Foscarini, zwei Pistolenschüsse zu thun. Beide Brüder wurden verwundet, und der Eine von ihnen starb nach Verfluß weniger Tage.

Der Verbrecher rettete sich durch die Flucht, allein furchtbar war der Bannbrief, der ihm nachgeschickt wurde. Er ward förmlich seines Adels entsetzt, verbannt und verurtheilt, im Fall man seiner habhaft werden könnte, zwischen den zwey Säulen von St. Marco enthauptet zu werden. Derjenige, der ihn innerhalb des Gebiets der Republik lebendig oder todt einliefern würde, sollte zwei tausend Dukaten, und ausserhalb des Staates viertausend zur Belohnung erhalten. Zugleich wurde Jedem, der sich des Mörders bemächtigen würde, neben dieser Summe, die Versicherung gegeben, daß er sich einen andern Gefangenen oder Verbannten und zum Tode verurtheilten Verbrecher, welchen er wollte, selbst wenn er sich gegen den Staat vergangen hätte, losbitten könnte. Alle beweglichen und unbeweglichen, gegenwärtigen und künftigen Güter des Mocenigo, auch sogar Fideicommisse und Lehen nicht ausgenommen, sollten dem Staate anheimfallen und eingezogen werden. Alle von ihm, sechs Monate vor seiner Verurtheilung, geschlossenen Contracte wurden für null und nichtig erklärt, und die Fiskalen erhielten den Befehl, eine genaue und gewissenhafte Untersuchung anzustellen, damit die Güter des Verbrechers durch keine Art von Hinterlist der Staatskasse entzogen würden.

Alle Dörfer, Flecken, Gemeinden und andere der Republik unterworfene Oerter, wo der Verurtheilte hinkommen möchte, hatten Befehl, Sturm zu läuten, und ihn lebendig oder todt zu liefern, bei Gefängniß- und Galeerenstrafe für alle Beamten dieser Ortschaften, wenn sie sich in Beobachtung

tung ihrer Schuldigkeit nachläßig finden ließen. Allen Edelleuten, seinen Blutsverwandten und Freunden und jedem Unterthan des Staats, war es beim Verlust ihres ganzen Vermögens und zehnjähriger Galeerenstrafe, mit Eisen an den Füßen, oder im Fall einer Untüchtigkeit zu diesem Dienste, bei zwanzigjähriger Gefängnißstrafe in den Camerotti, verboten, mit dem Mocenigo zu sprechen, Briefe zu wechseln oder ihm ausserhalb des Staats einigen Beistand angedeihen zu lassen. Der Verurtheilte sollte niemals und auf keinem Wege begnadiget werden können, weder durch Entdeckung wichtiger Dinge zum Besten des Staats, noch unter dem Versprechen, Kriegsdienste für die Republik zu thun, noch durch Gefangennehmung, Eiulieferung oder Tödtung eines Andern, ihm gleichen oder noch grösern Verbrechers. Selbst in dem Falle nicht, wenn fremde Fürsten sich für ihn verwenden würden, sollte er sich auf irgend eine Gnade von Aufschub, Abänderung, Mäßigung, Vergleichung oder irgend eine Verringerung seiner Strafe Hoffnung machen dürfen. Kein See- und Landgeneral, noch irgend ein Magistrat, dem die Vollmacht ertheilt ist, sich in Kriegszeiten der Banditen bedienen zu können, sollte sich seiner bedienen dürfen. Und so jemand sich unterfangen würde, zu seinem Vortheil oder Gunsten zu sprechen, der sollte in zwei tausend Dukaten Strafe verfallen. Diese Summe sollten die Räthe und Fiskale von dem Straffälligen ohne einige Nachsicht einziehen. Endlich sollte der Verurtheilte uoch zu allen andern Strafen verdammt seyn, welche jemals in einem früheren Bannbriefe nahmhaft gemacht worden wären.

Ein solches Beispiel von strenger Strafgerechtigkeit ist unter die Seltenheiten zu zählen. In der Person des Verurtheilten wurde auch der Patrizier

 nicht

nicht geschont, der in seiner Familie vier Dogen und eine Reihe von Männern zählte, welche die höchsten Staatswürden bekleidet hatten, und der mit den mächtigsten Häusern in Venedig verwandt war. Weder sein Alter von zwei und zwanzig Jahren, noch die entschiedenen Verdienste seiner Voreltern um den Staat kamen in Betrachtung. Vergebens waren die Thränen und Seufzer seiner Gattin, und die Unschuld seiner säugenden Kinder blieben unberücksichtigt. Selbst die Fürbitte der beleidigten Foscarini fand kein Gehör, von denen der Aelteste einige Tage vor seinem Tode den Senat um Gnade für seinen Mörder großmüthig bat, der Andere aber auf alle Instanz gegen denselben Verzicht leistete.

## LV. Goldene Praxis der Advokaten.

Wir klagen in Deutschland über unsere Advokaten, ihr Anschreiben mit doppelter Kreide und über die Stöße Akten, die aus ihren Federn hervorgehen; allein die englischen Attornies oder Rechtsagenten thun es ihnen hierin doch noch zuvor. Wenn man nur ein paar Worte mit ihnen über seine Geschäfte spricht, so wird daraus ein Artikel in der Rechnung. Dieß geht so weit, daß sie sogar einige Antworten auf der Straße, wenn man ihnen begegnet, in die Liquidation einbringen.

Ein berühmter französischer Emigrant, der sich in London aufhielt, hatte einen Proceß, worüber er sich bei seinem gerichtlichen Agenten öfter um Rath befragen mußte. Die Franzosen sind nicht wortarm, und Leute in ihren bedrängten Vermögensumständen äußern doppelte Besorgniß, wo ihr Vortheil auf dem Spiele steht; der Franzose sparte also seine Besuche beim Attorny nicht, und war allezeit sehr gesprächig.

Wie

Wie erstaunte er, als er fand, daß ihm jede Minute seiner Besuche in der Rechnung angesetzt sey! Eines Tages sah er seinen Rechtsagenten von weitem kommen, der auf ihn zuging um mit ihm zu sprechen, und so in aller Geschwindigkeit etliche Schillinge zu verdienen. Aber der Emigrant fürchtete sich so sehr vor ihm, daß er alle Schicklichkeit vergaß, sich die Ohren zuhielt, queer über die Straße lief, und zur großen Belustigung der Vorübergehenden ausrief: „Ich mag nicht mit Ihnen sprechen“ (charakteristisch im Englischen I will not speak a you).

## LVI. Eine merkwürdige Berechnung.

In einem französischen Werke, welches vor einigen Jahren erschien *), findet sich am Ende folgende merkwürdige Berechnung:

Ungefehr 2500 Individuen haben sich in mehr als eine Milliarde Staatseinkünfte getheilt, und zur Verschleuderung von mehr als sieben Milliarden National- und Emigrantengütern beigetragen, ohne den Gläubigern der Letztern das Mindeste bezahlt zu haben.

Unsere Gesetzgeber haben uns 25,428 Gesetze und acht Konstitutionen gegeben.

Frankreich hat sieben Millionen von seinen Kindern verloren, von denen 5,500,000 von Bonaparte vernichtet wurden.

Während der fünfzehnjährigen Usurpation belief sich der Gehalt Bonaparte's und seiner vornehmsten Agen-

*) Unter dem Titel: l'Europée tourmentée par la revolution de France, ebranlée par dix-huit années de promenades meurtrières de Napoléon Bonaparte.

Agenten, nach Abzug der Kosten für das Militair und die Verwaltung, auf 944,760,467 Franken.

Die erste Ursache alles dieses Unglücks, aller dieser Zerrüttungen, aller dieser Verschwendung, war ein jährliches Deficit von 55 Millionen in den Finanzen.

## LVII. Die barbarischen Richter.

Während jener Zeit, wo das schreckliche Revolutionstribunal zu Paris in Thätigkeit war, pflegten einige der Richter nach vollbrachtem Tagewerke bei einem Restaurateur unweit der Briefpost das Mittagessen einzunehmen. So oft sie eintraten, begrüßte sie ein lautes Willkommen von ihren Bekannten. „Habt ihr tüchtig gearbeitet?" fragte man. „Wir haben, hieß es gewöhnlich, eine ganze Mandel expedirt; sie sind unterwegs. Geschwind, so könnt ihr sie noch sehen. Es giebt hübsche Weiber darunter. Heute wurde nicht viel Federlesens gemacht." Dann setzte man sich, und aß mit Appetit.

## LVIII. Lesefrüchte.

1. Als Amerika entdeckt war, ließen die spanischen Könige Ferdinand und Isabelle sich in ihren Pallast zu Madrid Möbel von massivem Golde verfertigen. Der Armstuhl Isabellens wog, sagt man, fünf hundert Pfund. Karl der Zwölfte von Schweden schmückte dagegen seinen Stockholmer Pallast mit Stühlen aus Holz, aber mit deutschen und russischen Fahnen überzogen.

2. Die Nordamerikaner haben, nachdem alle Religionssekten sich nach und nach dort einheimisch machten, ohne daß dadurch irgend ein Band in der

menschlichen Geselligkeit gestört wurde, folgendes Sprüchwort angenommen: „Man lasse jedem seine Leibfarbe, sein Leibgericht und seine Leibreligion.“

3. Es hat Jemand in London mit großer Geduld eine Liste von etwa achthundert Personen verfertigt, die in einem hohen Alter gestorben sind, und gefunden, daß sie sämmtlich früh aufzustehen pflegten; wenigstens war dieß die einzige Eigenheit, die alle mit einander gemein hatten.

4. Man soll die Heilkraft der Chinarinde zuerst dadurch kennen gelernt haben, daß ein, am Fieber leidender Indianer aus einem Teiche, in den viel solche Rinde gefallen war, trank, und geheilt ward.

5. Pietro Lasena, ein Neapolitaner, schrieb ein Buch: Cleombrotus, oder von solchen, die im Wasser umkamen.

6. Das Sprichwort: Er geht durch wie ein Holländer, soll folgenden Ursprung haben: Als der Pfalzgraf Friedrich der Fünfte im Jahr 1619 von einem Theil der Böhmen zum Könige erwählt worden war, zog ihm unter andern auch ein holländisches Heer zu Hülfe. Allein kaum hörten diese Kriegsvölker von der unglücklichen Schlacht bei Prag, als sie ungesäumt wieder nach Hause gingen.

7. Alexander von Paris, der zuerst französische Verse von zwölf Sylben (Alexandriner) machte, hat um 1200 gelebt.

8. Einer der sonderbarsten Titel des türkischen Sultans ist Hunkin, d. i. Todtschläger, weil ihm die Gewalt über Leben und Tod verliehen ist. Nach der türkischen Casuistik kann er nemlich jeden Tag 14 Menschen hinrichten lassen, ohne daß er deswegen für einen Tyrannen gehalten werden darf. Er handelt, heißt es, wenn er sich auf diese Zahl beschränkt,

aus

aus einer Eingebung, die kein Sterblicher zu ergründen vermag.

9. Bei den Prozessen der Türken muß nicht der verlierende, sondern der gewinnende Theil die Kosten bezahlen. Das scheint ein Mittel, Prozesse zu verhüten, denn die, welche ihn anfangen, denken doch sicher, ihn zu gewinnen.

10. In der Georgenkirche zu Tübingen ist das Grabmal des Hans Ungnads, und bei der Orgeltreppe in der Wand befindet sich eine runde Tafel mit der Aufschrift:

Anno 1564 den 27 December starb der Wohlgeborne Herr, Herr Hans Ungnad, Freiherr zu Sonnegh, dem Gott Gnad.

11. Einst fragte man den Kaiser Sigismund: welchen er für den Geschicktesten zum Regieren halte? „Den, versetzte er, den das Glück nicht stolz, und das Unglück nicht verzagt macht.“ Der Rechtsgelehrte Georg Fiscellus war von ihm geadelt worden. Als er nun hierauf bei einer Synode zu Basel erschien, wobei auch Sigismund gegenwärtig war, und endlich, lange unentschlossen, ob er sich auf die gelehrte oder Ritterbank setzen sollte, die letztere wählte, sagte der Kaiser: „Wie möget Ihr doch die Ritterschaft der Gelehrsamkeit vorziehen? Wißt Ihr denn nicht, daß ich an Einem Tage Tausende adeln, aber in tausend Jahren nicht Einen Gelehrten machen kann?“

12. Nach der Zaunerschen Chronik von Salzburg wurde unter Erzbischof Conrad dem Dritten, gewählt im Jahre 1177, derjenige unter den Geistlichen, der sich mit Einem Weibe begnügte, für einen Heiligen gehalten.

13. Im Jahr 1466 mußte die Judenschaft zu Rotenburg an der Tauber, blos weil sie den Chri-

sten

sten gleich stattliche Schlittenfahrten gehalten, dem Magistrate zweihundert und zehen Gulden Strafe erlegen.

14. Die Birnen, die man Bergamotten nennt, heißen so nicht von der Stadt Bergamo in Italien. Sie stammen vielmehr aus der Türkei und sollten eigentlich Begarmoten (Fürsten- oder Herren-Birnen) heißen: denn im Türkischen bedeutet Beg Fürst oder Herr, und Armot Birne.

15. Der Lustigmacher oder Possenreisser vom Handwerke heißt bei den Deutschen Hans Wurst, bei den Holländern Pikel-Häring, bei den Britten John Pudding, und bei den Franzosen Jean Potage. Jede dieser Nationen benannte ihn also nach einer ihrer Lieblingsspeisen, worin das klare Geständniß liegt, daß er eine ihrer Lieblingsunterhaltungen wenigstens — war.

16. Der Docter Medicinä Johann von Horn, eröffnete die Vorrede seiner Entbindungskunst (deren vierte Auflage, Stockholm und Leipzig 1754 erschien) mit folgenden Worten: „Nichts ist mir weniger in Gedanken gewesen, geneigter Leser! Denn daß ich meinem Gott und der Welt als Accoucheur dienen, und das Amt einer Wehmutter verwalten sollte."

17. Der Kaiser Maximilian der Erste, welcher 1495 eine Verordnung de honore et privilegiis poetarum erließ, stiftete in Wien eine Fakultät der Poesie, als die fünfte der Universität, welche hauptsächlich für die Dichtkunst in lateinischer Sprache bestimmt war. Conrad Celtes, den schon Kaiser Friedrich der Dritte zum Dichter gekrönt hatte, und welcher zuerst nach Art der Alten lateinische Schauspiele aufgeführt hat, ward zum Aufseher über diese Fakultät gesetzt.

18. Der Kaiser Maximilian der Zweite gab der Universität zu Helmstädt in dem Stiftungsprivilegium von 1575 den Simson, wie er einen Löwen zerreißt, zum Wappen. Daher geschah es, daß die Studenten die Bürger, welche ihnen zuwider waren, mit dem Spottnamen Philister belegten.

19. In Diplomen des sechzehenten Jahrhunderts findet man oft: unbilligen für mißbilligen; Brillenwerk für Täuschung; Blutsfürst für Prinz von Hause oder vom Geblüte; Sprachhaltung für Konferenz. Manche dieser Ausdrücke könnten wohl wieder in den deutschen Sprachschatz aufgenommen werden.

20. Die Bleichanstalten sind in Deutschland ziemlich alt, denn schon im Jahr 1444 wurde in Nürnberg eine Bleiche errichtet. Auch hinter Wöhrd, bei Nürnberg, wurde 1448 eine solche Anstalt zu Stande gebracht.

21. In den Polizeyverordnungen des 15ten bis 17ten Jahrhunderts wurde nicht selten die Zahl der Gäste für Hochzeiten und Kindtaufen festgesetzt, welche in manchen Gegenden nicht 150, in andern nicht 100 überschreiten sollte. Beweis genug, daß man an Tagen der Freude eben nicht knickerte. Manche Stadtordnungen bestimmten sogar die Zahl der reisenden Gaukler und Possenreisser, welche an gedachten Tagen einsprechen durften. Dergleichen Gesindel mußte wohl sein Wesen auf eine sehr unverschämte Art treiben, da man für nöthig fand, es gesetzlich einzuschränken.

22. König Friederich der Zweite von Preußen sagte, als er zu Dresden in das Zimmer des Grafen von Brühl trat: „Wie viele Perücken für einen Mann, der keinen Kopf hat!"

23. Der Exjesuit Matthias von Schönberg schrieb:

schrieb: Christkatholische Handpistolen, ingleichen: Die geistlichen, Leib und Seele zusammen haltenden Hosenträger, das ist, andächtige Gebeter zur Wohlfahrt des Leibes und der Seele.

24. Ein Pfarrer Oswald Schönhauser hielt zu St. Salvator in Augsburg im Jahr 1598 eine Predigt ohne den Buchstaben L.

25. König Heinrich der Vierte von Frankreich fragte den Jesuiten Coton, ob er die Beichte eines Menschen, der ihm seinen Entschluß, den König zu ermorden, offenbarte, verrathen würde? „Nein, gab er zur Antwort, aber ich stellte mich zwischen ihn und Eure Majestät."

26. Alfons der Achte, König von Castilien, hörte, daß einer von seinen Vorfahren immer gesagt habe: es zieme sich für keinen Mann von Stande, gelehrt zu seyn. „Ha, rief er, das ist nicht die Rede eines Königes, sondern eines Ochsen."

27. König Philipp der Zweite von Spanien gestand auf dem Todtenbette, daß der Krieg mit den Niederländern ihn fünfhundert und vier und sechzig Millionen Dukaten gekostet habe.

28. Ludwig der Dreizehnte besah sich eines Tages im Spiegel, und erstaunte über die Menge seiner grauen Haare, da er noch nichts weniger als ein Greis war. „Ich glaube, sagte er, das kommt von den vielen und langen Reden her, die man seit meiner Thronbesteigung an mich gehalten hat."

29. Was würde man wohl sagen, wenn es heut zu Tage einem Jesuiten einfallen sollte, in seinem letzten Willen eine regierende Königin zur Erbin seines — Bettes einzusetzen? — Ehemals waren Vermächtnisse dieser Art nichts unerhörtes. Der Kardinal Beaufort, Bischof von Wanton, bedachte im Jahr 1447 die junge Königin Margaretha von

Eng-

England mit solch einem Andenken. Es muß aber auch ein wahres Prachtbette gewesen seyn.

30. Ein Bäcker zu Frankfurt am Main hatte (es geschah um's Jahr 1580) sein Mehl mit Sand vermischt. Zur Strafe dafür mußte er ein Malter davon zu Brod verbacken und es in dem Polizeygefängnisse verzehren. Bei dieser Kost gab er bald den Geist auf.

31. Den Nachdruck nennt Luther (in der Warnung vor seiner Wittenberg. Bibelausgabe 1545) „eine rechte große öffentliche Reuberei, die Gott auch wohl strafen wird, und keinem ehrlichen christlichen Menschen wohl ansteht. — Sie machen's hin Rips, Raps, es gilt Golt."

32. Die alten Ditmarsen nahmen gewöhnlich, wenn sie zu Hochzeiten fuhren, ihr Dodentug, d. h. Todtenzeug-Hemde, auf den Todt- und Nothfall mit, da es bei diesen Lust- und Saufgelagen selten ohne Streit, Schläge und Tod abgieng. Gleichgültig fragte man oft am Ende der Hochzeit: Wer ist todtgeschlagen? Fragte einer den andern: Wie ging es auf der Hochzeit her? so hieß es: „das Bier taugte nicht, da ist Keiner todtgeschlagen; es haben sich nur achte durchgeprügelt u. s. w.

33. Ludwig der Fünfzehnte pflegte zu sagen: „Ich bin der Staat!" (l'état c'est moi).

34. Der Marschall von Villeroi zeigte dem jungen Könige Ludwig dem Fünfzehnten, vom Balcon der Tuilerien einen Theil von Paris mit den Worten: „Alles was sie hier sehen, Sire, diese Häuser, diese Gärten, dirse Leute, Alles, Alles das gehört Ihnen."

35. Die Herzogin von Orleans, Elisabeth Charlotte, eine pfälzische Prinzessin und Mutter des Regenten, schreibt in einem ihrer Briefe von dem

dem Kardinal Richelieu: „Der Kardinal hat mit allem seinem großen Verstande große Accessen von Narretei gehabt. Er bildete sich bisweilen ein, daß er ein Pferd wäre, sprang um ein Billard herum, und schlug hinter sich aus, schrie und wieherte wie ein Pferd. Das währte eine Stunde, hernach legten ihn seine Leute ins Bett, deckten ihn wohl zu, daß er schwitzte, und wenn er erwachte, war es, als wenn er in seinem Leben nicht närrisch gewesen wäre."

36. Daß den Namen Napoleon sehr berühmte italienische Geschlechter führen, beweisen Napoleon Grimaldi, der in den blutigen Kriegen zwischen Venedig und Genua General der Genueser war, und Prinz Napoleon Ursini im fünfzehnten Jahrhundert. — Napoleon Attotti war ein Waffengefährte Wallensteins im dreissigjährigen Kriege. Italienische Theologen sehen den heiligen Neopolus als den Patron Aller an, die Napoleon heissen. Einige wollen, der Name Napoleon sey vom Sohne Achills, Neoptolem herzuleiten, was allerdings weit hergeholt ist.

37. Ehe Bonaparte die meisten europäischen Pressen beherrschte, äußerten sich der Hamburger Correspondent und das Journal de Francfort sehr freimüthig über ihn. Sie waren daher in Frankreich bei großer Strafe verboten, kamen aber dennoch, wiewohl auf ungeheuren Umwegen, dahin. Beide gingen nemlich über Wien, Constantinopel, und Marseille in Monatsheften nach Paris. Der schwedische Consul in letzterm Hafen bezog für sich selbst ein Exemplar von dem Correspondenten und der spanische von dem Journal de Francfort.

38. Ueber nichts war Napoleon besorgter, als darüber, daß seine Dynastie wegen ihrer Neuheit keinen langen Bestand haben würde. „Ich würde noch einmal so fest stehen, sagte er einst, wenn ich mein Enkel wäre."

# Achte Abtheilung.

# Anekdoten.

## 1. Essen oder Trinken.

Wilhelm Grimoardi, Abt des Klosters St. Victor zu Marseille, wurde 1363 zum Pabst gewählt, ohne vorher Kardinal gewesen zu seyn. Er nannte sich Urban den Fünften, und soll zuerst eine dreifache Krone getragen haben. Anmaßend und hochfahrend that er einen Fürsten Italiens, Bernabas, in Acht und Bann, weil derselbe es gewagt hatte, öfters den Absichten des heiligen Vaters entgegen zu handeln. Er sandte den Kardinal von Befort und den Abt Farfa nach Mailand, um dem Fürsten den Bann anzukündigen. Bernabas, kühn und entschlossen, führt die Gesandten auf die Naviglio-brücke. Plötzlich sehen sie sich hier von den Gewapneten des Fürsten umzingelt. „Wählt, rief der wilde Fürst unter fürchterlichen Flüchen den Betroffenen zu, wählt zum Gedächtniß an eure feine Sendung und an mich, den euer Pabst geächtet hat, zwischen Essen und Trinken. Eines von beiden sollt

ihr

ihr thun, eher werdet ihr von dieser Brücke nicht wegkommen."

Was die Abgeordneten essen oder trinken sollten, war nicht bestimmt; diese Bestimmung hatte sich, bei der seltsamen Aufforderung, Bernabas selbst vorbehalten.

Die beiden Herren befanden sich in großer Verlegenheit. Eingeängstiget durch das ungestüme Dringen des rauhen Mannes, die Brücke vor sich und das tiefe Wasser des Stroms unten schauend, befürchteten sie, wenn sie Trinken wählten, so könnte dem Unholde, der vor ihnen stand, der Einfall kommen, sie in das Wasser stürzen zu lassen. Weil vor dem barschen Manne alle Bitten und alle Berufungen auf die doppelte Heiligkeit ihrer Sendung und ihrer Person in den Wind geredet waren, so entschieden sie in der Klemme der Wahl für — Essen.

Jezt trat Fürst Bernabas heran, und gebot dem Kardinal und dem Bischof, augenblicklich und ohne alle Widerrede das Blei zu verschlingen und die seidenen Schnüre obenein, die an der mitgebrachten Bannbulle befestigt waren. Was sie gegenredeten, und was es sie würgte, es mußte geschehen, in Kraft des ausgesprochenen Wortes und der eigenen Wahl, indeß die Kriegsknechte dastanden, und mit Lanzen und gezückten Schwerdtern zusprachen. So zogen die Legaten bedukt und unverrichteter Sache nach Hause, und der Pabst? — fügte sich in die Umstände, und machte zum bösen Spiel ein Gesicht, als ob nichts geschehen wäre.

## 2. Weiblicher Patriotismus.

Graf Gerhard von Holstein sammelte im Jahr 1322 ein Heer, und zog zugleich mit dem Kern seines

nes Adels nach Ditmarschen, um dieß Land zu befehden und zu erobern. Das Glück war ihm aber abhold; sein Heer wurde beinahe ganz aufgerieben, und der größte Theil seiner Edeln erschlagen. Allgemeines Trauern und Wehklagen erfüllte die Burgen, und das ganze Land beseufzte Verwandte und Freunde. Da kam auch ein Bote zu einer holsteinischen Edelfrau, der Gattin eines von Pogwisch, und brachte ihr die schlimme Nachricht: „Ach, edle Frau, seyd getröstet. Eure acht Söhne sind in der fürchterlichen Schlacht umgekommen, aber — euer Gatte lebt noch.“

„Wie? antwortete sie, getheilt zwischen Fassung und Unmuth, haben mein Landesherr, meine Söhne und Verwandten allein so freudig gefochten, daß sie fallen mußten in der Feldschlacht, und mein Mann hat sein Leben gerettet? Hat er sein Vaterland weniger geliebt, als diese? Sey mir Gott gnädig! Nein, ich begehre keinen solchen Gatten, will auch nimmer wieder an seine Seite kommen.“

Der Bote fiel der Edelfrau in die Rede und sagte: „Gemach edle Frau; euer Mann lebt zwar noch, er ist aber so hart verwundet, daß er schwer mit dem Leben davon kommen dürfte.“

Als sie dieß hörte, faßte sie sich wieder, schlug ihre Hände zusammen und rief fröhlichen Muthes aus: „Dank sey Gott, daß er mir solch einen Mann und solche Söhne gegeben hat, die Muth genug hatten, ihr Leben für die Sache des Vaterlandes dahin zu geben.“

## 3. Weibliche Treue.

Die schwäbischen Bundesgenossen belagerten im Jahr 1499 das Schloß Blumenegk, im Hegau gelegen

legen und dem Baron von Rosenegk gehörig, so lange und hartnäckig, bis die Besatzung, auf das Aeußerste gebracht, kapituliren mußte. Freier Abzug wurde ihr gestattet, und der Frau von Rosenegk gewährt, ihre Kleinodien und was sie sonst fortzutragen vermöchte, mit aus dem Schlosse hinwegzunehmen. Dieser Vergleichspunkt erinnerte die edle Frau sogleich an das, was die biedern Weinsbergerinnen früher in einem ähnlichen Falle gethan hatten. Ohne langes Besinnen ließ sie ihr Ziergeräthe zurück, nahm ihren Gatten, als ihren köstlichsten Schmuck, auf die Schultern, und trug ihn hinaus. Er gehörte nun wohl nicht unter die, welchen der Abzug gestattet war. Jedoch handelten die Belagerer so großmüthig, ihr zu gewähren, und, zur Belohnung ihrer ehelichen Treue und weiblichen Entsagung, gestatteten sie gern die Verabfolgung ihres übrigen weiblichen Schmuckes.

## 4. Der Graf von Solms und seine Tochter.

Der Bischof von Münster, Otto der Vierte, war um das Jahr 1408 mit dem alten Grafen Heinrich von Solms in einen harten Kampf verwickelt. Der arme Graf sah sich genöthiget, nach seiner Feste Ottenstein im Kreise Ahaus zu flüchten, wo er eine lange Zeit hindurch von dem Bischof belagert und eingeschlossen wurde. Die Bürger des Städtchens waren ihrem Herrn sehr ergeben, und ertrugen mit geduldigen Herzen die Drangsale einer mehrjährigen Belagerung. Endlich aber wurde die Hungersnoth so groß, daß der gute Graf Heinrich die Quaalen seines Volkes nicht länger ertragen mochte; er beschloß daher, sich in die Hände seines Feindes zu überliefern. Aber er hatte eine junge

schöne Tochter, die er recht innig liebte, und seinem Gegner nicht überantworten wollte. Deshalb schickte er des Morgens einen Herold an den Bischof und versprach ihm, Ottenstein noch an demselben Tage mit aller Mannschaft zu übergeben, wenn er nur seiner Tochter gestatten wollte, mit ihren Kleinodien frei und sicher abzuziehen. Der Bischof aber war ein grimmiger Mann und freute sich sehr, alsbald seinen Zorn an dem alten Grafen kühlen zu können, weshalb er ihm sagen ließ: wenn um zwei Uhr die Thore der Festung geöffnet werden sollten, so möge seine Tochter in Gottes Namen mit ihren Schätzen, so viel sie deren tragen könne, von dannen ziehen.

Der Herold gieng zurück, und als die Thurmglocke zwei Uhr schlug, kam der Bischof mit Sang und Klang, in Begleitung seiner wohlgerüsteten Mannschaft, vor die Thore von Ottenstein, und gewärtigte, daß ihm dieselben aufgethan würden. Schon zog man inwendig die Riegel los, und alle feindliche Soldaten hefteten ihre Blicke auf das Thor — siehe da öffnete es sich, und es trat eine zarte schöne Jungfrau, die Tochter Heinrichs hervor, welche ihren Vater, den guten alten Grafen Heinrich auf den Schultern hatte, und mit der linken Hand in der Schürze ihre Edelsteine und Goldgeschirre trug.

Alles Kriegsvolk erstaunte bei dieser unerwarteten Erscheinung. Selbst den kinderlosen Bischof rührte das Beispiel einer solchen reinen kindlichen Liebe. Er ließ seinen Grimm fahren, segnete das Mägdlein, und gab dem alten Grafen den Kuß des Friedens. Unter den Bürgern von Ottenstein aber war ein Maler, welcher die Geschichte in einem Gemälde darstellte, das noch gegenwärtig als ein herrliches Beispiel für das vierte Gebot, in der Kirche

zu

zu Ottenstein hängt. Ueber des Bischofs Einnahme der Feste aber finden sich folgende Reime:

Dusend Verhundert un Une
Lag Otto för Ottenstene,
Dusend Verhundert un Achte
Nam he el met Schmachte.

## 5. Hinterlist und Großmuth.

Herzog Friedrich von Schwaben war mit dem Kaiser Lothar zerfallen. Herzog Heinrich von Baiern erbot sich zum Mittelsmann, um die Uneinigkeit auszugleichen und beide mit einander zu versöhnen. Dieses Anerbieten nahm Herzog Friedrich willig an, und man bestimmte das Kloster Zwiefalten zum Ort der Unterredungen in dieser Streitsache. Friedrich erschien mit einem kleinen Gefolge, besprach sich mit Heinrichen, und legte sich, ohne den geringsten Gedanken an Nachstellungen, schlafen.

In der Nacht ließ Heinrich alle Zugänge zu Friedrichs Schlafgemach besetzen, und brach mit Gewalt ein. Noch zeitig genug hörte Friedrich das Geräusch, und entwischte durch einen geheimen Gang auf den Kirchthurm. Man durchsuchte alle Zellen und Winkel des Klosters, und fand ihn nicht.

Nach langem Suchen entbot Herzog Friedrich vom Thurme herab den verrätherischen Heinrich zu sich, zeigte ihm in der Ferne seine heranrückenden Krieger, welche ihrem Herrn zu Hülfe eilten, und rieth ihm, sich so eilig wie möglich zu entfernen, weil er nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wollte.

## 6. Der politische Bund.

Im Jahr 1328 verpflichteten sich die Städte

Halberstadt, Quedlinburg und Aschersleben, im Falle einer Befehdung, sich einander gegenseitige Hülfe zu leisten, und zwar so: daß Halberstadt zehen Mann zu Pferde und zehen Mann zu Ochsen; Quedlinburg fünf Mann zu Pferde und zehen Mann zu Ochsen; Aschersleben endlich zehen Mann zu Pferde und fünf Mann zu Ochsen ins Feld stellen sollte.

## 7. Treffende Antworten.

In dem Kriege Kaiser Maximilians mit den Schweitzern war die gegenseitige Erbitterung so hoch gestiegen, daß sich beide Partheien keiner Herolde, Trompeter oder Trommelschläger mehr bedienten, wenn sie sich einander etwas zu entbieten hatten, sondern hierzu kleine Mädchen und alte Weiber gebrauchten. Einst brachte eben auch ein Mädchen ein Schreiben in das kaiserliche Lager. Während dasselbe auf Antwort wartete, neckten es die Wachen auf mancherlei Weise. Unter andern ward die Frage gestellt: was die Schweitzer in ihrem Lager machten? — „Sie warten Eurer!" war die Antwort. Man fragte weiter: wie viel ihrer wären? „Gerade so viel, lautete die Antwort, als erforderlich sind, um euch die Hälse zu brechen." Als man nun durchaus darauf bestand, die Anzahl derselben zu erfahren, sagte das Mädchen: „Warum habt ihr sie denn nicht letzthin bei Constanz, wo sie euch so nahe unter das Gesicht kamen, abgezählt, anstatt davon zu laufen?" Man forschte weiter: ob sie noch zu leben hätten? „Sonst wären sie ja nicht mehr am Leben," war die Antwort. Als hierauf einer der Soldaten Miene machte, sie zusammen zu hauen, äußerte das Mädchen: „Es ist freilich schwerer, einen bewaffneten Mann, als ein unbewehrtes Mädchen zu tödten."

## 8. Qualvoller Tod.

Georg Dosa, ein Bauer aus Ciculien, einer Provinz in Siebenbürgen, wurde 1513 zum König von Ungarn gekrönt, aber nur von den ungarischen Bauern, die sich gegen den Adel und die Geistlichkeit empört hatten. Der Woiwode von Siebenbürgen, Johann, schlug sie im folgenden Jahre, und nahm ihren König gefangen. Dosa wurde auf einen Thron von glühendem Eisen gesetzt, und man krönte ihn mit einer eisernen Krone, und gab ihm ein eisernes Scepter in die Hand, nachdem man beides ebenfalls glühend gemacht hatte. Hierauf öffnete man ihm die Adern und gab ein Glas voll seines Blutes seinem Bruder Lukas zu trinken, der ihm bei seiner Thronbesteigung behülflich gewesen war. Neun Bauern, die man vierzehn Tage lang hatte hungern lassen, bekamen Befehl, sich über den unglücklichen Dosa herzuwerfen und ihn mit den Zähnen zu zerfleischen. Nachdem diese grausame Handlung vorüber war, wurde er geviertheilt. Alle diese Qualen erduldete der Unglückliche, ohne sich zu beklagen, und bat blos, daß man seines Bruders schonen möchte. Die übrigen Gefangenen wurden gespießt oder lebendig geschunden, bis auf einige, die man verhungern ließ.

## 9. Liebesprobe.

Zur Zeit König Franz des Ersten ward ein tapferer französischer Ritter, Namens Beauregard, in Pavia gefangen genommen. Er verliebte sich dort in eine höchst reitzende Italienerin, Namens Aurelia, und bat um ihre Hand. Die Italienerin, die französische Leichtigkeit und Wandelbarkeit wohl kennend, lehnte den Antrag ab. Der Ritter dagegen

war

war nicht von seiner Liebe abzubringen, und ging willig ein, daß die schöne Geliebte zur Prüfungszeit ein halbes Jahr Stummseyn verlangte.

Beauregard kam nach Paris zurück und war stumm. Kein Arzt konnte helfen, Beauregard wollte nicht einmal etwas von ihren Arzneien wissen. Auch der wieder in Freiheit gesetzte König Franz bedauerte tief das den braven Ritter betroffene Unglück, und sandte seine geschicktesten Aerzte zu ihm. Beauregard brauchte ihre Medicamente, aber vergebens. In der Besorgniß nahm Franz, dessen Theilnahme übergroß war, zu allem, selbst zu Charlatans und Zauberinnen seine Zuflucht, und ließ dergleichen kommen, woher es auch war. Siehe, da fand sich eines Tages eine der Letztern, und vermaß sich, sie wolle den Ritter mit einem einzigen Worte redend machen. Man ließ sie eilend vor, und sie sagte: „Rede.“ Da war Beauregard entzaubert. Denn es war Aurelia. Franz stattete das glückliche Paar glänzend aus.

## 10. Das Räthsel.

Als Erasmus von Rotterdam nach Frankreich kam, ließ er sich bei dem Könige Franz dem Ersten durch ein Räthsel melden. Es lautete also: „Seiner Majestät wünscht ein Fremder vorgestellt zu werden, der aus einem Lande kommt, das niedriger ist, als das Wasser, und wo die Bewohner ihre Mutter verbrennen.“ — Eine solche, den Witz der Zeit charakterisirende Anmeldung, reitzte die Neugier des Königs. Er ließ den Unbekannten vorführen. Sehr überrascht fand er in ihm den berühmten Erasmus, und die erste Frage war natürlich nach der Auflösung des Räthsels. — „Meine Angaben beruhen

ruhen ganz auf Wahrheit, erwiederte Erasmus: Holland würde schon längst von der höheren See verschlungen worden seyn, wenn man nicht dort die starken Dämme mit großen Kosten unterhielte. Die Holländer brennen fast nichts als Torf; dieser aber wird aus der Erde gestochen, und die Erde ist ja unser Aller Mutter."

## 11. Das Wunder.

Als der Jude Sabbathei Sevo, der sich für den Messias ausgab, von dem Sultan aufgefodert wurde, ein Wunder zur Bestätigung seiner Lehre zu thun, fragte er: „welches?" — Der Sultan antwortete: „Laß dich köpfen!" Der angebliche Messias dankte und wurde ein Jude.

## 12. Lohn des Betrugs.

Am sechzehnten September 1520 kamen zwei Soldaten, wovon der eine Weibskleider angezogen hatte, zum Müller nach Berbißdorf, nicht weit von Freiberg, und sprachen denselben um eine Nachtherberge an. Der Müller nahm sie gutwillig auf, und ging mit dem einen, auf dessen Bitte, in die Schenke zum Trunke. Der andere blieb bei der Müllerin und zwang sie, ihn vor einen Kasten zu führen, worin das Geld und andere Sachen befindlich waren, und denselben aufzuschließen. Da er sich bückte, um die Sachen herauszuziehen, faßte sie ihn bei den Beinen, stürzte ihn hinein, schloß den Kasten zu und legte noch eine große Kette darum. Nun schickte sie ihren einzigen kleinen Sohn in die Schenke, den Vater zu holen. Auf dem Wege dahin begegnete ihm aber der andere Soldat, der sich

von

von dem Müller heimlich weggeschlichen hatte, und, Entdeckung ahnend, den Knaben mit Gewalt wieder mit zurück nahm. Die Frau sah es, schloß die Hausthüre zu und ließ ihn nicht ein, ob er gleich drohte das Kind umzubringen, was er endlich auch voller Grimm that. Darauf kroch er über der Mühlwelle hinein; die Müllerin ließ die Mühle geschwind an, er kam unter das Rad und wurde jämmerlich zerquetscht. Die Müllerin holte nun ihren Mann und die Gerichte, welche den im Kasten eingesperrten Dieb verhaften wollten, der aber unterdessen erstickt war. Die Körper beider Bösewichter wurden auf's Rad gelegt. Andern zum Abscheu.

## 13. Universalmonarchie.

Kaiser Karl der Fünfte hatte sich bekanntlich in das Kloster St. Just zurückgezogen, als seine Plane, Europa, oder doch wenigstens Deutschland, seinem Scepter zu unterwerfen, mißglückt waren. Einer seiner Bedienten rannte eines Tages in der Zelle des Kaisers einen Tisch um, der mit Uhren bedeckt war, die der Kaiser dahin bringen wollte, daß sie nach seinem Willen ganz gleich gehen sollten. Die Uhren wurden sämmtlich zerschmettert und standen auf einmal still. Der Kaiser lachte laut auf; „Du bist ein größerer Kopf, als ich, sagte er; du findest das einzige Mittel, diese Uhren zur Raison zu bringen, auf den ersten Griff.“

## 14. Charakteristisches Denkmal.

Als König Heinrich der Vierte von Frankreich den katholischen Glauben angenommen hatte, erwartete man in Rom, er werde zum Beweise der Aufrich-

richtigkeit seiner Rückkehr zum wahren Glauben dort irgend ein ausgezeichnetes Denkmal stiften. Nachdem er von dieser Erwartung benachrichtiget war, befahl er sogleich, nahe bei der Kirche Santa Maria Maggiore ein Kreutz zu errichten, mit der Inschrift: In hoc signo vinces (mit diesem Zeichen wirst du siegen). Anfangs bewunderte man dieß Denkmal als ächt katholisch; allein bald fanden schärfere Beobachter, daß der Theil des Kreutzes, worauf die Inschrift angebracht war, die Gestalt einer Kanone hatte, woraus denn, ohne viel zu deuteln, die Conjectur hervorging, der vermeintliche bekehrte König habe mehr seinem schweren Geschütz, als der alleinseligmachenden Kirche, durch dieß Denkmal huldigen wollen.

## 15 Glaubenszwist.

Die kirchliche Reformation des sechzehnten Jahrhunderts veranlaßte, wie überall, auch in der schwäbischen Reichsstadt Rottweil, allerlei Gährungen und mitunter gewaltsame Auftritte. Ein achtbarer Schriftsteller hat hierüber aus Acten folgendes erzählt.

Schon wenige Jahre nach Luthers ersten Schritten gab es Leute, die nicht mehr beichten und communiciren wollten. Der Magistrat sah sich veranlaßt, jeden neu aufgenommenen Bürger schwören zu lassen, daß er katholisch bleiben wolle. Man stärkte die Bürger durch Gefängnißstrafen, durch das Halseisen und durch Auspeitschen im alten Glauben. Als aber der Pfarrer Konrad Stücklen, ein eifriger Prediger der neuen Lehre, entlassen wurde, kam es 1529 zum förmlichen Bürgerkriege. Die strengsten Maßregeln des Magistrats gegen die Evangelischen reitzten diese zum gewaltsamen Widerstande. Sie

schlossen, das Zeughaus zu stürmen, versammelten sich in der Hochbrücker Vorstadt, und versahen sich mit Harnischen und Waffen. Mehrere Magistratsglieder wurden, als sie vom Rathhause gingen, mit Spießen angefallen und retteten sich kaum noch in das Hospital. Nun traten die Katholischen, verstärkt durch das Landvolk, unter das Gewehr, und jagten die Neugläubigen, mit ihren Weibern und Kindern zur Stadt hinaus; noch Mehrere von gleicher Gesinnung folgten ihnen freiwillig nach. Man trat mit den Vertriebenen in Unterhandlungen; da aber keine Vereinigung zu Stande kam, verkaufte man ihre Besitzungen, und übergab ihnen den Erlös; sie selbst aber ließen sich an andern Orten nieder. Ein Beschluß des Raths und der ganzen Gemeinde verbannte sie auf ewig aus der Stadt. Dieser Sieg des Katholicismus über die evangelische Lehre war hauptsächlich das Werk des Bürgermeisters Möck, des Schultheißen Mock und des Pfarrers Uhl, woraus das noch jetzt bekannte Sprüchwort entstand:

Möck, Mock und Uhl
Retten Rottweil dem römischen Stuhl.

## 16. Der kluge Pastor.

Als Butler, Herzog von Ormond, nach Irland überschiffte, um als Vicekönig seine Stelle anzutreten, ward das Fahrzeug durch Sturm an die Insel Man verschlagen. Hier fand er bei einem Landpfarrer, Namens Joseph, eine gastfreundliche Aufnahme. Dem Herzoge gefiel sein Wirth als ein sehr angenehmer Gesellschafter; er erkundigte sich deshalb näher nach seinen Vermögensumständen, und da ihm diese als sehr ärmlich geschildert wurden,

so

so versprach er, für den Pfarrer zu sorgen, sobald er in Dublin angekommen seyn würde. Joseph hielt sich mehrere Monate mit der Hoffnung hin, von seinem Gönner eine angenehme Nachricht zu erhalten, da aber nichts erfolgte, so beschlos er nach Dublin sich aufzumachen, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Er fürchtete, bei dem Vicekönige nicht zugelassen zu werden, und wandte sich daher an den Dechant Swift, den er um die Erlaubniß bat, den nächsten Sonntag in der Domkirche zu predigen. Swift, der an seiner Unterhaltung Gefallen fand, gewährte ihm gerne seinen Wunsch. Der Vicekönig war mit seinem ganzen Hofe in der Kirche, und saß fast der Kanzel gegenüber. Niemand erinnerte sich mehr des Pastors Joseph; allein man erkannte ihn, da er nach Vorlesung seines Textes (1 B. Mos. 40, 33): „Aber der oberste Schenke *) gedachte nicht an Joseph, sondern vergaß sein!“ auf den Herzog und seinen Aufenthalt auf der Insel Man deutlich anspielte. Der Pastor ward nach der Predigt aufs Schloß geladen, und mit einer guten Präbende beschenkt.

## 17. Die großen Leute.

Ein französischer Gesandter bei dem Könige Jakob dem Ersten von England zeigte bei einer diplomatischen Unterredung mit diesem eine so ungeschickte Lebhaftigkeit und so wenig Talent zu seiner Rolle, daß Jakob nichts mit ihm unterhandeln konnte. Nach der Audienz sagte der König zu dem gelehrten Kanzler Baco: „was halten Sie von dem französischen Herrn Gesandten? ist es nicht ein schöner,

*) Der Name Butler bedeutet so viel als Mundschenk.

ner, wohlgebildeter und großer Körperbau? Aber was denken Sie von seinem Kopfe?" — „Sire, antwortete Baco, Leute von einer solchen Körpergröße gleichen nicht selten den Häusern von vier und fünf Etagen, worin die obersten Zimmer gemeiniglich am schlechtesten meublirt sind."

## 18. Die Redner.

„Großmächtigster, allerbester, gütigster, großmüthigster König", begann jener Redner, welcher Heinrich den Vierten auf seiner Reise durch Amiens begrüßen sollte. — „Und zum Schlusse setzen sie noch hinzu, fiel der König ein: Allermüdester."

Ein anderer Redner fing gerade um die Tafelzeit also an: Agesilaus, König von Lacedämon — „Ich weiß, unterbrach ihn Heinrich, der hat schon zu Mittag gegessen, aber ich nicht."

Heinrich reiste durch ein Städtchen. Eine Deputation sollte ihn begrüßen. Schon begann der Redner, als zu gleicher Zeit in der Nähe ein Esel seine Stimme erhob. „Einer nach dem andern, wenn's beliebt," sagte der König.

Der Schneider dieses Königs hatte ein Buch über nothwendige Staatsverbesserungen geschrieben, und es dem Könige überreicht, der es schnell durchblätterte. „Ruft mir den Kanzler, sagte er zu einem seiner Kammerdiener; er soll mir das Maaß zu einem neuen Kleide nehmen."

Als ein berühmter Arzt von Calvin's Lehre zu jener der katholischen Kirche überging, sagte der König zu Rosny, seinem Vertrauten: „Deine Religion ist gefährlich krank, denn der Arzt hat sie aufgegeben."

## 19. Prophezeihungen.

Wallenstein, Herzog von Friedland, verlor 1630 durch den Collegialtag der deutschen Reichsfürsten zu Regensburg sein Generalat. Als ihm die Freiherren von Werdenberg und Guestenberg diesen Beschluß ankündigten, nahm er stillschweigend ein Stück Kreide zur Hand, und schrieb mit derselben stillschweigend folgende Worte an die Thüre der Stube:

Der Pfarrer Reformation
Bringt den Kaiser um Scepter und Kron.
Und mich um meine Reputation;
Die Churfürsten werden bekommen ihren Lohn.

Von den Jesuiten pflegte Wallenstein häufig zu sagen: „Man sollte sie als Aufrührer und Friedensstörer aus dem römischen Reiche verjagen, und es wäre besser, wenn sie ihre Nasen von Staatssachen abhielten, und ihren Kirchen und Kathedern allein vorstünden.“

Als der Friedländer einst in Schlesien mit schwedischen und sächsischen Generalen an der Tafel saß, wagte er folgende kühne Worte auszusprechen: „Wenn der Kaiser die projectirten Friedenspunkte nicht belieben will, so muß man ihn zum Teufel jagen.“

## 20. Frag und Antwort.

Nach dem Tode Gustav Adolphs kommandirte der tapfere Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, die schwedische mit der französischen verbündete Armee. Ein alter französischer Hofmann, mit Stern und Band, der, nach einer verlornen Schlacht, mit dem Herzoge sprach, fragte ihn im gut-

gutmüthigsten Tone von der Welt: Warum er denn aber diese Bataille geliefert habe?

Antwort. Weil ich sie zu gewinnen glaubte.

Damit kehrte der Held dem Frager den Rücken zu und fragte einen andern Hofherrn: Wer denn der Pinsel da mit dem blauen Bande sey?

## 21. Die Nase.

Als um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, während des dreißigjährigen Krieges, die leichten Münzen aufkamen, wollte ein Reisender den Wirth, bei dem er gezehrt hatte, mit neuen Sechsbäzner-stücken, die schon sehr roth aussahen, bezahlen. Der Wirth weigerte sich, das Geld anzunehmen. „Es ist ja eure Landesmünze, versetzte der Fremde; es ist eures Fürsten Bildniß darauf geprägt." — „Das ist nicht unsers Markgrafen Bildniß, sagte der Wirth, denn der hat keine rothe Nase."

## 22. Der Verehrer seiner Kunst.

Der berühmte Arzt Malouin zu Paris war ein so großer Verehrer seiner Kunst, daß er sich für überzeugt hielt: Moliere's Tod sey die gerechte Strafe für die Unehrerbietigkeit gewesen, womit er die Arzneikunst behandelt habe. Als er einst Zeuge war, mit welcher ängstlichen Genauigkeit ein Kranker die eckelhafteste Medicin einnahm, sagte er mit Rührung, und um ihm die Meinung auszudrücken, welche er von der Güte und Wirksamkeit derselben hatte: „Mein Herr, Sie sind es werth, krank zu seyn."

## 23. Der Dieb in der Bärenhaut.

Auf einem Reichstage zu Augsburg kleideten ei-

einige lose Gäste Einen vor sich in eine Bärenhaut und baten einen vornehmen Mann, denselben als einen wirklichen Bär eine Nacht in seinem Hause zu beherbergen. In der Nacht eröffnete derselbe die Thüre, seine Kameraden kamen hinein, erbrachen Küsten und Schränke, und packten zusammen. Darüber erwachte der Hausherr und ging mit seinen Leuten auf die Diebe los. Sie entwischten alle, außer dem in der Bärenhaut, und dieser wurde, als ein wirklicher Bär, mit Hunden gehetzt und durch Pfeile und Lanzen getödtet.

## 24. Die Zuversicht des Herrschers.

Das englische Parlament war gegen Cromwell aufgebracht, weil er in seinem Verfahren große Anmaßung bewies. Man wollte ihm die Oberherrschaft, die er unter dem Namen eines Protektors an sich gerissen hatte, wieder nehmen. Cromwell, der davon Nachricht erhielt, befahl dem Major Holms, am folgenden Morgen Westmünster mit fünfzehnhundert Soldaten mehr als gewöhnlich zu besetzen, und sie auf den Treppen und Gängen, wo die Mitglieder des Parlaments durchkommen mußten, in Reihe und Glied treten zu lassen. Auch Cromwell erschien im Parlamente, und hielt, nachdem er seinen Platz eingenommen hatte, folgende Anrede: „Ich habe gehört, meine Herren, daß Sie mir meine Bestallung als Protektor zu nehmen beschlossen haben. Hier ist sie (indem er sie auf den Tisch warf); ich will doch sehen, ob einer von Ihnen kühn genug ist, sie zu nehmen.“ Schrecken verbreitete sich in der ganzen Versammlung; es herrschte eine tiefe Stille.

Cromwell fuhr in eben diesem Tone fort, legte

te eine von ihm aufgesetzte Eidesformel auf den Tisch und endigte mit der Drohung, das Parlament auf immer aufzuheben, wenn es sich weigern würde, dieselbe zu unterschreiben. Nun las der Secretair die Formel vor, welche folgender Gestalt lautete: „Ich N. N. verspreche und verpflichte mich aufrichtig und bei Treue und Glauben, dem Herrn Protektor und der freien Regierung von England, Schottland und Irland immer getreu zu bleiben, und den Bedingungen, unter denen ich zum Mitgliede des Parlaments ernannt bin, zufolge nichts in Vorschlag zu bringen, und in keinen Vorschlag einzuwilligen, welcher der gegenwärtigen Regierung, die auf das Ansehen des Parlaments und die von diesem dem Protektor übertragene Macht gegründet ist, nachtheilig werden könnte. So wahr mir Gott helfe!"

Der Protektor begab sich hierauf in sein Zimmer, um den Entschluß der Versammlung abzuwarten. Das Parlament beschloß nach einiger Berathschlagung durch Stimmenmehrheit, die Eidesformel nicht zu unterschreiben, und schickte Abgeordnete an Cromwell, um ihm diese Willensmeinung bekannt zu machen. Der Protektor zog im Zorne eine kostbare Uhr aus der Tasche, warf sie in Gegenwart der Deputirten wüthend auf die Erde und sagte: „Seht, so wie ich diese Uhr vernichte, so will ich auch das Parlament vernichten." Als die Abgeordneten diesen Vorfall dem Parlamente berichteten, gerieth die ganze Versammlung so in Schrecken, daß die sämmtlichen Mitglieder nun sich dem Tische näherten und zur Unterschrift drängten.

## 25. Der geplünderte Matrose.

Unter der Regierung Karls des Zweiten von Eng-

England empfing ein Matrose, mit Namen Skiffton, seinen rückständigen Sold. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich sich damit in ein übel berüchtigtes Haus zu Wopping zu begeben. Hier betrank er sich, und in diesem Zustande der Bewußtlosigkeit wurde ihm seine ganze Baarschaft entwendet. Bei'm Erwachen am folgenden Morgen vermißte er sein Geld und erhob darüber einen grossen Lärm. Der Wirth fand sich aber darüber sehr beleidigt, beschuldigte den Matrosen, daß dieß nur ein leeres Vorgeben sey, um seine Zeche nicht zu bezahlen; und indem er scheinbar den Großmüthigen machte, erließ er ihm seine Schuld und schob ihn mit Hülfe seines Gesindes zur Thüre hinaus, die er verriegelte.

Der so hinterlistig ausgeplünderte Matrose schäumte vor Wuth. Ihm blieb aber nichts übrig, als weiter zu gehn. Dazu entschloß er sich endlich, doch mit dem festen Vorsatze, von dem Ersten, der ihm unter Weges aufstoßen würde, und bei dem er Geld vermuthe, sich seinen Schaden ersetzen zu lassen. Unweit Styrneyfields holte er einen wohlgekleideten Reisenden ein. Er redete ihn an, erzählte ihm sein Unglück und verlangte darauf, daß er ihn schadlos halten solle. Der Fremde stellte dem Matrosen das Ungerechte und Strafbare seines Begehrens vor, aber ohne Erfolg. Der Matrose bestund hartnäckig auf seiner Forderung, und da der Reisende überlegte, daß er bei einem thätigen Angriffe unfehlbar dem starken Matrosen nicht Widerstand zu leisten vermöchte, so fand er es für rathsam, zwischen zwei Uebeln das kleinste zu wählen. Er reichte dem Matrosen seine Geldbörse dar.

Der Matrose ging unbefangen seinen Weg; der Angefallene verfolgte ihn von ferne, und ließ ihn

nicht aus den Augen. In dem nächsten Dorfe trug er auf die Verhaftung des Matrosen als eines Straßenräubers an; diese erfolgte, er wurde nach London abgeliefert, und zu Newgate eingekerkert. Der Prozeß war bald entschieden. Der Matrose wurde zum Strange verurtheilt. In dieser Noth schrieb er einen Brief an den König, den er durch einen andern Matrosen, der ihn in seinem Gefängniß besuchte, abgeben ließ. Er lautete folgender Maaßen:

König Karl!

Einer deiner Unterthanen hat mir vor kurzem des Nachts vierzig Pfund Sterling gestohlen. Ich habe, um mich zu entschädigen, einem Andern dieß Geld wieder abgenommen. Dieser letztere hat auf eine unmenschliche Weise mich festsetzen lassen, und nach Newgate geschickt, er hat geschworen, und ich soll nun gehenkt werden. Deshalb und um deinetwillen, bitte ich, rette mein Leben, denn Gott verdamme mich! du verlierst sonst einen der besten Matrosen deiner Flotte.

Dein

Jack Skiffton.

Der König antwortete auf diese originelle Bittschrift Folgendes:

Jack Skiffton!

Für dießmal will ich dich vom Galgen retten; aber machst du dich eines ähnlichen Verbrechens schuldig, so sollst du, Gott verdamme mich! gehangen werden, wenn du auch der beste Matrose bei meiner Flotte wärest.

Karl.

## 26. Die geheimen Räthe.

In dem Kriege, welchen Oesterreich 1674 auf Hol-

Hollands Anstiften gegen Frankreich führte, saßen Männer im Geheimen-Rathe zu Wien, die zum Theil so wenig den Titel, geheime Räthe, rechtfertigten, daß der französische Gesandte von Germonville fast nach jeder Session von den Beschlüssen derselben unterrichtet war. Mit Recht schrieb deshalb der Feldmarschall Montecuculi, der die Oesterreicher an den Rhein führte: Man möchte die Ordres an ihn nur geraden Weges nach Paris schicken, damit er sie von dort aus erhalten könne.

## 27. Wunderbare Lebensrettung.

Das Schloß Neukosl im Herzogthum Krain, unfern Triest, ist durch die fürchterlichen Winterstürme bekannt, die hier Bäume entwurzeln, Roß und Mann und die schwersten Lastwagen über den Haufen werfen. Auf der einen Seite senkt sich hart vom Schloßzwinger ein Abgrund hinunter, aus dem man nur die Reka heraufbrausen hört, die bei St. Cantian in den Berg fließt, und alsdann der, seit der Argonautenfahrt beinahe von allen Sängern Hella's und Latium's gefeierte, Timarus wird. In diesem Abgrunde sind zahlreiche ganz spitzige und scharfe Felsklippen, die, zumal in einer Vollmondsnacht, mit ihrer weißlichten Helle und abentheuerlichen Gestalt einen schauderhaften, gleichsam drohenden und sinnverwirrenden Anblick geben.

In einer dunkeln Herbstnacht des Jahres 1669 ritt der Edelmann Ludwig Bottoni von Töckhlitsch dicht neben diesem Abgrunde hin, weil er, von Karst herkommend, in der Dunkelheit den Weg verfehlt hatte. Er wollte den Burgherrn Rosetti, seinen Freund, besuchen, und in dessen Wohnung gerade über sah er auch deutlich die Lichter sich aus einem

mer in das andere bewegen. Es war Mitternacht — doch war alles im Schlosse noch wach, man harrte des werthen Gastes. Auch der Cavalier Bottoni war froh, aus der langen unheimlichen Nacht heraus unter des Freundes wirthliches Dach zu kommen. Doch das Pferd stutzte, legte die Ohren zurück, und stemmte sich mit den Vorderfüßen mächtig in die Erde; denn gerade vor seinen Füßen klaffte der Abgrund, und es sah die Gefahr weit besser, als sein todesmüder und geblendeter Herr. Aber der setzte ihm ungeduldig die Sporen scharf in die Seiten, und da auch dieß nicht half, schoß er ihm eine seiner Pistolen zwischen die Ohren. Das arme Thier hob sich nun gewaltig und setzte in die gräßliche Tiefe hinunter.

Unglaublich fast scheint es, daß Bottoni zwischen zweien Felsen mit den Riemen seines Karbiners an einer Spitzenklippe ganz unverletzt hängen blieb. Jener Schuß und sein Geschrei zog die Schloßleute mit Stangen, Seilen und Fackeln herbei. Sie zogen ihn herauf; aber weder von seinen Pistolen, noch von seinem Pferde war die geringste Spur mehr zu finden. Der Waldstrom scheint sie in sein unterirdisches Grab mit hinabgewälzt zu haben.

## 28. Der edle Staatsdiener.

Eines Tages hatte der Czar Peter der Große im Senat eine Ukase unterschrieben, nach welcher die Landeigenthümer des Petersburger nnd Novogroder Districts ihre Bauern zur Arbeit am Ladoga-Kanale schicken mußten, so sehr auch diese Gegenden vom Kriege verheert und an Menschen verarmt waren. Dolgoruki, ein edler Patriot und des Czars Vertrauter, war an diesem Tage nicht im Senat.

Tags

Tags darauf, als er in die Rathsversammlung kam, legte man auch ihm die Ukase zur Unterschrift vor, allein er verweigerte sie: „Denn, sagte er, das hiesse die beiden Gegenden, die schon so viel gelitten haben, vollends ins Verderben stürzen; man muß daher dem Czar Vorstellungen machen.“ Seine Kollegen aber meinten, dazu sey es zu spat, denn der Czar habe die Ukase bereits unterschrieben. Statt aller Antwort nimmt Dolgoruki das Papier, und reist es entzwei. Noch ist alles voller Erstaunen über seine Kühnheit, als der Czar selbst erscheint. Zitternd sagte ihm einer der Senatoren, was vorgefallen sey. Der Czar, vom Zorne überwältigt, donnert dem Dolgoruki mit schröcklicher Geberde die Worte zu: „Unverschämter, weißt du nicht, daß dir deine Frechheit das Leben kosten kann?“ — „Ja, erwiedert dieser kaltblütig; ich weiß aber auch, daß Peter nicht in Karls des Zwölften Fußstapfen treten, und nicht seine eigenen Staaten entvölkern wird. Haben Sie auch wohl reiflich überdacht, wie menschenarm diese Distrikte sind? in welchem Elend die Bewohner derselben schmachten? wie es überall an Menschen fehlt, um die Aecker nothdürftig zu bestellen? Könnten nicht am Ladogakanal die schwedischen Kriegsgefangenen arbeiten, die bis jetzt mit Nichtsthun ihre Zeit hinbringen?“

So sprach Dolgorukl, der edle Patriot. Mit jedem Worte heiterte sich des Czars Stirne mehr auf, mit jedem schwand das Feuer seines Zorns. Von der Ukase war nicht mehr die Rede.

## 29. Der Traum.

Als König Friedrich der Zweite von Preußen seit wenigen Tagen zur Regierung gelangt war, wur-

de

de im Geheimenraths-Kollegium ein Bittschreiben eines katholischen Unterthans vorgelesen, welcher um die Erlaubniß nachsuchte, sich ein Haus bauen zu dürfen. Dieses war damals gegen die Landesgesetze, nach welchen kein Katholik im Lande ansäßig seyn durfte. Friedrich nahm andere Sachen vor, und verschob die Verhandlungen über diese Angelegenheit bis auf den folgenden Tag. An diesem eröffnete der König die Sitzung mit den Worten: „Meine Herren, ich habe diese Nacht einen Traum gehabt. Ich war gestorben und kam an die Himmelsthüre. Indem ich anpoche ruft Petrus: Wer da? Ich antworte: ein reformirter Christ. Wir kennen keine reformirte Christen, brummet Petrus; setze dich auf die Bank, bis du zur Erkenntniß kommst. Ich setze mich auf die lange Bank, hatte aber noch nicht lange gesessen, da kam wieder eine Seele geflogen und pochte an. Wer da? so rief abermal Petrus. Ein katholischer Christ! war die Antwort. Wir kennen hier keine katholische Christen, erwiederte Petrus; setze dich auf die Bank, bis du zur Erkenntniß kommst. So ging es lange fort. Es kamen Pietisten, Quäker, Menoniten u. dergl.; immer dieselbe Frage und dieselbe Antwort. Als die Bank voll war und wir uns ausgesprochen hatten, fingen wir an zu singen. Ich begann das Lied: Wir glauben all an einen Gott, und Alle stimmten ein. Als der erste Vers zu Ende war, trat Petrus aus der Himmelsthür und sagte: Singet nicht weiter, ihr könnt alle hereinkommen. Besser wäre es, ihr wäret schon auf der Erde zu dieser Erkenntniß gekommen. Da waret ihr aber alle noch Narren; jetzt erst seyd ihr klug geworden. Mein Traum ist zu Ende, meine Herren. Nun wollen wir doch die Sache mit dem Katholiken vornehmen.“

Der

Der Erfolg läßt sich leicht berechnen. Der Traum that mehr, als die schönste Demonstration gethan haben würde.

Unter den Finsterlingen, die nach Friedrichs Tode das Licht, das der königliche Weltweise dem preußischen Volke angezündet hatte, wiederum auszulöschen sich vereinigten, stand der Staatsminister von Wöllner oben an. Er hatte Theologie studirt, war ein sehr mittelmäßiger Kopf, und besaß geringe Kenntnisse, aber bei diesen Eigenschaften, die einen ganz guten Finsterling bilden, würde er dennoch zu den Maaßregeln wider die Vernunft schwerlich die Hand geboten haben, wenn er nicht von den Zeloten, die er sich anfangs nur als Werkzeuge gewählt hatte, besonders von dem Prediger Hermes, überrannt und ihr bloßes Werkzeug geworden wäre. Er hat seinen vertrautesten Freunden zuweilen hierüber das Herz ausgeschüttet. Ihn leitete nur der Haß gegen das Andenken des großen Königes, der seine Eitelkeit schwer verletzt hatte. Er war mit einem Fräulein von Itzenplitz verheirathet, deren Familie ihm den Adel zu verschaffen wünschte. Der Oberst von Forcade, ein wackerer Mann und Günstling des Königs, dessen Tochter an Wöllners Schwager verheirathet war, übernahm es, dessen Gesuch an den Monarchen gelangen zu lassen. Der König schrieb an den Rand der Bittschrift: „das gehet nicht an; ich nobilitire, wenn einer sich durch den Degen Meriten erwirbt, aber der Wöllner ist ein betrügerischer und intriganter Pfaffe, weiter nichts.“

## 30. Seltene Freimüthigkeit.

König Friedrich der Zweite von Preußen hatte auf die unmittelbare Beschwerde eines Unter-

thans über den angeblichen Mangel unparteyischer Rechtspflege, eine Kabinetsordre an den Staats- und Justizminister von Münchhausen erlassen, in welcher er diesem, wegen vermeintlicher Begünstigung vornehmer oder begüterter Personen, eine Bitterkeit gesagt hatte.

Der Minister von Münchhausen antwortete darauf dem Monarchen mit edler Freimüthigkeit Folgendes:

„Was Ew. königl. Majestät in Dero Ordre vom gestrigen Dato mir besonders zu erkennen geben wollen, daß in Dero Augen ein armer Bauer eben so viel gilt, als der vornehmste Graf und der reichste Edelmann, und daß das Recht sowohl für geringe als vornehme Leute ist! habe ich von jeher gewußt, und ich behaupte, daß durch die ganze Zeit, die ich Ew. königl. Majestät zu dienen die Gnade habe, ich niemals auch nur Verdacht gegeben, es nicht zu wissen. Die Vorstellung des D... ist nicht durch meine Hände gegangen; sie gehört auch nicht zu meinem Departement. Daß ich in verschiedenen Resolutionen unbefugte Supplikanten vor der Strafe des muthwilligen Suppliciren gewarnt, ist wahr; wie aber dergleichen auf meine besondere Veranlassung vollzogen worden, erinnere ich mich nicht gleich. Jene Warnung ist, nach meiner Einsicht und Ueberzeugung, eine wahre Wohlthat für dergleichen Leute, die für jedes nützliche Geschäft verloren sind, so lange sie mit dem Suppliciren fortfahren, da ihnen zu dem, was sie verlangen, zu helfen nicht möglich ist: und ich habe gesucht, dadurch, daß ich sie von ihrem Eigensinne abhielte, mich um sie verdient zu machen. Wenn ich wirklich in dem Falle begriffen wäre, bei der Rechtspflege einen Unterschied zu kennen zwischen Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen, so

müßte

müßte die Quelle davon tiefer liegen, als daß sie blos durch eine Zurechtweisung gehoben werden könnte. Ich bitte allerunterthänigst, daß Ew. königl. Majestät geruhen, mir die Fälle, wodurch eine so ungnädige Beschuldigung auf mich geladen worden, anzeigen zu lassen."

## 31. Jesuitisch-demagogische Umtriebe.

Als der König Karl der Dritte von Spanien, durch das Beispiel Portugals und einsichtsvoller Minister ermuthiget, den Jesuiten kräftig entgegen zu treten sich anschickte, versäumten diese nicht, ihrer Seits seinen Untergang zu betreiben. Daher bemerkte man bereits zu Ende der Fasten des Jahres 1766 zu Madrid hie und da einige Bewegungen unter dem gemeinen Volke. Die Jesuiten veranstalteten unter ungeheurem Zulauf höchst glänzende Processionen, zogen Kutschen, Lastträger, Diener der niedrigsten Art und andere dergleichen Leute in ihre Gemeinschaft, besuchten Galeeren und Kerker, um die Verbrecher zu trösten, und mit Dieben und Meuchelmördern zu beten. Das Volk staunte eine solche Herablassung an, und es war kein Wunder, wenn die Hochachtung für die heiligen Väter bei den Geblendeten sehr bedeutend stieg.

Die Regierung wollte solche Zusammenkünfte und heimliche Clubbs hemmen, allein vergeblich; ja endlich in der Nacht des drei und zwanzigsten März 1766 brach der Pöbel in verschiedenen Haufen auf, beschädigte Häuser und Menschen, und strömte in wildem Tumulte bis an den königlichen Pallast, dort die Absetzung der den Jesuiten verhaßten Minister und die Erhebung mehrerer lojolitischen Geschöpfe mit wildem Geschrei fodernd. Die königl.

 Trup-

Truppen waren zu schwach, und der Monarch sah sich daher genöthiget, zu entfliehen; allein er traf die zweckmäßigsten Anstalten zur Herstellung der Ruhe und zur Einleitung der Untersuchung. Diese ergab denn bald genug, daß niemand anders, als die Jesuiten die Urheber dieses Aufruhrs gewesen waren, und daß namentlich die Patres Bonavente, Lopez und Gonsales Alles angewandt hatten, das Volk zu empören. Auch entdeckte man, daß sogar der General Ricci in einem Briefe den Provinzial von Toledo aufgefodert hatte, diese Unruhen zu veranlassen. Auch die schon früher vielfach ausgestreuten Schmähschriften, welche die Regierung verunglimpften, rührten von Jesuiten her.

Kaum waren die Absichten vereitelt, welche die Jünger Lojola's durch diesen Aufruhr zu erreichen gehofft hatten, so entdeckte man durch ein aufgefangenes Schreiben des Ordensgeneral Ricci eine neue Verschwörung, welche den König als einen Bastard vom Throne zu stoßen, und seinen jüngern Bruder Ludwig zum Regenten zu machen beabsichtigte; ja, es erschien eine Druckschrift, worin der Verfasser sich weitläuftig zu zeigen bemühte, der König sey ein unehelicher Sohn der Königin Elisabeth und des Kardinals Alberoni, weshalb er den Thron nicht verdiene. Kurz, es kam eine solche Fülle von Umständen zusammen, daß Karl der Dritte die Jesuiten in höchster Eile auf ewig aus seinen Staaten verbannte.

## 32. Klugheit hilft.

Der Dechant Swift machte gewöhnlich seine Reisen zu Fuß, und eben nicht in einem glänzenden Aufzuge. Einst kam er in einer kleinen Stadt des Abends so spät an, daß er dort übernachten mußte.

Es

Es war gerade Jahrmarkt daselbst, und alle Wirthshäuser schon mit Fremden angefüllt. Er fand nur noch ein Unterkommen in einer schlechten Kneipe, und aus Mangel an Betten machte man ihm den Vorschlag, das Nachtlager eines Pächters zu theilen, der sich dazu bereitwillig erklärt hatte.

Kaum hatte sich Swift neben dem Pächter in das Bette gelegt, so fing der Pächter, der nicht einschlafen konnte, ein Gespräch mit seinem Schlafgenossen an, und erzählte ihm, wie er auf dem Jahrmarkt einen sehr vortheilhaften Handel gemacht habe.

„So glücklich geht es mir nicht, erwiederte Swift, denn seit der Eröffnung der Gerichtssitzung hab' ich erst sechs Menschen aufgeknüpft."

Pachter. Was, aufgeknüpft? Wer sind Sie denn?

Swift. Ich bin der Scharfrichter der Grafschaft.

Pachter. Nicht möglich! Sie der Scharfrichter?

Swift. Ja, ja, und künftigen Sonnabend werd' ich in Tyburn neun auf einmal hängen. Einer davon soll hernach sogar noch geviertheilt werden.

Der Pachter, höchst erschrocken über einen solchen Schlafkameraden, sprang aus dem Bette, verließ das Zimmer und machte Lärm im Hause. Der Wirth kam herbei und fragte: was es gäbe? „Ihr habt mich ja mit einem Scharfrichter zusammengebettet, rief der Pächter; jetzt erfahr' ich's aus seinem eigenen Mund. Schickt sich das, honette Leute so zu behandeln? — Schließt nur die Hausthüre auf, damit ich aus dem verdammten Loche komme."

Der Wirth hielt den Pachter für verrückt: er erfüllte also sein Verlangen, um ihn nur los zu wer-

werden, und Swift hatte sich auf diese Weise in den ungetheilten Besitz des Bettes gesetzt.

## 33. Das Theater.

König Georg der Zweite von England und seine Gemahlin gaben der Schaubühne auf Haymarket vor der in Lincoln's-inn-fields den Vorzug, obwohl die letztere in der Mode und weit mehr besucht war. Lord Chesterfield trat eines Abends daselbst in eine Loge, und man fragte ihn, ob er in dem andern Schauspielhause gewesen sey? „Ja, sagte er, doch ist niemand dort als der König und die Königin, und da ich glaubte, sie möchten mit einander zu reden haben, so wollt' ich sie nicht stören."

## 34. Die Schiffsjungen.

Der Abbé Coyer traf, auf seiner Reise durch Italien, in Genua den Admiral Harrison an, und stattete ihm auf dem Admiralschiffe einen Besuch ab. Während er mit dem edlen Lord spricht, treten zwei Schiffsjungen, triefend von Schweiß und überall mit Theer besudelt, in die Cajüte, und grüßen den Admiral, als ob sie (nach dem alten Sprüchworte) längst einen Scheffel Salz mit ihm genossen hätten. — „Wer sind denn die Buben?" fragt der Abbé voll Verwunderung, hört aber mit noch weit größerer Verwunderung die Antwort des Admirals: der eine der Buben sey sein Sohn, der andere ein Neffe des Admirals Harvey und Lords Bristol. — „In welchem Range dienen sie auf dem Schiffe?" fragte Coyer. — „Als Matrosenjungen; war die Antwort, sie müßen von unten herauf arbeiten, bevor sie es verdienen, Befehlshaber zu werden." Im Au-

Augenblick flogen die Jungen zur Thüre hinaus und kletterten, wie Katzen, den Mastbaum hinan.

## 35. Die treue Negerin.

Während des fürchterlichen Erdbebens, das im Jahre 1770 auf der Insel St. Domingo so große Verwüstungen anrichtete, befand sich eine Negerin zu Port-au-Prince allein im Hause ihrer Herrschaft mit dem jüngsten Kinde derselben, bei welchem sie Ammenstelle vertrat. Das Haus wurde in seiner tiefsten Grundveste erschüttert. Jedermann hatte die Flucht ergriffen, die Negerin allein konnte nicht mehr entfliehen, ohne das ihr anvertraute Kind der drohenden Gefahr zu überlassen. Sie eilte daher in das Zimmer, wo dasselbe im tiefsten Schlafe lag, in diesem Augenblicke stürzten die Mauern des Hauses ein. Die Negerin, einzig besorgt um die Rettung ihres Säuglings, warf sich über denselben hin und indem sie über den Körper desselben eine Art von Bogen bildete, rettete sie dem Kinde das Leben. Sie selbst aber starb bald als ein Opfer ihrer Treue.

## 36. Klug oder ein Narr?

Der berühmte Astronom Dr. Maskelyne war als sehr einsylbig bekannt. Eines Tages, als er auf der Post von Greenwich nach Hause reiste, saß ein Dienstmädchen neben ihm, das sehr redselig war, aber von dem Gefährten keine Sylbe erpressen konnte. Als sie endlich von dem Postwagen abstieg, sagte sie zu dem Doktor: „Wenn Sie ein kluger Mann sind, so sind Sie ein Narr gewesen, nicht zu sprechen. Sind Sie aber ein Narr, so haben Sie sehr weise gehandelt, Ihre Narrheit nicht durch

Ihre

Ihre Zunge kund zu machen. Damit empfehl' ich mich Ihnen!"

## 37. Die Schächer.

Als der Oberhofprediger Reinhard in Dresden noch Professor in Wittenberg war, besaß er in der Nähe dieser Stadt ein kleines Landhaus, wo er in philosophischer Ruhe seine glücklichsten Stunden verlebte. Auf dem Wege nach dieser Villa holte Reinhard einst zwei seiner gelehrten Freunde ein. Eben wollte er sich denselben unbemerkt anschließen, als diese, Fußtritte hörend, sich umwendeten, und — Reinharden erblickend, ihn freundlich willkommen hießen. „Laßt uns den kleinen Schächer in die Mitte nehmen!" sagte scherzend Einer der gelehrten Freunde, und trat auf die Seite. Der Andere stimmte ihm bei, und that ein Gleiches. Reinhard war klein von Statur. „Ey, ey, meine Herren, rief er in demselben scherzhaften Tone, man hört es doch gleich, daß Sie keine Theologen sind; haben Sie vergessen, daß die Schächer unserm Herrn und Meister zu beiden Seiten hingen?"

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Denkwürdigkeiten aus der Menschen-, Völker- und Sittengeschichte alter und neuer Zeit zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für alle Stände

Bd.: 9 = 3

Ulm (1827)

H.misc. 18 q-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10737499-9